

ABRAHAM VAN HELSING

DER VAMPIRJÄGER



MICHAEL LAPPENBUSCH

www.perplex.click

Inhaltsverzeichnis

Der Brief aus Transsilvanien	3
Nebel über London	14
Das Haus der verschlossenen Fenster	25
Eine Spur aus Asche	37
Der Mann im schwarzen Mantel	47
Flüstern in Whitechapel	56
Das Tagebuch der Vermissten	66
Der Geruch von Eisen	77
Die Kutsche um Mitternacht	87
Ein Schatten im Spiegel	98
Die Treppe hinter der Tapete	110
Der Besuch im Irrenhaus	120
Der Sarg im Keller	132
Ein Biss im Morgengrauen	143
Die Karte mit dem roten Kreuz	154
Der Zug nach Whitby	166
Das Zimmer mit den Kratzspuren	178
Der Priester, der schwieg	189
Die Blutspur am Kai	201
Das Portrait, das sich veränderte	212
Der Ball der Masken	224
Eine Einladung ohne Absender	237
Das Kind am Fenster	250
Die Glocke im Nebel	259
Die letzte Beichte	269
Jagd durch die Gassen	279
Der Schlüssel aus Knochen	289
Das Schloss der tausend Türen	300
Die Kammer der Schlafenden	311
Der Pakt der Dunkelheit	321
Das Messer im Samt	333
Feuer im Schnee	344
Der Morgengrauensieg	355
Stille nach dem Biss	366
Impressum	377

Der Brief aus Transsilvanien

Es begann, wie es so oft beginnt, wenn die Nacht sich für harmlos ausgibt: mit einem Geräusch, das nicht dahin gehörte.

Draußen war es noch nicht ganz dunkel, doch das Londoner Licht hatte bereits diesen müden, schmutzigen Ton angenommen, als hätte der Tag etwas zu verbergen. In der Gower Street drängte sich das Geräusch der Stadt an die Scheiben wie ein ungebetener Gast: Pferdehufe, Wagenräder, das entfernte Lachen aus einer Schankstube, dann wieder Stille, so plötzlich, dass sie verdächtig wirkte. Ich saß an meinem Schreibtisch, den Rücken gegen die Kälte der Wand, und sortierte Notizen, die ich nie wieder lesen wollte. Nicht, weil sie belanglos waren. Sondern weil sie zu viel wussten.

Der Briefschlitz klapperte.

Ein sehr gewöhnliches Geräusch. Genau deshalb richtete ich mich auf. Gewöhnlichkeit ist das Gewand, das die Gefahr am liebsten trägt. Ich wartete, bis der Schritt im Flur verklungen war, und es war, als hätte das Haus selbst den Atem angehalten. Dann erhob ich mich, ging zur Tür, und sah den Umschlag auf den Dielen liegen wie etwas, das aus einem anderen Raum gefallen war.

Das Papier war dick, fast störrisch. Nicht das zarte, nachgiebige Zeug, das die Bankiers und Anwälte bevorzugen, sondern Material, das eher zu Pergament als zu Papier gehörte. Die Farbe war nicht weiß, sondern die Sorte Gelb, die ein altes Gebiss annimmt. Auf der Vorderseite stand mein Name in einer Handschrift, die zugleich elegant und ungeduldig war. Die Tinte hatte sich leicht in die Fasern gegraben, als wäre sie mit Nachdruck hineingerieben worden.

Abraham van Helsing.

Darunter, als wäre es eine zweite Adresse oder ein Zusatz, der erst nach dem ersten Blick sichtbar werden sollte, ein einziges Wort.

Transsilvanien.

Ich hätte lachen können. Es ist ein Land, das in den Köpfen der Engländer ungefähr dort liegt, wo man auch Drachen und Einhörner vermutet. Ein Ort, den man mit einer Landkarte beeindrucken könnte, die man im Dunkeln falsch herum hält. Doch ich lachte nicht. Das Lachen blieb irgendwo in der Kehle stecken, und für einen Moment spürte ich den Geschmack von Metall, der sich einstellt, wenn der Körper eine Entscheidung trifft, bevor der Verstand sie versteht.

Ich nahm den Umschlag mit zwei Fingern, wie man ein Insekt anfasst, das noch leben könnte. Er war versiegelt. Kein gewöhnliches Wachssiegel, wie es die Akademiker für feierliche Briefe verwenden. Dieses Wachs war dunkler, fast schwarz, und hatte einen Geruch, der nicht in diesen Flur gehörte. Nicht süß, nicht harzig, eher... alt. Der Abdruck darin war ein Wappen oder ein Zeichen, das sich dem Blick entzog, sobald man es zu lange fixierte. Ein Kreis. Ein Haken? Ein Turm? Es schien sich zu verändern, je nachdem, wie das Licht fiel.

Ich trug den Umschlag zurück zum Schreibtisch. Meine Hand war ruhiger, als sie hätte sein dürfen, und das war beunruhigend. Über mir knarrte das Gebälk. Das Haus arbeitete. Oder es hörte zu.

Die Schere lag neben dem Tintenfass. Ich nahm sie, setzte die Spitze an das Wachs, und in dem Moment, als die Klinge das Siegel berührte, flackerte die Flamme der Lampe. Nur ein Atemzug lang, nur ein Zucken. Aber es genügte, um den Schatten an der Wand so aussehen zu lassen, als hätte er sich losgerissen.

Ich schnitt den Umschlag auf.

Ein einzelnes Blatt fiel heraus. Und noch eines. Beide waren mit einer Schrift bedeckt, die kleiner war als meine, nervöser, als wäre der Schreiber ständig über die Schulter hinweg beobachtet worden. Der erste Satz sprang mir entgegen, weil er in einer anderen Tinte geschrieben war, dunkler, frischer.

Wenn Sie dies lesen, bin ich entweder tot oder bereits auf dem Weg dorthin.

Ich las weiter, langsam, nicht weil ich es musste, sondern weil ich das Gefühl hatte, die Worte könnten sich bewegen, wenn ich sie hetzte.

Mein Name ist Ion Szekely, Doktor der Medizin, ehemals am Krankenhaus von Klausenburg tätig. Ich schreibe Ihnen, Herr van Helsing, weil man mir sagte, Sie seien ein Mann, der Dinge ernst nimmt, die andere Männer lächelnd abtun. Ich schreibe Ihnen, weil ich seit drei Nächten nicht geschlafen habe, ohne dass etwas in meinem Zimmer war. Nicht ein Mensch. Etwas anderes. Und weil ich heute Morgen Blut unter meinen Fingernägeln fand, ohne zu wissen, wem es gehört.

Ich legte das Blatt flach auf den Tisch und spürte, wie mein Blick unwillkürlich zum Fenster wanderte. Draußen war jetzt mehr Dämmerung als Tag. Die Straße war noch da, ja, aber sie wirkte weit weg, wie eine Kulisse, die gleich abgebaut werden könnte. Ein Mann mit einem Regenschirm ging vorbei, obwohl es nicht regnete. Ein Kind zog an der Hand seiner Mutter und zeigte auf etwas, das ich nicht sehen konnte.

Ich las weiter.

Vor zwei Wochen kam ein Fremder in unsere Stadt. Er gab sich als Adliger aus, als jemand, der für eine Zeit in der Nähe wohnen müsse, um Geschäfte zu regeln. Sein Name ist nicht wichtig. Namen sind hier nur Masken. Wichtig ist, dass seit seiner Ankunft Dinge geschehen, über die man nicht spricht, wenn man weiterhin von seinen Nachbarn begrüßt werden will.

Es folgen die Berichte einer Krankenschwester, die nachts Schreie hörte, die nicht von einem Menschen stammen konnten. Ein Priester, der das Haus des Fremden mied und trotzdem dort gesehen wurde, kurz vor Sonnenaufgang. Ein Knecht, der sagte, die Hunde heulten nicht, wenn der Wind aus dem Wald kam, sondern wenn er aus dem Herrenhaus kam.

Der Brief war keine Erzählung, keine dramatische Übertreibung. Er war eine Aufzählung von Fakten, und genau das machte ihn gefährlich. Drama kann man abschütteln, Fakten kleben.

Ich blätterte auf die zweite Seite. Dort waren Zeichnungen. Grobe Skizzen, mit zitternder Hand. Ein Fenster mit dicken Vorhängen. Ein Hals, an dem zwei Punkte markiert waren. Ein

Sarg, dessen Deckel nicht richtig schloss. Und ein Symbol, das dem Siegel auf dem Umschlag ähnelte, als hätte der Schreiber versucht, es nachzuzeichnen, und sich dabei immer wieder vertan, weil das Original nicht stillhielt.

Am Rand stand, fast wie eine Notiz an sich selbst:

Er geht nie am Tag hinaus. Er hat kein Spiegelbild.

Ich warf einen Blick zu dem kleinen Spiegel, der an der Wand neben dem Bücherregal hing. Nicht aus Eitelkeit. Aus Gewohnheit. Man prüft die Wirklichkeit, wenn sie beginnt, sich zu verändern. Der Spiegel zeigte mich, wie ich dort saß, das Blatt in der Hand, die Stirn gerunzelt. Eine gewöhnliche Szene. Ich hätte mich beruhigen können.

Dann bemerkte ich etwas im Hintergrund des Spiegelbildes.

Eine Bewegung hinter dem Vorhang.

Ich erstarrte so schnell, dass der Stuhl leise über die Dielen schabte. Der Vorhang am Fenster war aus schwerem Stoff, dunkelgrün, und er bewegte sich, als wäre ein Luftzug durch den Raum gegangen. Doch kein Fenster stand offen. Und die Lampe brannte ruhig.

Ich blickte direkt zum Fenster. Der Vorhang hing still. Keine Bewegung.

Ich blickte wieder in den Spiegel.

Der Vorhang bewegte sich erneut, ganz leicht, gerade genug, um sicher zu sein, dass ich es nicht erfand.

Ich stand auf, langsam, das Blatt noch in der Hand. Der Raum schien sich zu verengen, als hätte er beschlossen, mich näher an das Fenster heranzuschieben. Ich hörte meinen eigenen Atem, und irgendwo, tief im Haus, das leise Ticken einer Uhr. Jede Sekunde eine kleine Bestätigung, dass die Zeit noch funktionierte, selbst wenn alles andere es nicht tat.

Als ich den Vorhang erreichte, legte ich die Hand an den Stoff. Er war kälter, als er sein sollte. Nicht die Kälte des Abends, sondern die Kälte, die man spürt, wenn man eine Metallplatte berührt, die im Schatten gelegen hat. Ich zog ihn zur Seite.

Draußen: nichts als Straße, Laternen, eine Katze, die sich zwischen zwei Mülltonnen drückte. Kein Gesicht. Kein Schatten, der zu dicht am Glas klebte. Nur die Welt, die vorgab, normal zu sein.

Ich atmete aus, aber die Erleichterung war dünn. Zu dünn.

Zurück am Tisch fiel mein Blick auf den Brief, und ich verstand, dass das Geräusch, das nicht dahin gehörte, nicht der Briefschlitz gewesen war. Es war etwas anderes, das sich in die Geräuschkulisse geschoben hatte. Etwas, das ich erst jetzt wieder wahrnahm, weil die Stille des Zimmers es nicht mehr tarnte.

Ein leises Kratzen.

Nicht vom Fenster. Nicht von der Tür.

Von innen, aus dem Holz des Schreibtisches.

Ich beugte mich vor. Das Kratzen kam in unregelmäßigen Abständen, als würde jemand mit einem fingernagelartigen Gegenstand von unten gegen die Tischplatte fahren. Ich legte die Hand auf das Holz. Es vibrierte nicht. Aber die Kälte war wieder da, dieser fremde Ton in einem vertrauten Akkord.

Mit einem Mal wusste ich, dass der Brief nicht nur eine Nachricht war. Er war ein Schlüssel. Und etwas in meinem Haus hatte gerade gemerkt, dass ich ihn angenommen hatte.

Ich nahm die zweite Seite, suchte nach dem Schluss. Dort stand, fast flehend:

Wenn Sie ein Mann des Wissens sind, kommen Sie. Wenn Sie ein Mann des Glaubens sind, kommen Sie schneller. Und wenn Sie beides sind, bringen Sie jemanden mit, der keine Angst vor dem Dunkeln hat.

Unterzeichnet: Ion Szekely.

Darunter, als Nachsatz, in einer noch zittrigeren Handschrift:

Er weiß, dass ich schreibe.

Wieder kratzte es, diesmal länger, hartnäckiger, als hätte unten jemand die Geduld verloren. Ich setzte mich nicht. Ich blieb stehen, die Finger um das Papier geschlossen, und spürte, wie sich in mir eine sehr alte, sehr nüchterne Gewissheit ausbreitete: dass die Welt voller Türen ist, und dass manche Briefe nichts anderes sind als Einladungen, eine davon zu öffnen.

Und irgendwo in der Tiefe meines Hauses antwortete das Kratzen, als hätte es das verstanden.

Ich hielt die Hand noch immer auf dem Papier, als könne ich das Geschriebene damit zurück in den Umschlag drücken. Das Kratzen unter der Tischplatte setzte aus, als hätte es bemerkt, dass es meine volle Aufmerksamkeit besaß. In dieser Pause lag etwas Unausgesprochenes, das schlimmer war als jedes Geräusch: die Möglichkeit, dass es jederzeit wieder beginnen konnte.

Ich zwang mich, nüchtern zu bleiben. Nüchternheit ist ein Werkzeug. Angst ist eine Bühne. Und ich weigerte mich, die Bühne zu betreten.

Der Schreibtisch war alt, aus dunklem Holz, mit einer Oberfläche, die durch Jahrzehnte von Tinte und Ellbogen glänzte. Ich kannte jede Schramme, jeden kleinen Riss im Lack, wie man die Falten eines vertrauten Gesichts kennt. Genau das machte es so unerquicklich, jetzt zu spüren, dass etwas in ihm war, das nicht zu ihm gehörte.

Ich kniete mich hin und schob den Stuhl beiseite. Unter dem Tisch war es dunkler, die Lampe warf nur eine schmale Sichel Licht auf die Beine aus gedrechseltem Holz. Ich legte mich halb auf den Boden, eine Haltung, die einem Professor nicht steht, und lauschte.

Stille.

Dann, so leise, dass es mehr Gedanke als Geräusch war: ein Schaben. Nicht hektisch, nicht wie ein Tier, das panisch in einer Falle sitzt. Eher wie etwas, das sich Zeit nimmt.

Ein Nagel über Holz.

Ich tastete die Unterseite ab. Meine Finger stießen auf eine kleine Unebenheit, eine winzige Kante, die dort nicht sein sollte. Nicht groß genug, um sie im Alltag wahrzunehmen, aber deutlich genug, um mich jetzt anzulügen. Ich zog die Hand zurück, weil ich plötzlich wusste, dass ich etwas finden würde, sobald ich es wagte, genauer hinzusehen.

Ich stand auf, nahm die Lampe und stellte sie auf den Boden. Das Licht kroch unter den Tisch und enthüllte die Unterseite, als würde es eine Bühne ausleuchten. Und da war es: eine schmale, rechteckige Platte, fast unsichtbar in der Maserung, mit einem kleinen, eingelassenen Metallstift, der als Griff diente. Ein Geheimfach, so sauber gearbeitet, dass ich es in all den Jahren übersehen hatte.

Ich hätte mich wundern müssen, warum ein Schreibtisch in meinem Besitz ein Geheimfach hatte, das ich nicht kannte. Aber ich wunderte mich nicht. Mein Leben hatte mich gelehrt, dass Geheimfächer weniger mit Möbeln zu tun haben als mit Menschen.

Ich zog an dem Stift.

Die Platte gab nach, nur widerwillig, als würde sie sich an eine Zeit erinnern, in der sie häufiger geöffnet worden war. Ein kurzer Widerstand, dann glitt sie zur Seite, und kalte Luft strich mir entgegen, die nicht aus dem Zimmer kam. Es war derselbe fremde Ton, den ich am Vorhang gespürt hatte.

Im Fach lag ein kleiner Gegenstand, eingewickelt in Stoff. Der Stoff war dunkel, fast schwarz, und roch nach etwas, das ich nicht sofort einordnen konnte. Nicht Schimmel. Nicht Staub. Eher Erde, die lange in einem geschlossenen Raum gelegen hat.

Ich nahm das Bündel heraus, legte es auf den Tisch und wickelte es auf.

Zum Vorschein kam eine flache Schachtel aus Holz, kaum größer als eine Hand. Auf dem Deckel war das gleiche Symbol eingeritzt, das ich auf dem Siegel des Briefes gesehen hatte. Und darunter, kaum sichtbar, eine Linie aus getrocknetem Wachs, als hätte jemand versucht, die Schachtel zu versiegeln, und es sich dann anders überlegt.

Ich starrte auf das Zeichen, bis meine Augen begannen, daran zu zweifeln, ob es wirklich stillstand. Dann hob ich den Deckel.

Innen lag kein Juwel, kein Dokument, kein wertvolles Andenken. Es lag etwas viel Ärgerlicheres: eine Handvoll dunkler Erde, trocken und fein wie Asche, und darin ein kleiner Gegenstand, der sich sofort abzeichnete, weil er nicht in diese Erde gehörte.

Ein Zahn.

Nicht menschlich, nein. Dafür war er zu lang, zu gebogen, zu... zielgerichtet. Er war gelblich, an der Spitze dunkler, als hätte er dort etwas berührt, das nicht ganz von dieser Welt war. Ich nahm ihn nicht in die Hand. Ich betrachtete ihn, als würde er mich betrachten.

Unter der Erde lag ein Stück Papier, gefaltet, als wäre es hastig hineingeschoben worden. Ich zog es mit einer Pinzette heraus, die ich sonst für Präparate nutzte. Auf dem Papier stand nur

ein Satz, in deutscher Sprache, mit einer Handschrift, die ich kannte, obwohl ich sie seit Jahren nicht gesehen hatte.

Er kommt nicht von dort. Er bringt es mit.

Keine Unterschrift. Keine Erklärung. Und doch wusste ich sofort, von wem es stammte. Von einem Mann, den ich einst geschätzt hatte, bis ich begriff, dass manche Geister nicht in Friedhöfen spuken, sondern in Köpfen. Ein Mann, der sich später weigerte, mir die Hand zu geben, weil er meinte, ich hätte ihn in etwas hineingezogen, das er nicht mehr loswurde. Ich hatte ihn nicht hineingezogen. Ich hatte nur die Tür geöffnet.

Ich schloss die Schachtel, langsam. Mein Herz schlug nicht schneller. Das war beinahe das Schlimmste.

Ich ging zum Brief zurück, las die Zeilen erneut, und plötzlich sah ich, was ich zuvor überlesen hatte. Nicht aus Unachtsamkeit, sondern weil der Verstand erst einmal entscheidet, was er für möglich hält.

In einem Absatz, zwischen den Berichten über Hunde und Vorhänge, war eine kleine Notiz, fast nebenbei hingeworfen:

Man sagt, er habe Verbindungen nach England. Dass seine Kisten bereits unterwegs seien, und dass in einer großen Stadt am Meer jemand auf sie wartet.

Eine große Stadt am Meer. England.

Ich trat ans Fenster und blickte hinaus. London war kein Meer, aber es war eine Flut. Menschen strömten, Wagen rollten, die Laternen gingen nacheinander an, als würde jemand in der Ferne eine Reihe Augen öffnen. Alles war bewegt, alles war lebendig. Und genau deshalb konnte sich etwas darin verstecken, ohne aufzufallen.

Ich nahm meinen Mantel vom Haken. Nicht aus Entschlossenheit, sondern aus einem Instinkt, der älter war als jeder wissenschaftliche Zweifel. Ich setzte meinen Hut auf, wie man eine Rüstung anlegt.

Im Flur nahm ich den Brief noch einmal in die Hand. Das Papier schien schwerer geworden zu sein. Oder ich war leichter.

Unten, an der Haustür, blieb ich stehen. Das Haus war still, aber nicht mehr so, wie ein Haus still ist. Eher wie ein Mensch, der so tut, als schlafe er, um nicht antworten zu müssen. Ich öffnete die Tür und trat hinaus.

Die Kälte schlug mir ins Gesicht, und der Geruch der Stadt – Kohle, Pferd, feuchter Stein – half mir, mich an die gewöhnliche Welt zu klammern. Ich ging die Straße hinunter, und jeder Schritt schien ein Versprechen zu sein, das ich nicht zurücknehmen konnte.

Auf halbem Weg zur Ecke bemerkte ich es: Ein Mann stand unter einer Laterne, die gerade erst angezündet worden war. Er hielt keine Zeitung, keinen Einkauf, keinen Stock. Er stand einfach da, als hätte er vergessen, wohin er wollte. Sein Gesicht lag halb im Licht, halb im Schatten. Als ich näher kam, hob er den Blick.

Es war nichts Auffälliges an ihm. Und gerade das war auffällig.

Ich ging vorbei, ohne langsamer zu werden. Ich spürte seinen Blick in meinem Nacken, als wäre er eine Hand. Nach zehn Schritten drehte ich mich um.

Der Mann war nicht mehr da.

Die Laterne brannte weiter, das Licht fiel auf den leeren Gehweg, als würde es etwas suchen. Ich sah zur nächsten Ecke, zur nächsten Häuserzeile. Nichts. Nur die Stadt, die mit unschuldiger Routine tat, was sie immer tat.

Ich ging weiter, bis ich eine öffentliche Telegraphenstelle erreichte. Drinnen war es warm, nach Öl und Papier. Hinter dem Tresen saß ein junger Angestellter mit einem Schnurrbart, der so geschneigelt war, dass er wahrscheinlich auch nachts in Form blieb. Er schaute auf, als ich eintrat, und lächelte ein Dienstlächeln, das man für alles verwenden konnte.

Ich diktierte knapp. An einen Kollegen. An einen Mann, dem ich vertraute, soweit ich überhaupt noch vertraute. Ich nannte keine Namen, keine Symbole, keine Zähne. Ich bat nur um Auskunft: ob in den letzten Wochen Sendungen aus dem Osten angekündigt worden waren, ob irgendjemand nach bestimmten Gütern gefragt hatte, ob in den Häfen etwas Ungewöhnliches vermerkt worden war. In der Sprache der Vernunft klang es harmlos. In meinem Kopf klang es wie ein Alarm.

Als ich hinausging, war die Luft kälter geworden. Der Himmel hatte die Farbe von altem Blei. Und irgendwo, nicht weit entfernt, hörte ich ein Geräusch, das man in London selten bewusst wahrnimmt, weil es zu gewöhnlich ist.

Das Rascheln von Papier.

Ich blieb stehen. Nicht abrupt. Nur ein wenig.

Neben einem Hauseingang lag eine Zeitung auf dem Boden, vom Wind dorthin gedrückt. Die Seiten bewegten sich, als würde jemand darin blättern. Ich trat näher, und da sah ich, dass es nicht der Wind war.

Eine Hand, halb im Schatten, hielt die Zeitung von unten fest. Die Finger waren lang und bewegten sich langsam, als hätten sie alle Zeit der Welt. Dann, als ich den Atem anhielt, zog sich die Hand zurück. Die Zeitung fiel in sich zusammen und lag still da wie ein Stück toter Alltag.

Ich hob sie nicht auf. Ich tat so, als hätte ich nichts gesehen. Manchmal ist das die klügste Art zu sehen.

Ich ging weiter, und in meiner Manteltasche spürte ich den Brief wie einen Stein. London war groß, ja. Aber nicht groß genug, um sich vor etwas zu verstecken, das bereits seinen Weg hierher gefunden hatte.

Und ich wusste plötzlich, dass Transsilvanien nicht weit weg war.

Es war nur ein Umschlag entfernt.

Als ich zurückkehrte, war die Gower Street eine andere Straße, obwohl sich nichts geändert hatte. Die Häuser standen noch da, in der gleichen Reihe, die gleichen Kamine spuckten denselben grauen Atem, und doch wirkte alles wie eine Kulisse, die man in der falschen Nacht aufgebaut hatte. London ist ein Meister der Verstellung. Es kann einen Mord mit dem Geräusch einer Milchflasche übertönen und das Ungeheuer hinter einer höflichen Verbeugung verbergen.

Im Haus roch es nach Kälte und Wachs. Nicht nach dem Wachs der Kerzen, sondern nach dem Siegel, das ich gebrochen hatte, als hätte ich damit eine Erinnerung geweckt, die nun nicht mehr schlafen wollte. Ich hängte den Mantel nicht auf. Ich stellte die Lampe auf den Schreibtisch, setzte mich, und zwang mich, den Blick nicht ständig zum Spiegel wandern zu lassen.

Die Schachtel mit der Erde stand neben dem Brief. Zwei Beweise, die nichts bewiesen, außer dass jemand sich die Mühe gemacht hatte, mir Angst zu schicken. Angst per Post. Eine hübsche Idee. Sehr modern.

Ich nahm ein Blatt Papier, um Notizen zu machen, und hielt inne, weil ich bemerkte, dass mein Federhalter nicht dort lag, wo er immer lag. Er lag ein Stück weiter links, als hätte eine Hand ihn verschoben, eine beiläufige Bewegung, wie man es tut, wenn man Platz schafft.

Ich war allein. Ich war sicher gewesen, allein zu sein.

Ich stand auf und ging durch das Zimmer. Nichts war offen, nichts war umgeworfen. Das Bücherregal zeigte die gewohnte Ordnung, die ich mir angewöhnt hatte, um nicht den Eindruck zu haben, dass Wissen ein Chaos sei. Der Teppich lag glatt. Der Vorhang hing schwer und still.

Und doch war da dieses kleine, unverschämte Detail: der Federhalter.

Ich ging zur Tür und lauschte. Der Flur war still. Kein Schritt auf der Treppe, kein Räuspern, kein Husten. Nur das Haus, das so tat, als wäre es ein Haus.

Ich schloss die Tür ab. Ein nutzloser Reflex. Was immer in mein Zimmer gelangen wollte, brauchte keinen Schlüssel, das hatte ich bereits begriffen. Aber Rituale sind das, was man tut, wenn man sonst nichts tun kann, ohne wahnsinnig zu werden.

Ich setzte mich wieder. Das Papier vor mir war leer. Meine Hand hielt die Feder, als wäre sie eine Waffe. Dann hörte ich das nächste Geräusch.

Ein leises Klopfen, zweimal.

Nicht an der Tür. Nicht am Fenster.

Vom Kamin.

Ich sah hinüber. Der Kamin war nicht in Betrieb, die Öffnung schwarz wie ein Mund, der sich an etwas erinnert. Im Ruß darunter war eine helle Spur, als hätte etwas den Weg nach oben oder nach unten genommen. Die Spur war frisch, zu hell für alten Ruß, wie ein Fingerabdruck auf einem dunklen Glas.

Ich ging langsam zum Kamin. Wenn ich jetzt die Geschwindigkeit erhöhte, würde ich mir selbst verraten, dass ich Angst hatte. Und das wollte ich nicht, nicht einmal vor mir.

Ich beugte mich vor und lauschte in die Öffnung.

Stille, dann ein Atemzug, so leise, dass ich ihn vielleicht nur dachte. Aber man denkt nicht so kalt.

Ich griff nach dem Feuerhaken, der neben dem Kamin stand, ein simples Eisenstück, das in London genauso harmlos ist wie ein Teelöffel. Ich hielt ihn fest, und in diesem Moment hätte ich schwören können, dass sich etwas in der Dunkelheit zurückzog, als hätte es beschlossen, vorerst nicht zu zeigen, was es war.

Das Klopfen kam nicht wieder. Der Kamin blieb ein Kamin.

Ich kehrte an den Schreibtisch zurück, und mein Blick fiel auf den Brief. Ion Szekely. Ein Name, den ich vor diesem Abend nie gehört hatte, der aber jetzt so klang, als hätte er schon immer in meinem Haus existiert. Ich las die Zeilen erneut, bis ich sie beinahe auswendig konnte. Die letzte Notiz stach wie ein Dorn.

Er weiß, dass ich schreibe.

Die Tür des Hauses knackte, als hätte sich unten jemand bewegt. Ich erstarrte. Dann folgte nichts. Keine Schritte. Kein Rufen. Nur dieses Knacken, das jedes alte Haus von sich gibt, wenn es abkühlt.

Ich zwang mich, wieder zu atmen.

Genau in dem Moment klingelte es.

Das Telefon stand auf einem kleinen Tisch neben dem Regal. Es war nicht modern, nicht bequem, sondern ein Gerät, das man sich angeschafft hatte, weil man es in gewissen Kreisen als notwendig ansah. Der Klingelton war scharf, fast beleidigend, und er schnitt durch das Zimmer wie eine Klinge.

Ich ging nicht sofort hin. Man lernt, nicht sofort zu reagieren. Die Welt erwartet, dass man auf Klingeln wie ein Hund auf Pfeifen anspringt. Ich wollte der Welt zeigen, dass ich ein Mensch war. Oder es zumindest versuchen.

Es klingelte ein zweites Mal. Ich hob den Hörer.

Eine Stimme, gedämpft, als spräche der Mann durch Stoff. Dann erkannte ich sie: mein Kollege, derjenige, dem ich den Telegraphen geschickt hatte. Er klang nicht wie jemand, der gern spricht.

Sie haben recht gehabt, sagte er.

Ich sagte nichts. Ich ließ ihn reden. Menschen sagen mehr, wenn man ihnen Raum gibt.

In den Hafenregistern von Tilbury ist vor drei Tagen eine Sendung vermerkt worden, fuhr er fort. Kisten. Aus einem Ort, den ich nicht aussprechen kann, und ich habe keine Lust, es zu

lernen. Es steht dabei: Erde. Für... botanische Zwecke. Er lachte kurz, ohne Freude. Botanische Zwecke. Und wissen Sie, wer die Kisten entgegengenommen hat?

Ich hielt den Hörer so fest, dass meine Finger weh taten.

Ein gewisser Mr. Renfield, sagte er. Oder so ähnlich. Eine Adresse in London. Ein Lagerhaus in der Nähe der Docks. Und noch etwas. Heute Morgen hat sich jemand nach Ihnen erkundigt. Hier. In meinem Büro.

Das war der Moment, in dem sich der Raum wirklich veränderte. Nicht, weil die Luft anders wurde, sondern weil die Vorstellung, dass etwas seinen Weg zu mir gefunden hatte, plötzlich nicht mehr abstrakt war.

Wer? fragte ich.

Er hat keinen Namen genannt, sagte mein Kollege. Er hat nur... beschrieben, wie Sie aussehen. Groß, sagte er. Ausländisch. Augen, die so tun, als wären sie freundlich. Dann hat er gefragt, ob Sie in nächster Zeit eine Reise planen. Ich habe gesagt, dass ich darüber nichts weiß. Und dann ist er gegangen. Aber bevor er ging, hat er etwas auf meinen Schreibtisch gelegt.

Was?

Eine kleine Kiste. Aus Holz. Leer. Nur ein bisschen Erde darin.

Ich schloss die Augen. Für einen Moment war da nichts als die Dunkelheit hinter den Lidern und das Wissen, dass jemand ein Spiel spielte, dessen Regeln er allein kannte.

Haben Sie sie berührt? fragte ich.

Nein, sagte er schnell. Ich habe sie in ein Tuch gewickelt. Ich wusste, dass Sie so etwas fragen würden.

Gut, sagte ich. Bringen Sie sie nicht zu mir. Bleiben Sie, wo Sie sind. Schließen Sie Ihre Tür ab. Und wenn jemand klopft, öffnen Sie nicht.

Das klingt lächerlich, sagte er.

Natürlich klingt es lächerlich, sagte ich. Das ist seine größte Stärke.

Ein Geräusch in meinem Zimmer ließ mich abrupt verstummen. Ganz leise, kaum mehr als ein Seufzen. Hinter mir, beim Schreibtisch.

Ich drehte mich langsam um.

Auf dem Papier, das eben noch leer gewesen war, lag jetzt etwas. Ein kleines Häufchen Erde, fein wie Staub, als hätte jemand sie aus der Luft fallen lassen. Daneben, sauber hingelegt wie eine Visitenkarte, ein schmaler Holzspan. Er war frisch, als wäre er gerade erst abgeschnitten worden.

Und darauf, eingeritzt mit einer Spitze, die scharf genug war, um Holz zu ritzen und vielleicht noch anderes, stand ein Wort.

KOMMEN.

Ich spürte, wie mir die Kehle trocken wurde. Ich hielt den Hörer noch immer am Ohr, aber die Stimme am anderen Ende schien weit weg, als stünde mein Kollege in einer anderen Welt.

Herr van Helsing? fragte er. Sind Sie noch da?

Ja, sagte ich, und ich klang ruhig. Das war das einzig Anständige, was ich in diesem Moment tun konnte. Ich bin noch da.

Ich legte auf.

Das Wort auf dem Holzspan lag vor mir, und es war nicht die Bitte eines verzweifelten Mannes aus Transsilvanien. Es war eine Anweisung. Eine Einladung, die man nicht ablehnt, wenn man nicht möchte, dass die Konsequenzen zu einem nach Hause kommen.

Ich nahm den Span nicht in die Hand. Ich betrachtete ihn, bis ich jede Ritze kannte. Dann schob ich ihn mit der Kante eines Buches in ein Glas, das ich sonst für Präparate benutzte, und verschloss es. Als könnte Glas etwas aufhalten, das bereits den Weg durch Wände gefunden hatte.

Draußen begann es zu dämmern, aber das Licht war seltsam. Es hatte diesen milchigen Schleier, den man manchmal über der Themse sieht, wenn die Luft stillsteht und der Fluss beschließt, seine Geheimnisse nicht mehr zu tragen, sondern in die Stadt zu tragen. Der Nebel, dachte ich. Noch nicht dicht, noch nicht bedrohlich, aber schon da, wie ein Gedanke, der sich festsetzt.

Ich trat ans Fenster.

In der Straße unter mir ging der Mann mit dem Regenschirm wieder vorbei. Diesmal regnete es immer noch nicht. Er blieb genau unter der Laterne stehen, unter der zuvor der andere gestanden hatte. Er hob den Blick, als wüsste er genau, wo ich war.

Für einen Moment sah ich sein Gesicht im Licht. Es war gewöhnlich. Zu gewöhnlich.

Dann lächelte er.

Nicht breit, nicht freundlich. Nur ein kleines, präzises Ziehen der Mundwinkel, als hätte jemand eine Klinge zwischen die Lippen geschoben.

Ich zog den Vorhang zu, nicht hastig, nicht panisch. Nur mit der gleichen Sorgfalt, mit der man eine Tür schließt, wenn man weiß, dass dahinter etwas steht, das geduldig ist.

Auf dem Tisch lagen der Brief, die Schachtel mit der Erde, das Glas mit dem Holzspan. Drei Dinge, die alle dasselbe sagten, ohne es laut auszusprechen: Die Entfernung ist eine Lüge.

Ich nahm den Brief, steckte ihn in die Innentasche meines Mantels, und als meine Finger den Stoff berührten, spürte ich wieder diesen Geschmack von Metall im Mund, dieses Vorzeichen, dass der Körper eine Wahrheit kennt, bevor der Verstand sie akzeptiert.

Ich löschte die Lampe nicht. Ich ließ sie brennen. Es war ein törichter Trotz, aber er gehörte mir.

Und während draußen der Nebel leise dichter wurde, packte ich, als würde ich zu einer Reise aufbrechen, die ich bereits angetreten hatte, als der Brief durch den Schlitz gefallen war.

Nebel über London

Der Nebel kam nicht wie Wetter. Er kam wie Absicht.

Am frühen Morgen lag er zunächst nur als dünner Schleier über den Straßen, wie ein schlecht gespannter Vorhang, durch den die Laternen noch hindurchschimmerten. Gegen Mittag jedoch begann er zu wachsen, als hätte jemand in der Höhe eine Handvoll Watte in die Stadt gestreut und dann nachgelegt, bis die Konturen der Häuser weicher wurden, als würden sie sich schämen, gesehen zu werden. London atmete dann anders. Geräusche wurden verschluckt, Schritte klangen näher, als sie waren, und Stimmen aus dem Nichts wirkten plötzlich vertraut, weil man sie nicht zuordnen konnte.

Ich verließ das Haus vor Sonnenaufgang. Nicht aus Eile, sondern aus dem Bedürfnis, nicht länger in Räumen zu sitzen, in denen sich Dinge verschoben, ohne dass eine Hand sie berührte. Die Luft draußen war feucht und kalt, und sie roch nach Kohle und Flusswasser, nach den tausend kleinen Verbrennungen, die diese Stadt am Laufen hielten. Während ich ging, schob sich der Nebel zwischen die Fassaden, tastete die Türrahmen ab und kroch in die Ritzen der Fenster, als wüsste er, dass sich die Wahrheit gern dort versteckt, wo man nicht putzt.

Ich nahm nicht den direkten Weg zu den Docks. Gerade das wäre zu offensichtlich gewesen. London belohnt den, der nicht den einfachsten Gedanken denkt. In einer Seitenstraße kaufte ich eine Zeitung, nicht weil ich sie lesen wollte, sondern weil ich etwas in der Hand haben musste, das normal aussah. Dann ging ich weiter, ließ mich treiben, als wäre ich ein Mann mit gewöhnlichen Terminen.

Der Nebel verdichtete sich.

An einer Kreuzung blieb ich stehen, weil ich glaubte, ein Geräusch hinter mir zu hören: das leise Schaben von Schuhsohlen, die nicht zu dem Rhythmus der anderen passten. Als ich mich umdrehte, war da niemand. Nur zwei Arbeiter, die eine Kiste auf einen Wagen hievt, und ein Junge, der eine Pfeife im Mundwinkel trug und zu jung war, um sich so alt zu geben. Die Stadt wirkte beschäftigt, wie immer, und doch hatte sie diesen stillen Zug um den Mund, als würde sie etwas verschweigen.

Ich ging weiter und stellte mir eine einfache Frage: Wenn jemand wollte, dass ich komme, warum ließ er mich dann nicht einfach in Ruhe kommen? Warum das Zeichen im Holz, die Erde, die Bewegung im Spiegel? Warum die unnötige Theatralik?

Weil Theatralik eine Tarnung ist. Man schaut auf den Vorhang und nicht auf die Hand, die hinter ihm die Klinge hält.

Als ich die Gegend um die Docks erreichte, war der Nebel so dicht geworden, dass die Welt in einzelne Inseln zerfiel: ein Gaslicht, das wie ein Auge in der Milch hing; ein Stück Pflaster, das plötzlich aufhörte; ein Mast, der aus dem Nichts ragte wie ein Finger, der jemanden ermahnen wollte. Die Geräusche des Hafens waren dumpf, als würden sie unter Wasser stattfinden. Das Rufen der Dockarbeiter, das Knarren von Holz, das metallische Klirren von Ketten – alles klang, als hätte jemand die Lautstärke gedrosselt, um ein Gespräch im Hintergrund hörbarer zu machen.

Ich hatte die Adresse des Lagerhauses. Eine schlichte Angabe, die man in London kaum ernst nimmt, weil es zu viele Lagerhäuser gibt und zu viele Adressen, die nach Schmutz und Gewohnheit riechen. Trotzdem spürte ich, wie sich mein Magen zusammenzog, als ich den Straßenzug betrat, in dem die Nummern nicht mehr freundlich nacheinander folgten, sondern sprangen wie Zähne in einem schlechten Gebiss.

Ein Mann stand vor einem Tor und rauchte. Sein Gesicht war vom Wind gegerbt, aber nicht hart. Eher müde. Er sah mich kommen, musterte mich kurz, und ich bemerkte diesen winzigen Augenblick, in dem er sich entschied, wie er mich behandeln würde.

Ich nickte ihm zu, als würde ich dazugehören. Er nickte zurück, nicht einladend, nicht abweisend. Nur die Art von Nicken, die sagt: Wenn du Ärger machst, weiß ich, wo du stehst.

Ich ging am Tor vorbei und trat in den Innenhof.

Die Luft dort war schwerer. Der Nebel hing zwischen den Mauern und schien sich nicht zu bewegen, als wäre er an diesem Ort festgebunden. Kisten standen gestapelt, mit dunklen Zeichen versehen, die den Blick verweigerten, sobald man sie zu lange fixierte. Ein Wagen rumpelte über das Pflaster, sein Rad quietschte, und dieses Quietschen blieb im Nebel hängen, als wolle es nicht verschwinden.

In der Mitte des Hofes stand ein Mann mit einem Klemmbrett. Er trug eine Weste, die einmal ordentlich gewesen sein musste, und hielt den Bleistift so, als wäre er ein feines Instrument. Als er mich sah, verengten sich seine Augen, nicht aus Misstrauen, sondern aus dem instinktiven Bedürfnis, Dinge in Kategorien zu sortieren.

Kann ich Ihnen helfen? fragte er.

Ich nannte einen Namen, den ich mir auf dem Weg ausgedacht hatte. Einen Namen, der nach Bank, nach Lieferung, nach langweiligem Geschäft klang. Dann zeigte ich ihm die Zeitung, als wäre sie ein Ausweis. Menschen glauben gern, dass Papier etwas beweist.

Er schaute nicht auf die Zeitung. Er schaute auf mich. Sein Blick blieb einen Hauch zu lange an meinen Augen hängen, und ich spürte, wie in diesem Hauch etwas hin und her geschoben wurde: die Entscheidung, ob ich hierher gehörte.

Er sagte schließlich: Sie sind früh.

Ich erwiderte: Ich mag es nicht, wenn Dinge warten.

Ein winziges Zucken in seinem Mundwinkel. Vielleicht ein Lächeln, vielleicht ein Reflex. Dann winkte er mich mit einer Bewegung, die mehr Ordnung als Einladung war.

Er führte mich in das Lagerhaus.

Drinne war es dunkel und kühl. Der Geruch schlug mir entgegen wie eine Erinnerung: Holz, Seil, Schweiß – und darunter etwas anderes, etwas Trockenes, wie Erde, die zu lange nicht Sonne gesehen hat. Reihen von Kisten standen da, ordentlich, als hätte man Angst, dass Unordnung etwas anzieht.

Auf einigen war mit Kreide ein Wort geschrieben: ERDE.

Ich blieb stehen und betrachtete die Kisten. Sie waren nicht besonders groß, aber sie wirkten schwer. Nicht nur wegen ihres Inhalts, sondern wegen der Art, wie sie im Raum standen, als hätten sie ihren Platz nicht bekommen, sondern genommen.

Der Mann mit dem Klemmbrett redete weiter, irgendetwas über Lieferpapiere, über Gebühren, über Verzögerungen. Seine Stimme war gleichmäßig, aber ich hörte sie nur halb. Meine Aufmerksamkeit haftete an einem Detail: Bei einer der Kisten war die Ecke beschädigt. Eine kleine Stelle, an der das Holz gesplittet war, als hätte jemand mit Absicht daran gearbeitet.

Ich trat näher.

Der Mann bemerkte es und machte einen Schritt, als wolle er sich zwischen mich und die Kiste stellen. Nicht schnell. Aber entschieden.

Vorsicht, sagte er. Splitter.

Ich sah ihn an. Er wich meinem Blick aus, nur für einen Moment. Dieser Moment war genug.

Ich sagte: Wer hat diese Lieferung entgegengenommen?

Er räusperte sich. Renfield, sagte er. Ein Bote, so wurde mir gesagt. Er hat unterschrieben.

Ist er hier? fragte ich.

Der Mann schüttelte den Kopf. Nein. Er kommt selten selbst. Er schickt Leute.

Leute, wiederholte ich, als würde ich darüber nachdenken. Und diese Leute... sehen sie aus wie er?

Das war eine unschuldige Frage, fast lächerlich. Doch sie traf ihn wie ein kleiner Schlag. Ich sah es an seiner Stirn, an der plötzlichen Spannung um die Augen.

Er sagte: Ich weiß nicht, wie er aussieht.

Natürlich wusste er es. Oder er wusste, dass es besser war, nicht zu wissen.

Ich ging ein paar Schritte weiter in den Gang zwischen den Kisten. Der Nebel draußen war hier drin nicht, aber seine Logik war da: Die Sicht war begrenzt, die Luft fühlte sich dicker an, und jeder Laut schien zu warten, ob er gehört werden wollte.

Dann hörte ich etwas, das nicht aus dem Lagerhaus kam.

Ein leises Klopfen.

Nicht deutlich, nicht rhythmisch. Eher wie ein Fingernagel, der gegen Holz tippt, um zu prüfen, ob es hohl ist.

Ich blieb stehen. Der Mann mit dem Klemmbrett verstummte. Für eine Sekunde waren wir beide still, als hätten wir unbewusst denselben Gedanken gehabt: Dass man manchmal Dinge hört, die man lieber nicht hört, weil man dann entscheiden muss, ob man darauf reagiert.

Das Klopfen kam wieder.

Diesmal von näher.

Ich drehte mich langsam um und sah am Ende des Gangs eine Gestalt zwischen den Kisten. Nur eine Andeutung, ein dunkler Umriss, der sich nicht klar von den Schatten trennte. Jemand stand dort, ohne sich zu bewegen, als würde er warten, dass ich den ersten Schritt mache.

Der Mann mit dem Klemmbrett sagte hastig: Da ist niemand. Das ist nur...

Er beendete den Satz nicht. Worte sind nutzlos, wenn der Nebel sie ohnehin verschluckt.

Ich ging einen Schritt nach vorn.

Die Gestalt am Ende des Gangs bewegte sich nicht. Doch ich bemerkte etwas, das mir den Atem kurz anhielt: Die Luft um sie herum schien dunkler zu sein, als wäre sie ein Loch in der Dämmerung. Und obwohl ich das Gesicht nicht erkennen konnte, hatte ich das sichere Gefühl, dass sie mich ansah.

Dann klopfte es ein drittes Mal.

Und diesmal wusste ich, dass das Klopfen nicht von einer Hand kam, die prüfen wollte, ob Holz hohl ist.

Sondern von etwas, das prüfen wollte, ob ich es auch bin.

Ich blieb stehen, weil der Körper manchmal schneller handelt als der Verstand. Der Mann mit dem Klemmbrett stand hinter mir, und ich spürte seine Ungeduld wie einen Zug an meinem Mantel. Er wollte, dass ich mich umdrehe, dass ich zur Tür zurückgehe, dass ich die Welt wieder so tue, als sei sie aus Holz und nicht aus Möglichkeiten gemacht.

Die Gestalt am Ende des Gangs rührte sich nicht. Es war, als hätte sie begriffen, dass Bewegung ein Geschenk ist, das man nicht leichtfertig verteilt. Zwischen uns lagen vielleicht zwanzig Schritte, doch im diffusen Halbdunkel des Lagerhauses fühlte es sich an wie eine längere Strecke, als wäre der Raum gedehnt worden. Die Kisten links und rechts bildeten

Wände, und jede einzelne schien plötzlich nicht mehr nur Ware zu sein, sondern eine kleine, geschlossene Behauptung: Etwas ist darin. Etwas ist bereit.

Ich machte einen weiteren Schritt. Meine Schuhe klangen auf dem Boden zu laut, und genau das war der Punkt. Wenn man Angst hat, wird man leise. Wenn man etwas vertreiben will, das sich von Angst ernährt, wird man hörbar.

Die Gestalt hob den Kopf. Mehr nicht. Nur diese leichte Veränderung, die gerade genug war, um zu wissen, dass sie mich nicht nur beobachtete, sondern mich als Faktor einordnete. Für eine Sekunde glaubte ich, ein Stück ihres Gesichts zu sehen: eine helle Linie, die eine Wange sein konnte, oder ein Auge, das das Licht falsch reflektierte. Dann war es wieder nur Schatten.

Hinter mir flüsterte der Mann mit dem Klemmbrett: Sir... Sie sollten nicht...

Ich hob eine Hand, ohne mich umzudrehen, und er verstummte. Es war keine drohende Geste. Eher eine Bitte. Und vielleicht spürte er, dass man in diesem Gang nur noch zwischen zwei Arten von Dummheit wählen konnte: fliehen oder bleiben.

Das Klopfen kam erneut, jetzt deutlich von der linken Seite, als würde jemand an einer Kiste prüfen, ob sie richtig geschlossen war. Ich sah zu der beschädigten Ecke, und mir fiel auf, dass dort nicht nur Holz gesplittert war. Ein feiner Streifen dunkler Erde lag darunter, frisch, als wäre er eben erst herausgerieselt. Er bildete eine Spur, die im Halbdunkel fast unsichtbar war, aber ich sah sie, weil ich inzwischen wusste, wonach ich suchen musste.

Ich kniete mich hin, ohne die Augen von der Gestalt am Ende des Gangs zu nehmen. Der Boden war kalt durch die Hose, und der Geruch der Erde stieg mir in die Nase. Ich nahm eine Prise davon zwischen Zeigefinger und Daumen.

Sie war trocken, ja. Aber nicht staubig. Sie hatte eine Körnung, die an feine, zermahlene Rinde erinnerte. Und da war etwas darin, das nicht nach Erde roch. Ein schwacher Hauch von etwas Süßlichem, als hätte man getrocknete Blüten zwischen die Krume gemischt. Ein Geruch, der zu friedlich war, um ehrlich zu sein.

Ich ließ die Erde fallen und stand wieder auf.

Die Gestalt bewegte sich jetzt. Nicht nach vorn. Sie glitt zur Seite, zwischen zwei Kistenreihen, so flüssig, dass ich nicht sagen konnte, ob sie gelaufen war oder einfach nur dort aufgehört hatte zu sein, wo ich sie gesehen hatte. Ein Augenblick später war der Gang leer.

Das ist lächerlich, sagte der Mann mit dem Klemmbrett zu hastig, als müsse er sich selbst überzeugen. Da ist niemand. Das sind nur... Leute, die sich verlaufen. Hafenburschen.

Ich ging langsam zum Ende des Gangs. Meine Hand strich über die Kisten, nicht aus Zärtlichkeit, sondern um zu fühlen, ob irgendetwas daran anders war. Holz ist ehrlicher als Menschen. Es knarrt, wenn es belastet wird. Es bebt, wenn etwas dagegen stößt.

Nichts. Nur Holz. Nur Nägel. Nur die kalte, sture Stille einer Ware, die nicht fragt, wohin sie kommt.

Am Ende des Gangs war eine Tür, halb offen. Dahinter ein kleiner Raum, vermutlich ein Büro oder ein Abstellraum. Ich drückte sie weiter auf.

Der Raum war leer, bis auf einen Stuhl und einen kleinen Tisch. Auf dem Tisch stand eine Lampe, nicht angezündet, und daneben lag ein Blatt Papier. Als hätte jemand es hingelegt und dann beschlossen, den Raum zu verlassen, bevor es gelesen werden konnte.

Ich trat näher.

Das Papier war nicht leer. Es war mit einem einzigen Satz beschrieben, in einer hastigen, fast kindlichen Schrift, die trotzdem etwas Unerbittliches hatte:

Er kommt mit dem Nebel.

Ich sah den Mann mit dem Klemmbrett an. Er sah weg. Sein Blick haftete plötzlich an einer Ecke des Raumes, als hätte er dort eine interessante Staubflocke entdeckt.

Wer hat das geschrieben? fragte ich.

Ich weiß nicht, sagte er. Seine Stimme klang dünn. Vielleicht ein Scherz. Die Leute hier... machen Scherze.

Ich hob das Blatt an. Die Tinte war noch nicht ganz trocken. Wer immer es geschrieben hatte, war vor kurzer Zeit hier gewesen. Und doch hatte ich keine Schritte gehört, kein Türknarren, kein Atemgeräusch. Der Nebel draußen hatte die Stadt leiser gemacht, aber er hatte nicht die Physik abgeschafft.

Auf dem Boden, direkt neben dem Stuhl, lag etwas Kleines, das nicht dahin gehörte. Ein Stück Schnur, kurz, als wäre es von einer Kiste abgerissen worden. Ich bückte mich, nahm es auf und bemerkte den dunklen Fleck daran. Kein gewöhnlicher Schmutz. Etwas, das im Halbdunkel fast schwarz wirkte, aber eine rötliche Tiefe hatte, wenn man es gegen das Licht hielt.

Der Mann mit dem Klemmbrett räusperte sich. Wenn Sie hier nichts Offizielles zu erledigen haben, sagte er, sollten Sie gehen. Es gibt Vorschriften. Und... heute ist viel Betrieb.

Zu viel Betrieb, dachte ich. Oder zu viel, das im Betrieb verschwinden sollte.

Ich steckte das Blatt Papier in meine Innentasche. Dann wandte ich mich zur Tür des Lagerhauses. Der Mann folgte mir, sichtbar erleichtert, als könnte das Verlassen des Gebäudes alles, was darin geschehen war, wieder in Luft auflösen.

Draußen im Hof war der Nebel dichter. Die Luft schmeckte feucht, und der Hof wirkte kleiner, als wäre er von Watte umstellt. Die Männer auf den Wagen bewegten sich wie Schattenfiguren. Stimmen kamen von irgendwoher, aber ich konnte keine Münder sehen. Für einen Moment war es, als stünde ich in einem Traum, der sich Mühe gab, real zu wirken.

Am Tor lehnte noch immer der rauchende Mann. Er sah mich an, und diesmal war in seinem Blick nicht mehr nur Müdigkeit. Es war eine vorsichtige Neugier, die man bei Menschen sieht, die gerade entschieden haben, dass ein Fremder vielleicht Ärger bringt.

Ich ging auf ihn zu. Haben Sie heute jemanden gesehen, der nicht hierher gehört? fragte ich.

Er zog an seiner Zigarette. Jeder gehört irgendwohin, sagte er schließlich.

Ich wiederholte: Jemanden, der nicht wie ein Hafenarbeiter aussieht. Oder der sich so verhält, als wäre er keiner.

Er schnaubte leise, spuckte zur Seite. Ein Kerl war da, sagte er, heute früh. Hat nicht gesprochen. Hat nur geguckt. Als würde er zählen. Ich hab ihn gefragt, was er will. Er hat gelächelt, als hätte ich was Witziges gesagt.

Wie sah er aus? fragte ich.

Der Mann zuckte mit den Schultern. Normal. Das ist ja das Seltsame. So normal, dass man sich danach nicht mehr sicher ist, ob man ihn wirklich gesehen hat.

Ich nickte, als würde ich etwas bestätigen, das ich schon wusste.

Und Renfield? fragte ich. War er hier?

Der Raucher schüttelte den Kopf. Den sieht man nicht. Man sieht nur seine Leute. Die kommen und gehen. Und manchmal bringen sie Tiere mit. Ratten. Tauben. Irgendwas, das man nicht braucht.

Tiere, wiederholte ich leise.

Der Mann sah mich schärfer an. Sie sind nicht von der Steuer, oder?

Nein, sagte ich. Wenn ich von der Steuer wäre, würden Sie mich früher bemerken.

Er grunzte, und für einen Augenblick wirkte er beinahe amüsiert. Dann wurde sein Gesicht wieder flach.

Als ich den Hof verließ, spürte ich sofort, dass ich nicht allein ging. Nicht weil ich Schritte hörte. Sondern weil der Nebel sich anders verhielt. Hinter mir war er dichter, vor mir dünner, als würde er eine Spur legen oder eine Spur verwischen.

Ich ging nicht schneller. Ich nahm eine Abzweigung, dann noch eine, nicht weil ich den Weg nicht kannte, sondern weil ich sehen wollte, ob die Welt mir folgt oder ob ich mir das einbildete. An der nächsten Ecke blieb ich stehen, als hätte ich etwas im Schaufenster eines Krämerladens entdeckt.

Im Spiegel der Scheibe sah ich die Straße hinter mir, grau und milchig. Ein Karren zog vorbei. Zwei Männer trugen einen Sack. Und da, ein wenig abseits, stand ein Mann mit einem Regenschirm.

Obwohl es nicht regnete.

Er stand still, genau in der Stelle, wo der Nebel am dichtesten war. Sein Gesicht war nicht zu sehen, nur die Kante des Schirms und die dunkle Form seines Mantels. Er hätte jeder sein können. Und genau deshalb konnte er niemand sein.

Ich drehte mich um.

Die Straße hinter mir war leer.

Als ich wieder in die Scheibe blickte, war auch dort niemand mehr. Nur der Nebel, der so tat, als hätte er nichts gesehen.

Ich ging weiter, und mein Atem wurde sichtbar. Der Nebel nahm ihn auf und mischte ihn unter seine eigene Masse, als würde er sagen: Alles, was du aus dir herausgibst, gehört jetzt mir.

In der Tasche spürte ich den Brief aus Transsilvanien und das Blatt aus dem Lagerhaus. Zwei Stimmen aus zwei Welten, die denselben Satz flüsterten, nur mit anderen Worten. Und ich begriff, dass ich nicht einfach einer Lieferung nachging.

Ich ging einer Anwesenheit nach.

Und London, mit seinem Nebel und seinen tausend Türen, schien beschlossen zu haben, mich dabei zu begleiten.

Am Nachmittag war der Nebel nicht mehr bloß ein Schleier, sondern ein Zustand. Er lag auf der Stadt wie ein Gedanke, den man nicht loswird, egal wie sehr man sich bemüht, sich auf etwas anderes zu konzentrieren. Und weil London eine Stadt ist, die selbst im Dickicht ihrer eigenen Geräusche noch geordnet wirken möchte, ging das Leben weiter: Karren rumpelten, Stimmen riefen, irgendwo schlug eine Glocke. Nur klang alles, als käme es aus einem anderen Zimmer.

Ich nahm eine Droschke, ohne den Kutscher ansehen zu müssen, um zu wissen, dass er mich musterte. Diese Männer sehen alles, weil sie nichts sehen dürfen. Ich nannte eine Adresse, die ich mir aus den Angaben meines Kollegen zusammengefügt hatte, und der Kutscher wiederholte sie, als würde er prüfen, ob sie wirklich existierte. Dann schnalzte er mit der Zunge, und das Pferd setzte sich in Bewegung.

Wir fuhren durch Straßen, die ich kannte, und doch waren sie fremd, weil der Nebel ihnen die Ecken genommen hatte. Er machte aus jedem Haus ein mögliches Versteck und aus jeder Laterne ein Verhörlicht. Mehr als einmal hatte ich das Gefühl, dass wir langsamer wurden, ohne dass der Kutscher die Zügel anzog, als würde das Pferd zögern, in diese milchige Leere hineinzutreten.

Sie sind nicht von hier, sagte der Kutscher schließlich, ohne sich umzudrehen.

Ich antwortete nicht sofort. Man sollte nie einem Fremden mehr geben, als man muss, besonders nicht einem, der die Stadt wie eine Landkarte im Kopf trägt.

Doch, sagte ich dann. Ich bin nur lange weg gewesen.

Er brummte. Weg ist weg, sagte er. Und manche kommen nicht richtig zurück.

Er meinte es wahrscheinlich nicht einmal dramatisch. Es war die Sorte Satz, die man in dieser Stadt aufammelt wie Schmutz an den Schuhen. Trotzdem saß er in der Luft zwischen uns und passte zu gut.

Als wir eine Brücke überquerten, roch es nach Flusswasser, schwer und faulig. Der Nebel hing über der Themse, als hätte der Fluss beschlossen, sich selbst zu verstecken. Ich blickte hinunter und sah nichts als bewegtes Grau, in dem sich gelegentlich eine dunkle Form abzeichnete, vielleicht ein Boot, vielleicht ein Stück Treibholz, vielleicht etwas, das nicht treiben sollte.

Dann fiel mir auf, dass wir verfolgt wurden.

Nicht durch einen Wagen, nicht durch Schritte, nicht durch einen Klang. Sondern durch die Art, wie der Nebel hinter uns aussah. Er schloss sich, wo wir waren, und blieb einen Moment länger dicht, als würde er unsere Spur konservieren. Das ist kein Beweis, sagte ein Teil meines Verstandes. Nebel verhält sich. Er hat Launen.

Launen haben Menschen auch. Und trotzdem kann man an ihnen sterben.

Ich klopfte gegen das Holz der Droschke. Der Kutscher beugte sich ein wenig zur Seite.

Fahren Sie nicht direkt, sagte ich. Machen Sie einen Umweg. Zwei Straßen weiter rechts, dann wieder zurück.

Er sah mich kurz im Spiegel an, und in diesem Blick lag die Frage, die er nicht stellte: Wovor laufen Sie?

Er sagte nur: Kostet mehr.

Ich bezahlte ihn im Voraus. Geld ist eine Sprache, die jeder versteht, selbst wenn der Nebel die Wörter frisst.

Der Umweg führte uns durch eine Gegend, in der die Häuser enger standen und die Menschen den Kopf gesenkter trugen. Als wir an einer Ecke vorbeikamen, sah ich eine Gestalt im Nebel, die still stand, als wartete sie. Ein Regenschirm. Kein Regen. Genau dieses alberne Detail machte das Bild so scharf, dass es weh tat. Ich zwang mich, nicht hinzustarren. Man gewinnt nichts, wenn man einem Schatten beweist, dass man ihn erkannt hat.

Die Gestalt verschwand nicht. Sie war einfach im nächsten Augenblick nicht mehr da, als hätte sie sich entschieden, an einer anderen Stelle zu sein, an der ich nicht hinsah.

Der Kutscher brachte mich schließlich in eine Straße, die so unscheinbar war, dass sie in einer klaren Nacht wahrscheinlich freundlich wirkte. Jetzt jedoch lag der Nebel zwischen den Häusern wie eingedrückte Watte, und die Fenster waren matte Flecken, die zurückstarrten.

Hier ist es, sagte der Kutscher, und seine Stimme klang, als wäre er froh, wieder atmen zu dürfen.

Ich stieg aus. Der Boden war feucht, und meine Schuhe machten dieses leise Geräusch, das entsteht, wenn man über Pflaster geht, das den ganzen Tag über Nebel getrunken hat. Ich bezahlte den Kutscher den Rest und sagte ihm, er solle nicht warten.

Warten ist schlecht für die Nerven, murmelte er und ließ die Droschke sofort anrollen, als hätte er Angst, dass etwas am Bordstein nach den Rädern greift.

Ich blieb allein zurück.

Die Hausnummer stimmte. Das Gebäude war nicht groß, nicht beeindruckend. Es war einfach da, wie ein Satz in einem Text, der zu unscheinbar ist, um verdächtig zu sein. Und genau deshalb war es verdächtig.

Alle Fenster waren geschlossen. Nicht nur geschlossen, sondern verdunkelt, als hätte man die Vorhänge dahinter mit Brettern verstärkt. Kein Licht drang heraus, obwohl es noch nicht ganz Abend war. Nicht einmal der schwache Schimmer einer Lampe, der verrät, dass ein Mensch anwesend ist und sich Mühe gibt, seine Anwesenheit zu verbergen.

Auf den Stufen lag etwas Dunkles.

Ich ging näher und sah, dass es Erde war. Nicht viel. Ein feiner Streifen, als hätte jemand beim Tragen einer Kiste ein wenig verloren, oder als hätte jemand absichtlich eine Spur gelegt. Der Geruch war derselbe wie im Lagerhaus. Trocken, alt, und darunter dieses unpassend süßliche Aroma.

Ich kniete mich hin, nahm eine Prise und rieb sie zwischen den Fingern. Sie klebte nicht. Sie war nicht frisch. Sie war wie aus einer Kiste gefallen, die lange verschlossen gewesen war. Und doch lag sie hier, als wäre sie gerade erst abgesetzt worden.

Ich stand auf und blickte die Straße hinunter. Nebel. Eine Laterne. Ein paar Schritte, die irgendwo klangen, ohne dass man sagen konnte, woher. Dann Stille. Ich drehte mich wieder zur Tür.

Der Türklopfer war aus Metall, glatt poliert, als hätte ihn in letzter Zeit oft jemand berührt. Ich hob ihn an und ließ ihn fallen. Das Geräusch war dumpf, sofort vom Nebel verschluckt, aber es war laut genug, um in einem stillen Haus gehört zu werden.

Keine Antwort.

Ich klopfte ein zweites Mal, diesmal mit den Fingerknöcheln. Der Ton war anders, weniger offiziell, persönlicher. Wieder keine Antwort.

Doch dann, ganz leise, hörte ich etwas von innen.

Nicht Schritte. Nicht eine Stimme.

Ein Kratzen.

Es war dasselbe Kratzen, das ich an meinem Schreibtisch gehört hatte, nur gedämpfter, als käme es durch dicke Wände. Ein Fingernagel über Holz. Oder etwas, das sich wie ein Fingernagel anhört, weil es genau weiß, wie man menschliche Geräusche nachmacht.

Ich hielt den Atem an. Das Kratzen setzte aus. Für einen Moment war alles still, als hätte das Haus ebenfalls zugehört.

Dann hörte ich ein anderes Geräusch: ein leises Scharren, wie von etwas, das am Boden entlanggezogen wird. Und gleich darauf ein kaum wahrnehmbares Klicken, als würde ein Riegel sich bewegen.

Die Tür öffnete sich einen Spalt.

Dahinter war Dunkelheit. Nicht die Dunkelheit eines unbeleuchteten Flurs, sondern eine Dunkelheit, die sich wie Material anfühlte, als könnte man sie mit der Hand wegschieben. In diesem Spalt leuchteten zwei Dinge auf: die Kante eines Auges, weiß und schnell wieder verschwunden, und ein Hauch von Atem, kalt, als käme er nicht aus einer Lunge, sondern aus einem Keller.

Wer ist da? fragte eine Stimme.

Sie war heiser, aber kontrolliert. Eine Stimme, die gelernt hatte, nicht zu viel zu zeigen.

Ich nannte meinen Namen nicht. Namen sind Geschenke, die man nicht jedem gibt. Stattdessen sagte ich: Ich komme wegen der Kisten.

Ein kurzes Schweigen. Dann öffnete sich die Tür ein wenig weiter, gerade genug, um einen Teil des Gesichts zu sehen. Es war ein Mann, vielleicht mittleren Alters, mit Augen, die zu wach waren. Nicht die Wachheit eines Menschen, der Kaffee getrunken hat. Die Wachheit eines Menschen, der seit Tagen nicht schläft, weil er Angst hat, etwas zu verpassen.

Sie sind nicht von Renfield, sagte er.

Nein, sagte ich.

Er schluckte. Der Nebel drängte sich an den Türspalt, als wolle er mit hinein. Der Mann sah kurz nach draußen, und ich merkte, dass er nicht mich ansah, sondern die Straße hinter mir.

Sind Sie allein? fragte er.

Ich antwortete nicht sofort. Nicht, weil ich lügen wollte, sondern weil ich die Wahrheit nicht kannte. Allein ist ein Wort, das in dieser Stadt eine sehr wackelige Bedeutung hat.

Ich bin hergekommen, sagte ich.

Er schloss die Augen für einen Moment, als müsse er entscheiden, ob dieser Satz genüge. Dann machte er die Tür weiter auf.

Kommen Sie rein, sagte er. Aber schnell.

Ich trat über die Schwelle.

In dem Moment spürte ich, wie die Temperatur fiel. Es war, als hätte ich nicht ein Haus betreten, sondern einen anderen Abschnitt der Welt. Hinter mir zog der Mann die Tür zu, und das Geräusch des Riegels klang wie ein endgültiger Satz.

Drinne roch es nach Staub und nach etwas, das sich darin nicht verstecken konnte: nach Erde, nach altem Holz, und nach dem metallischen Hauch von etwas, das zu oft an die falsche Stelle gehört hat.

Der Flur war schmal. Die Tapete blätterte, als hätte sie genug gesehen. Kein Bild an der Wand, kein Zeichen von Leben, nur die Stille, die sich in Häusern ansammelt, die niemand mehr wirklich bewohnt, sondern nur noch benutzt.

Der Mann führte mich nicht ins Wohnzimmer, nicht in eine Küche. Er führte mich in Richtung Kellertreppe, ohne ein Wort zu sagen. Unten war es noch dunkler, und während wir hinabstiegen, hörte ich wieder dieses Kratzen, jetzt deutlicher. Es kam von irgendwo rechts, hinter einer Tür, die keine Klinke hatte, nur einen Riegel von außen.

Der Mann blieb stehen. Seine Hand zitterte, als er nach dem Riegel griff.

Sie sollten nicht hier sein, flüsterte er, und ich wusste nicht, ob er mich meinte oder sich selbst.

Dann schob er den Riegel zurück.

Das Kratzen hörte sofort auf.

Und aus der Stille dahinter kam ein einzelner Atemzug, so langsam und so ruhig, als hätte dort unten etwas die ganze Zeit nur darauf gewartet, dass wir ankommen.

Das Haus der verschlossenen Fenster

Der Atemzug hinter der Tür klang nicht wie der eines Mannes, der in einem Kellerraum steht. Er klang wie etwas, das gelernt hat, wie ein Mann zu atmen, weil es damit Türen öffnen kann, ohne sie zu berühren.

Der Mann neben mir – ich hatte seinen Namen noch immer nicht – hielt die Hand auf dem Riegel, als könne er ihn im letzten Augenblick wieder zurückschieben und alles ungeschehen machen. Sein Gesicht glänzte im spärlichen Licht der Treppenlampe, und in diesem Glanz lag nicht nur Schweiß, sondern auch die besondere Art von Angst, die entsteht, wenn man zu lange gegen etwas angekämpft hat, das keine Regeln akzeptiert.

Was ist da drin? fragte ich leise.

Er schüttelte den Kopf, als hätte die Bewegung ihm Schmerzen bereitet. Nicht... nicht laut, flüsterte er. Es hört alles.

Ich antwortete nicht. Nicht, weil ich seinen Satz für Unsinn hielt, sondern weil ich bereits wusste, dass er recht hatte. Es gab in diesem Haus zu viele Stellen, an denen Stille sich wie ein Zuhörer verhielt.

Die Tür öffnete sich nicht von selbst, aber etwas drückte dagegen, kaum merklich, als würde eine Hand die Kante ertasten, ohne zeigen zu wollen, dass sie eine Hand ist. Der Mann zog die Tür schließlich einen Spalt auf, und ein Geruch strich heraus, der mich an den Innenraum einer lange verschlossenen Truhe erinnerte. Erde, trocken und kalt, und darunter diese süßliche Note, die so unpassend war, dass sie sich wie ein Fremdkörper im Gehirn festsetzte.

Im Spalt war zunächst nur Dunkelheit. Dann glitt etwas Helles darin auf, ein kurzer Reflex, wie ein Auge, das Licht nicht mag. Der Mann sog scharf die Luft ein und zog die Tür wieder zu.

Nein, sagte er. Nein, nein, nein.

Er stieß den Riegel vor, als würde er damit etwas an die Wand nageln. Für einen Moment stand er reglos da, die Stirn an das Holz gedrückt, und ich hatte das absurde Gefühl, Zeuge eines sehr privaten Gebets zu sein, obwohl kein Gott anwesend war.

Sie haben ihn hereingelassen, sagte ich.

Er hob den Kopf. Seine Augen suchten mein Gesicht, als müsse er prüfen, ob ich ihn verurteilen würde. Dann lachte er kurz, ein Geräusch ohne Wärme.

Ich habe niemanden hereingelassen, sagte er. Er war plötzlich da. Erst waren es die Kisten. Erde. Ich dachte, es wäre eine dieser seltsamen Lieferungen, wissen Sie? Für Pflanzen, für irgend so einen reichen Narren. Dann kamen die Briefe. Und dann... dann kamen die Nächte.

Er führte mich weiter den Kellerflur entlang. Am Boden standen zwei Kisten, aufgebrochen, der Deckel daneben wie ein abgerissener Deckel eines Sarges. Die Erde darin war teilweise herausgeschüttet worden, als hätte jemand darin gewühlt. Oder darin gelegen.

Ich beugte mich nicht hinunter. Man muss nicht alles berühren, um es zu verstehen.

Wie heißen Sie? fragte ich.

Er zögerte, als wäre auch ein Name zu viel Offenbarung.

Mason, sagte er schließlich. George Mason.

Ich nickte. Ein gewöhnlicher Name. Genau die Sorte Name, die in London zwischen Nebel und Schmutz verschwindet, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Und Renfield? fragte ich.

Mason verzog das Gesicht, als hätte ich ihm eine bittere Medizin angeboten. Renfield kommt nicht, sagte er. Er schickt Leute. Junge Männer, die so aussehen, als hätten sie noch nie eine richtige Entscheidung getroffen. Sie bringen die Kisten und gehen wieder. Sie reden nicht viel. Aber sie lächeln manchmal, als wüssten sie etwas, das sie nicht sagen dürfen.

Er führte mich wieder hinauf, nicht in den Kellerraum mit der verriegelten Tür, sondern zurück in den Flur. Dabei bemerkte ich, dass er die Treppe nahm, als wären die Stufen nicht aus Holz, sondern aus dünnem Eis. Oben angekommen blieb er stehen und lauschte.

Ich lauschte mit.

Nichts. Doch das Nichts hatte Struktur. Es war nicht die Stille eines leeren Hauses, sondern die Stille eines Hauses, das beschlossen hat, so zu tun, als wäre es leer.

Mason deutete nach rechts. Dort führte ein Gang zu mehreren Türen. Alle waren geschlossen. An der ersten hing ein schwerer Vorhang, obwohl es drinnen offenbar kein Fenster gab, das man damit verdecken musste. Er zog den Vorhang ein wenig zur Seite und ich sah dahinter ein weiteres Stück Holz: eine zusätzliche Platte, die über die Tür genagelt worden war, hastig, schief, als hätte jemand sie im Dunkeln befestigt.

Sie sind verrückt, sagte Mason leise, als würde er mir eine Diagnose stellen. Ich habe versucht, es zu verhindern. Ich habe die Fenster verschlossen, die Türen verstärkt, ich habe...

Er brach ab und rieb sich über das Gesicht. Seine Finger waren schmutzig, Erde unter den Nägeln, als hätte sie sich in ihm festgesetzt.

Ich ging zur nächsten Tür. Der Griff war kalt. Nicht nur kühl wie Metall, sondern kalt wie etwas, das lange in der Abwesenheit von Wärme gelegen hat. Ich drückte ihn nicht herunter. Ich hörte nur hin.

Ein leises Geräusch, irgendwo im Inneren. Nicht Kratzen. Eher ein Schaben, wie Stoff über Holz. Dann ein klackerndes Geräusch, das entfernt an Zähne erinnerte, die aufeinanderstoßen.

Mason packte meinen Arm. Bitte, sagte er. Nicht.

Ich sah ihn an und bemerkte etwas, das mir zuvor entgangen war: Seine Pupillen waren ungewöhnlich weit. Nicht wie bei jemandem, der im Dunkeln war, sondern wie bei jemandem, der ständig auf den nächsten Schreck wartet, und dessen Körper beschlossen hat, immer bereit zu sein.

Warum sind die Fenster verschlossen? fragte ich.

Mason führte mich in einen Raum, der wohl einmal ein Wohnzimmer gewesen war. Jetzt war es ein Raum, der ausgedünnt wirkte, als hätte man alles, was Leben bedeutet, herausgetragen. Ein Tisch stand da, zwei Stühle, eine Kommode. Auf der Kommode eine Schale, in der etwas lag, das im ersten Augenblick wie Nüsse aussah.

Als ich näher trat, erkannte ich, dass es getrocknete Insekten waren. Käfer, Fliegen, kleine, sorgfältig gesammelte Körper, als hätte jemand hier eine Sammlung angelegt, nicht aus Interesse, sondern aus Hunger.

Mason bemerkte meinen Blick und wischte hastig mit der Hand über die Schale, als wolle er sie verstecken. Ich weiß nicht, sagte er. Ich wache auf, und sie sind da. Manchmal sind sie auf dem Kissen. Manchmal in der Teetasse. Ich trinke keinen Tee mehr.

Ich ging zum Fenster. Es war nicht nur geschlossen. Es war von innen mit Brettern vernagelt, und darüber hatte man schwere Stoffbahnen gehängt, mehrere Lagen, als müsse man nicht nur das Licht aussperren, sondern auch den Blick.

Ich zog eine Stoffbahn einen Spalt zur Seite.

Zwischen Brett und Rahmen war ein winziger Spalt. Durch ihn sah ich den Nebel draußen, dicht wie Milch. Und in dieser Milch, direkt vor dem Fenster, schwebte etwas Dunkles, unbeweglich. Es war so nah, dass ich zuerst dachte, es sei ein Fleck auf der Scheibe. Dann erkannte ich den Umriss eines Regenschirms.

Kein Mensch war darunter zu sehen. Nur der Schirm, als hätte ihn jemand dort aufgehängt. Oder als hätte jemand ihn so gehalten, dass man sich nicht sicher sein sollte, ob da jemand ist.

Ich ließ die Stoffbahn wieder fallen, langsam, ohne hektische Bewegung. Mason beobachtete mich und schien an meinem Gesicht ablesen zu wollen, was ich gesehen hatte. Ich gab ihm nichts.

Er ist da, flüsterte Mason.

Ich nickte. Ja, sagte ich. Oder etwas, das möchte, dass wir glauben, dass er da ist.

Mason schluckte. Er kommt nicht rein, wenn die Fenster zu sind, sagte er. Ich habe es versucht. Einmal habe ich ein Fenster geöffnet, nur einen Spalt, damit... damit Luft reinkommt. Es war warm an dem Tag. Ich dachte, ich würde ersticken. Und dann... dann habe ich dieses Geräusch gehört. Als würde jemand draußen lächeln.

Er sah mich an, und seine Stimme wurde dünner. Und dann war da etwas im Raum, obwohl ich allein war. Ich habe es nicht gesehen. Aber ich habe es gerochen. Erde. Und diese... süße Sache. Und als ich mich umdrehte, war der Spiegel... leer.

Mein Blick wanderte automatisch zu dem Spiegel über dem Kaminsims. Er war alt, leicht blind an den Rändern, aber er zeigte den Raum. Er zeigte Mason. Und er zeigte mich.

Ich trat näher und beobachtete unser Spiegelbild. Nichts fehlte. Nichts flackerte. Genau das war beunruhigend. Man erwartet bei einer Lüge einen Riss. Wenn die Oberfläche glatt bleibt, weiß man, dass sie geübt ist.

Mason ging zur Tür und schob den Riegel vor, obwohl wir im Wohnzimmer waren. Als der Riegel einrastete, zuckte er zusammen, als hätte das Geräusch jemanden geweckt.

Sie sind gekommen, sagte er. Warum?

Ich hätte ihm eine vernünftige Antwort geben können. Pflicht. Wissenschaft. Neugier. Aber in diesem Haus klangen vernünftige Antworten wie schlechte Witze.

Weil mir jemand geschrieben hat, sagte ich. Und weil mir jemand anders gezeigt hat, dass der Weg nach Transsilvanien kürzer ist, als man denkt.

Mason starrte mich an. Dann nickte er langsam, als würde er etwas akzeptieren, das er längst befürchtet hatte.

Er geht nach oben, sagte er schließlich. Nachts. Immer nach oben. Ich habe ihn einmal gehört, wie er die Stufen genommen hat. Nicht schwer. Eher... als würde er die Stufen nicht brauchen, aber aus Höflichkeit so tun.

Ich sah zur Treppe. Der Flur dahinter war dunkel, der Nebel draußen machte selbst das Tageslicht grau. Und während wir beide dort standen, hörte ich es: ein ganz leises Knacken, oben irgendwo, als hätte jemand eine Diele getestet.

Dann noch eines.

Und dann das Geräusch, das in diesem Haus inzwischen wie ein Gruß klang: ein sanftes Kratzen am Holz, geduldig, sicher, als würde etwas sehr höflich anklopfen, bevor es sich nimmt, was es will.

Mason flüsterte: Nicht bewegen.

Ich bewegte mich trotzdem. Nicht schnell. Nicht dramatisch. Nur einen Schritt zur Treppe hin, als würde ich prüfen, ob die Angst mich noch lenkt oder ob ich sie inzwischen lenken kann. Die Luft schien kälter zu werden, je näher ich kam. Und irgendwo, oben im Dunkel, fiel ein winziges Stück Erde auf eine Stufe, so leise, dass man es eher spürte als hörte, als würde das Haus selbst eine Spur ausstreuen, damit ich mich nicht verlaufe.

Ich blieb vor der Treppe stehen und spürte, wie Mason hinter mir den Atem anhielt, als wäre das Geräusch meiner Schritte eine Beleidigung gegen etwas, das oben wartete. Der Flur wirkte länger, als er sein sollte, und das Halbdunkel nahm dem Raum die Gewissheit. In einer klaren Nacht hätte ich vermutlich jede Stufe gezählt. Jetzt aber sahen die Stufen aus wie Zähne, die im Rachen eines Hauses verschwinden.

Das leise Knacken oben kam nicht wieder. Das war kein Trost. Es war eine Entscheidung.

Mason flüsterte, dicht an meinem Ohr: Er geht nicht gern, wenn man ihn erwartet.

Ich antwortete: Dann ist es gut, dass ich ungern warte.

Ich setzte den Fuß auf die erste Stufe. Das Holz gab ein leises Seufzen von sich. Nicht das Knarren, das alte Treppen gern benutzen, um ihren Besitzern zu zeigen, dass sie leben. Eher ein Geräusch, das klingt, als hätte man die Treppe gerade erst gebaut und sie schon müde gemacht.

Während ich stieg, bemerkte ich etwas Seltsames: Der Nebel draußen, der durch die Ritzen der Fenster drückte, schien sich auch im Haus zu sammeln. Nicht als sichtbarer Dunst, sondern als eine Art Druck, eine schwere, feuchte Anwesenheit, die im Hals lag. Ich atmete vorsichtig, als könnte ein zu tiefer Atemzug mich etwas einatmen lassen, das nicht mehr hinaus wollte.

Oben angekommen, stand ich in einem kleinen Vorraum. Drei Türen gingen davon ab, alle geschlossen. Über einer hing ein Kreuz, hastig an die Wand genagelt. Es war nicht sauber gearbeitet, eher eine improvisierte Geste, die mehr Verzweiflung als Glauben trug. Darunter hatte jemand, vermutlich Mason, eine Reihe Knoblauchzehen aufgereiht. Sie waren längst vertrocknet, stumpf, und sahen aus wie die Zähne eines alten Mannes.

Ich hörte Schritte hinter mir und drehte mich. Mason war mir gefolgt, obwohl sein Gesicht verriet, dass jeder Schritt ihn Kraft kostete. Er hielt einen Hammer in der Hand, als wäre er ein Talisman.

Sie sollten nicht hier hoch, flüsterte er.

Sie sind schon hier, sagte ich.

Er presste die Lippen zusammen. Dann deutete er auf die mittlere Tür. Dahinter, sagte er. Da ist... das Zimmer. Das Zimmer, in dem er sich hinlegt. Ich habe es einmal aufgemacht. Einmal. Nur einen Spalt.

Und? fragte ich.

Mason schluckte. Es roch nach Erde. Und nach... nach Blumen. Zu süß. Wie auf einem Grab, das jemand zu freundlich schmückt.

Ich trat näher an die Tür. Der Griff war aus Messing, angelaufen. Ich legte die Hand nicht darauf. Stattdessen lauschte ich.

Aus dem Inneren kam kein Laut. Aber Stille kann ein Geräusch sein, wenn sie zu konzentriert ist. Diese Stille war nicht die Abwesenheit von Leben. Sie war die Anwesenheit von etwas, das sich so ruhig hielt, dass es nicht auffiel.

Ich blickte zum Schlüssel. Er steckte außen im Schloss.

Mason bemerkte meinen Blick und schüttelte sofort den Kopf. Ich habe den Schlüssel nicht abgezogen, sagte er. Ich... ich wollte immer wissen, ob... ob er von innen abschließt.

Von innen, wiederholte ich. Das ist ein interessantes Wort.

Ich nahm den Schlüssel und drehte ihn sehr langsam. Nicht weil ich das Schloss nicht reizen wollte, sondern weil ich den Moment hinauszögern musste, in dem aus einer Möglichkeit eine Tatsache wird. Der Schlüssel bewegte sich ohne Widerstand. Ein leises Klicken. Dann war die Tür nicht mehr verschlossen.

Mason atmete scharf ein, als hätte er sich gerade an einem Gedanken verschluckt.

Ich drückte die Klinke herunter.

In dem Moment, als die Tür nachgab, hörte ich ein Geräusch hinter uns, unten im Haus. Ein dumpfer Schlag, als wäre etwas Schweres gegen eine Wand gefallen. Mason zuckte zusammen. Ich hielt inne, die Tür einen Spalt offen.

Was war das? flüsterte Mason.

Ich antwortete nicht. Manchmal ist es besser, nicht sofort zu wissen, woher ein Geräusch kommt. Wissen kann einen zwingen, hinzusehen.

Ich schob die Tür weiter auf.

Der Raum dahinter war dunkel, aber nicht ganz. Durch die Ritzen der vernagelten Fenster drang ein graues, dünnes Licht, das den Staub sichtbar machte. Der Staub schwebte nicht. Er hing. Als wäre auch er gefangen.

In der Mitte des Zimmers stand eine Kiste. Eine jener Kisten vom Hafen, aufgebrochen. Daneben zwei weitere, noch geschlossen. Auf dem Boden lag Erde, in einem Kreis verteilt, als hätte jemand sie sorgfältig ausgestreut. Und mitten in diesem Kreis stand ein Sessel.

Ein Sessel, zu gepflegt für dieses Haus.

Auf dem Sessel lagen Kleidungsstücke: ein Mantel, dunkel, ordentlich gefaltet, und daneben ein Regenschirm. Der Schirm war geschlossen, aber der Griff glänzte, als wäre er oft berührt worden. Es sah aus, als hätte jemand sich gerade ausgezogen und die Dinge so hingelegt, dass er sie später wieder finden würde.

Mason flüsterte: Er war eben noch hier.

Ich ging einen Schritt in den Raum. Die Temperatur sank sofort, als hätte ich eine unsichtbare Grenze überschritten. Mein Atem wurde sichtbar, obwohl es im Haus nicht so kalt sein konnte. In dieser Kälte lag etwas, das nicht aus Wetter bestand.

Ich blickte zum Spiegel an der Wand. Er war groß, fast bodenhoch, doch er war abgedeckt. Ein Tuch hing darüber, schwer, als hätte man es festnageln wollen. Der Stoff war an den Rändern mit Stecknadeln befestigt, als hätte jemand Angst gehabt, dass er verrutscht.

Warum ist der Spiegel abgedeckt? fragte ich.

Mason starrte auf das Tuch. Weil ich... weil ich einmal reingesehen habe. Und da war nichts. Kein Bild. Kein Raum. Nur... nichts. Als hätte ich durch ein Loch geguckt.

Ich trat zum Spiegel, packte den Stoff am Rand. Mason machte einen Schritt auf mich zu, den Hammer erhoben.

Nicht, sagte er. Bitte nicht.

Ich zog das Tuch ab.

Der Spiegel war nicht leer. Er zeigte den Raum. Er zeigte mich. Doch etwas stimmte nicht: Der Spiegel zeigte Mason nicht.

Ich drehte mich zu Mason. Er stand da, genau an der Stelle, wo er im Spiegel hätte sein müssen. Er war da, real, schwer atmend. Aber im Spiegel war hinter mir nur ein leerer Raum.

Mason flüsterte: Sehen Sie?

Ich nickte. Ja.

Er begann zu zittern, und ich begriff, dass sein Zittern nicht nur Angst war. Es war auch Wut, vielleicht sogar Erleichterung, dass endlich jemand anderes das sah, was ihn die Nächte gekostet hatte.

Er ist nicht allein, sagte Mason. Er ist... nicht allein, wenn er kommt. Es ist, als würde etwas mit ihm kommen, das... das die Dinge wegnimmt. Spiegelbilder. Geräusche. Manchmal... manchmal auch Gedanken. Ich habe Dinge vergessen, mitten im Satz. Ich habe meinen eigenen Namen vergessen.

Ich sah wieder in den Spiegel. Mein Spiegelbild sah mich an, so ernst, wie ich es selten tat. Hinter mir die leere Stelle, an der Mason stehen sollte. Und in dieser Leere, wenn man sie lange genug betrachtete, begann sich etwas zu formen.

Nicht eine Gestalt. Eher eine Verdichtung des Lichts, als würde ein Schatten ohne Körper entstehen. Ein dunkler Fleck, der nicht zur Beleuchtung passte. Er schien sich zu bewegen, aber nicht in Richtung. Eher so, als würde er sich aufblähen.

Ich sagte leise: Gehen Sie aus dem Raum, Mason.

Mason schüttelte den Kopf, wie ein Kind, das nicht allein im Dunkeln sein will.

Gehen Sie, wiederholte ich, diesmal schärfer.

Er trat zurück, stolperte beinahe über eine Kiste, fing sich und stand wieder im Türrahmen. In dem Moment erschien er im Spiegel.

Sobald er den Raum verließ, war sein Spiegelbild wieder da, als hätte der Raum selbst entschieden, ihn zu akzeptieren. Das war keine Erleichterung. Es war eine Bestätigung, dass die Regel nicht Mason betraf, sondern diesen Raum. Diese Grenze.

Ich blieb vor dem Spiegel stehen und sah, wie sich der dunkle Fleck darin weiter verdichtete. Er nahm keine klare Form an, aber er wurde schwerer, als würde er Gewicht gewinnen. Dann sah ich, dass der Fleck nicht im Spiegel war. Er war hinter mir.

Ein kalter Hauch strich mir über den Nacken. Kein Wind. Kein Luftzug. Eher eine Nähe, die die Haut erkennt, bevor das Auge sie begreift.

Ich drehte mich nicht sofort um. Ich blickte weiter in den Spiegel. Und dort, hinter meinem Spiegelbild, konnte ich nun eine Kontur erkennen.

Eine Schulter. Ein Kragen. Ein Gesicht, halb im Schatten. Und der Regenschirmgriff, der in einer Hand glänzte, die zu ruhig war.

Der Mann – oder das, was wie ein Mann aussah – lächelte nicht. Es war kein freundliches Spiel mehr. Er stand einfach da, so nah, dass ich spürte, wie die Kälte von ihm ausging.

Ich sprach nicht. Worte sind oft nur Ablenkung für den, der spricht.

Stattdessen griff ich in die Innentasche meines Mantels, langsam, ohne ruckartige Bewegung. Dort hatte ich ein kleines Fläschchen, das ich nicht gern mit mir trug, weil es die Welt sofort zu einem Ort macht, an dem man solche Dinge braucht. Ich zog es heraus.

Der Fremde hinter mir bewegte sich nicht. Aber im Spiegel sah ich, wie seine Augen auf das Fläschchen fielen. Und in diesem Blick lag etwas wie Neugier. Oder Hunger.

Ich löste den Korken.

Der Geruch, der daraus strömte, war scharf, bitter, antiseptisch. Kein Parfum. Kein Weihwasser. Etwas, das man in einem Labor benutzt, um Dinge zu reinigen, die nicht leben sollten.

Ich spritzte einen schmalen Strahl davon auf den Boden zwischen uns.

Es zischte.

Nicht wie Flüssigkeit auf Holz. Sondern wie Flüssigkeit auf etwas, das nicht Holz war.

Der Fremde trat einen Schritt zurück. Im Spiegel verzog sich sein Gesicht für einen Augenblick, als hätte ich ihm die Maske verschoben. Dann war er wieder glatt, ruhig, beinahe höflich.

Und genau in dem Moment hörte ich unten im Haus erneut diesen dumpfen Schlag.

Diesmal folgte ein Geräusch, das ich bis dahin nicht gehört hatte: ein kurzes, hohes Quieken, wie das eines Tieres, das in die falsche Hand geraten ist.

Mason rief meinen Namen, endlich, laut genug, dass er ihn nicht mehr zurücknehmen konnte: Van Helsing!

Und hinter mir, dicht an meinem Ohr, kam eine Stimme, so leise, als wäre sie nur für mich gedacht:

Nicht hier. Noch nicht.

Die Worte waren kaum mehr als Atem, und doch schienen sie schwer im Raum zu liegen, als hätten sie Gewicht. Nicht hier. Noch nicht. Es war keine Drohung im üblichen Sinn. Es war die Art von Satz, den man sagt, wenn man sicher ist, dass man die Bedingungen bestimmt.

Ich blieb stehen, die Hand noch immer um das Fläschchen geschlossen. Das Zischen auf dem Boden verklang langsam, als würde etwas unsichtbar zurückweichen, ohne den Blick abzuwenden. Im Spiegel sah ich, wie der Fremde – wenn es einer war – einen Schritt zurück machte, gerade so viel, dass das Licht ihn wieder schluckte. Sein Mantel hing glatt, als hätte er nie einen Hauch Wind gekannt. Und doch war da diese Kälte, die an mir klebte, als hätte er mich berührt, ohne mich anzufassen.

Mason stand im Türrahmen. Sein Gesicht war kreidebleich. Er hielt den Hammer so fest, dass seine Knöchel weiß wurden. Seine Lippen bewegten sich, doch es kam kein Laut heraus. Er hatte offenbar beschlossen, dass Worte in diesem Raum gefährlich sind.

Das Quieken unten im Haus war verstummt. Stattdessen hörte ich etwas anderes: ein Scharren, schnell, hektisch, als würde ein kleines Tier in Panik über Holz laufen. Dann ein dumpfes Geräusch, als würde etwas gegen eine Tür prallen.

Mason flüsterte: Die Ratten.

Ich sah ihn an. Er nickte, fast mechanisch. Er bringt sie mit, flüsterte Mason. Oder er... ruft sie.

Das Fläschchen in meiner Hand war nur noch halb voll. Ich verschloss es und steckte es zurück in die Tasche, ohne den Blick vom Spiegel zu nehmen. Denn dort, im Spiegel, war etwas Merkwürdiges geschehen: Der Fremde war nicht mehr zu sehen, aber der Raum hinter mir wirkte dunkler, als hätte er eine Spur hinterlassen. Und an der Stelle, wo er gestanden hatte, hing ein Schatten, der keinen Körper mehr brauchte, um zu existieren.

Ich trat langsam rückwärts zur Tür, bis ich die Schwelle spürte. In dem Moment, als ich den Raum verließ, wurde die Luft minimal wärmer. Nicht warm, nicht angenehm. Nur wieder so,

wie Luft in einem Haus sein sollte. Mason wich zurück, als hätte er Angst, der Schatten könnte ihm folgen, wenn er mir zu nah kommt.

Wir standen im Vorraum. Hinter uns war die Tür zum Zimmer noch immer halb offen. Mason machte einen Schritt nach vorn, als wolle er sie zuschlagen, hielt aber inne, als hätte er Angst, damit etwas einzusperren, das dann wütend würde.

Schließen, sagte ich.

Er sah mich an, und in seinem Blick lag die Frage: Und wenn er dann nicht mehr rauskommt? Oder wenn er dann rauskommt, aber anders?

Schließen, wiederholte ich.

Mason drückte die Tür zu. Der Klang des Schlosses – dieses Klicken – war lauter, als er hätte sein sollen. Es klang wie eine Entscheidung, die man nicht zurücknehmen kann. Mason schob den Riegel vor, und diesmal zitterte seine Hand so stark, dass er den Riegel erst beim zweiten Versuch traf.

Für einen Moment war es still.

Dann hörten wir es beide: ein leises Klopfen von innen.

Nicht hektisch. Nicht wütend. Eher höflich. Fast wie eine Anerkennung.

Mason presste die Hand gegen den Mund, als würde er sonst schreien. Ich ließ meinen Blick über die anderen Türen gleiten. Die dritte Tür am Ende des Flurs war ebenfalls verriegelt, aber nicht so hastig wie die anderen. Der Riegel dort war neu, das Holz frisch bearbeitet. Jemand hatte sie erst vor kurzem verstärkt.

Was ist dahinter? fragte ich.

Mason schluckte. Das ist... mein Schlafzimmer, sagte er. Oder war es. Ich schlafe unten auf dem Boden. Ich kann nicht mehr... da oben. Nicht mehr, seit... seit ich ihn einmal in meinem Bett gesehen habe. Nicht liegen. Nur stehen. In der Ecke. Als würde er prüfen, ob ich da reinpasse.

Ich ging zur dritten Tür. Nicht, um sie zu öffnen, sondern um die Nähe zu prüfen. Der Griff war nicht so kalt wie der im Zimmer mit den Kisten. Er war gewöhnlich kalt. Das bedeutete nichts, und bedeutete doch alles: Es war ein Raum, der noch nicht ganz übernommen war.

Mason sagte leise: Sie verstehen nicht. Dieses Haus... es ist nicht nur ein Haus. Er macht etwas damit. Er... er richtet es ein.

Einrichten. Das Wort hatte etwas Lächerliches, als spräche man von Vorhängen und Teppichen. Aber es passte. Kisten mit Erde. Abgedeckte Spiegel. Verschlussene Fenster. Ein Raum, der Kälte atmete. Es war, als hätte jemand begonnen, einen Teil von Transsilvanien hierher zu tragen, Schicht für Schicht, und London war zu groß und zu müde, um zu merken, dass sich die Luft verändert.

Unten im Haus hörten wir wieder das Scharren, diesmal näher. Es kam die Treppe herauf. Nicht schwere Schritte, sondern das schnelle, nervöse Trippeln von kleinen Pfoten.

Mason wich zurück. Ich hielt ihn am Arm, nicht aus Zuneigung, sondern um zu verhindern, dass er sich in eine Ecke flüchtet, aus der er nicht mehr herauskommt.

Dann sahen wir sie.

Aus dem Dunkel des Treppenaufgangs schoss eine Ratte hervor. Groß, grau, das Fell struppig, die Augen wie kleine schwarze Perlen. Sie lief nicht einfach. Sie stürzte, als würde sie vor etwas fliehen, das sie im Rücken spürte. Gleich danach kamen zwei weitere, dann vier, dann ein ganzer Schwarm, eine Welle aus Körpern, die die Stufen hinaufbrach und über den Flur hinwegschoss.

Mason machte ein ersticktes Geräusch. Er hob den Hammer, aber man schlägt nicht auf eine Flut. Die Ratten liefen an uns vorbei, drängten sich unter Türen, verschwanden in Ritzen, stürzten die Treppe hinauf, als gäbe es dort oben eine Rettung oder ein Verderben, das sie anzog.

Ich kniete mich hin, nicht weil ich mutig war, sondern weil ich etwas sehen wollte. In der Mitte des Schwarms fiel mir eine Ratte auf, die anders war. Sie lief nicht panisch. Sie lief zielgerichtet. Direkt auf die Tür zum Zimmer mit den Kisten zu.

Sie blieb dort stehen.

Nicht lang. Nur einen Augenblick. Dann hob sie den Kopf, als lausche sie.

Und in diesem Moment kam das höfliche Klopfen von innen wieder, zweimal, genau im selben Rhythmus, als wäre es eine Antwort.

Die Ratte quietschte nicht. Sie drehte sich um und lief zurück zur Treppe, so ruhig, als hätte sie bekommen, was sie wollte. Der Rest der Ratten folgte ihr, als hätten sie einen Anführer erkannt.

Mason flüsterte: Das ist nicht normal.

Nein, sagte ich. Das ist es nicht.

Dann hörten wir einen weiteren Laut, der aus dem unteren Stockwerk kam: ein dumpfes Poltern, als würde jemand gegen ein Möbelstück stoßen. Und dann eine Stimme. Hoch, gequält, fast singend vor Erregung.

Master... Master ist da...

Mason erstarrte. Das ist... sagte er heiser. Das ist Renfield. Der Irrer. Ich habe ihn nie gesehen, aber ich habe von ihm gehört. Er ist im Irrenhaus, sagen sie. Oder war es. Er... er redet von einem Master.

Die Stimme unten fuhr fort, und sie klang, als würde jemand beten und kichern zugleich.

Er kommt im Nebel... er kommt in Kisten... er kommt durch die Augen...

Ich ging zur Treppe. Mason packte meinen Ärmel.

Gehen Sie nicht runter, flüsterte er. Der Mann ist verrückt. Er beißt. Er frisst... Dinge.

Verrückte Menschen sind gefährlich, sagte ich leise. Aber verrückte Menschen sind auch oft ehrlicher, als sie sein wollen.

Ich stieg hinab, langsam, Stufe für Stufe. Der Nebel draußen ließ das Licht aus den Fensterspalten grau erscheinen. Unten im Flur war es dunkler. Der Geruch von Erde war stärker, als hätte man ihn hier konzentriert.

Im Wohnzimmer stand jemand.

Ein Mann, hager, mit zerzaustem Haar, die Kleidung schmutzig, als hätte er im Dreck gelegen. Seine Augen waren weit, glänzend, und sein Mund bewegte sich unaufhörlich. In seinen Händen hielt er etwas, das er wie einen Schatz betrachtete: eine Fliege, die er zwischen den Fingern zappeln ließ.

Als er mich sah, erstarrte er. Dann begann er zu lächeln, langsam, so wie ein Kind lächelt, das glaubt, den Weihnachtsmann erkannt zu haben.

Sie sind nicht der Master, sagte er enttäuscht.

Nein, sagte ich.

Sein Blick fiel auf meinen Mantel, auf meine Tasche, als könnte er darin etwas riechen. Aber Sie riechen... Sie riechen nach Wissen, flüsterte er und hob die Fliege an seine Lippen. Wissen ist süß, wissen Sie. Süß wie... wie Blut, das noch warm ist.

Ich sagte: Wo ist Ihr Master?

Renfield – denn es konnte nur Renfield sein – schloss die Augen und lauschte. Als würde er eine Stimme hören, die sonst keiner hört.

Oben, flüsterte er. Oben ist er. Hinter den Fenstern, die nicht aufgehen. Er macht das Haus zu einem Mund. Und wenn der Mund fertig ist, dann...

Er öffnete die Augen und sah mich an, plötzlich ernst. Dann kommt er raus.

Hinter mir knarrte eine Diele. Nicht Mason. Mason war oben. Dieses Knarren war näher, direkt im Flur.

Renfields Blick glitt an mir vorbei, und sein Gesicht erhellte sich in einer Art religiöser Verzückung. Er flüsterte: Master.

Ich drehte mich nicht sofort um. Ich wusste bereits, dass ich es nicht verhindern konnte, indem ich es nicht ansah.

Dann hörte ich die Stimme hinter mir, leise, ruhig, fast freundlich.

Sie sind pünktlich, Herr van Helsing.

Eine Spur aus Asche

Die Stimme hinter mir war so ruhig, dass sie nicht zu dem Haus passte. Sie hatte diesen Ton, den man in Salons hört, wenn jemand eine Wahrheit ausspricht, die er längst für sich entschieden hat. Ich drehte mich langsam um, nicht weil ich Mut beweisen wollte, sondern weil man in solchen Momenten besser die Kontrolle über die eigene Bewegung behält. Hektik ist das, was man dem Anderen schenkt.

Im Flur stand der Mann mit dem Regenschirm.

Er wirkte hier unten nicht fremd, sondern passend, als wäre das Haus um ihn herum gebaut worden. Der Nebel, der draußen in den Straßen hing, schien ihm zu folgen und sich in der Luft des Flurs festzusetzen. Sein Mantel war dunkel und trocken, als hätte er keinen Weg durch Feuchtigkeit gebraucht, um hierher zu gelangen. Das Gesicht war gewöhnlich genug, um es am nächsten Tag nicht beschreiben zu können. Doch die Augen waren nicht gewöhnlich. Sie hatten nicht den flackernden Unfrieden eines Menschen, sondern eine stille Geduld, die man eher bei Dingen findet, die warten können.

Renfield kicherte, ohne den Blick von ihm zu nehmen. Seine Finger zerdrückten die Fliege, als wäre es ein Opfer, das nebenbei erbracht wird.

Sie sind pünktlich, wiederholte der Mann. Er sprach meinen Namen aus, als hätte er ihn lange geübt, bis er genau so klang, wie er klingen sollte: vertraut und doch nicht intim. Er trat einen halben Schritt näher. Der Regenschirm berührte den Boden nicht, er schwebte fast, gehalten von einer Hand, die zu ruhig war.

Ich fragte: Wer sind Sie?

Er neigte den Kopf ein wenig. Höflichkeit, dachte ich. Oder die Imitation davon. Ein Name ist ein unnötiger Luxus, sagte er. Für beide Seiten.

Renfield schmatzte leise, als würde er zustimmen. Master hat viele Namen, flüsterte er. Aber nur einen Hunger.

Der Mann sah Renfield an, und in diesem Blick lag keine Wärme und keine Verachtung. Es war die Art Blick, die man auf ein Werkzeug wirft, das seine Aufgabe erfüllt hat. Renfield duckte sich, so plötzlich, dass es schmerzlich wirkte, und kicherte dann wieder, als müsse er sich selbst überzeugen, dass er glücklich sei.

Ich hielt meine Hände sichtbar, nicht aus Unterwerfung, sondern weil ich die Möglichkeiten offen halten wollte. Das Fläschchen war in meiner Innentasche, Reichweite ja, aber nicht so offensichtlich, dass es ihn reizen musste. Ich sagte: Sie lassen hier Dinge zurück. Erde. Kisten. Spuren.

Spuren, wiederholte er, und das Wort bekam in seinem Mund etwas Amüsantes. Sie glauben, eine Spur führt immer zu einem Täter. Manchmal führt sie nur zu einem Zuschauer.

Ich musterte sein Gesicht, versuchte, an einem Detail hängen zu bleiben, das sich nicht verändern würde, wenn ich später darüber nachdenken musste. Die Kontur der Nase, die Linie des Mundes, ein kleiner Schatten unter dem linken Auge. Doch je länger ich hinsah, desto

weniger blieb. Es war, als glitte mein Blick ab, als hätte das Gesicht die Eigenschaft, nicht gehalten zu werden. Eine Maske ohne Befestigung.

Mason rief oben etwas, ein gedämpfter Laut, als würde er meinen Namen erneut formen, aber die Wände schluckten ihn. Das Haus hielt die Geräusche fest, wenn sie ihm nützten.

Ich sagte: Was wollen Sie?

Der Mann lächelte nicht. Sein Gesicht blieb glatt. Ich will nichts, sagte er. Ich nehme nur zurück, was mir zusteht.

Renfield hob den Kopf. Ja, ja, flüsterte er. Nehmen, nehmen. Dann wird er groß. Dann wird er stark. Dann gibt es mehr.

Ich ließ Renfield nicht aus den Augenwinkeln. Ein Mensch, der an der Schwelle zwischen Angst und Verückung steht, ist gefährlicher als jemand, der einfach nur böse ist. Renfields Hände waren schmutzig, die Nägel schwarz, und in seinen Bewegungen lag diese unberechenbare Geschwindigkeit, die man bei Tieren sieht, wenn sie plötzlich zuschnappen.

Der Mann trat erneut näher, so leise, dass ich nicht hörte, wie seine Schuhe den Boden berührten. Die Temperatur sank, als wäre sein Körper ein Stück Winter, das man ins Haus getragen hatte. Und in dieser Kälte lag wieder der Hauch von etwas Süßlichem, als hätte man Blüten in Erde vergraben.

Sie haben Briefe bekommen, sagte er. Sie haben gesucht. Sie sind gekommen. Das ist ein alter Ablauf. Viele Männer haben diesen Ablauf schon erlebt. Manche glauben, sie seien die Hauptfigur. Das ist immer der Fehler.

Ich sagte: Ion Szekeley ist tot.

Seine Augen veränderten sich nicht, doch etwas in der Luft schien zu zucken. Vielleicht war es mein Wunsch, dass er darauf reagiert. Vielleicht war es eine Reaktion. Er antwortete: Vielleicht.

Renfield begann zu flüstern, schneller: Tot, tot, aber nicht weg. Nicht weg. Nichts geht weg, wenn der Master es sieht.

Ich machte einen Schritt zur Seite, so, dass ich nicht mehr genau zwischen Mann und Treppe stand. Ich wollte nicht in einer Linie sein. Linien sind gut für Gewehre, nicht für Menschen. Der Mann folgte der Bewegung nicht mit dem Körper, sondern nur mit den Augen, und genau das war schlimmer. Er brauchte keine Position. Er hatte sie bereits.

Ich sagte: Sie haben den Mann im Lagerhaus erschreckt. Sie haben Mason... bearbeitet. Und Sie haben meinen Kollegen besucht. Warum so viel Aufwand?

Er antwortete, als wäre es eine harmlose Unterhaltung: Weil England ein Land ist, das nur glaubt, wenn man es anfasst. Und weil Sie nicht anfassen, bevor Sie nicht sehen. Ich musste also dafür sorgen, dass Sie sehen.

Renfield kicherte, und plötzlich, ohne Vorwarnung, warf er sich auf die Knie. Er begann, die Hände auf dem Boden zu reiben, als würde er etwas suchen, das dort nicht lag. Dann hob er den Kopf und zeigte auf eine Stelle am Sockel der Wand.

Asche, flüsterte er. Sie mögen Asche. Er lässt sie für die Klugen.

Ich blickte dorthin. Auf dem Holz, knapp über dem Boden, klebte ein grauer Streifen. Nicht Staub. Es war zu konzentriert. Zu fein. Wie verbranntes Papier, das man zwischen den Fingern zerreibt. Der Streifen zog sich entlang, als hätte jemand eine Linie damit gemalt.

Der Mann sagte: Sie sind aufmerksam.

Ich kniete mich nicht hin. Ich ging nur näher heran, beugte mich, um zu riechen. Asche hat einen Geruch, wenn sie frisch ist. Diese roch nicht frisch. Sie roch nach etwas, das nicht vollständig verbrannt war. Ein süßlicher Rest in einem grauen Tod. Und darunter, schwerer, dieser Erdgeruch.

Was ist das? fragte ich.

Er antwortete nicht. Stattdessen hob er den Regenschirm leicht an und tippte einmal, ganz sanft, mit der Spitze auf den Boden. Ein unscheinbares Geräusch. Doch als die Spitze den Boden berührte, sah ich, wie die Aschelinie am Sockel minimal bebte, als hätte sie darauf reagiert. Nicht viel. Nur so, dass mein Blick es nicht vergessen konnte.

Renfield stöhnte leise, wie jemand, der bei einem vertrauten Lied mitsummt. Öffnen, murmelte er. Öffnen, öffnen.

Ich spürte plötzlich, dass hinter der Wand etwas war. Nicht ein Hohlraum, nicht ein Rohr. Eine Leere, die nicht zu einem Haus gehört. Eine Art Zwischenraum. Und die Asche war nicht zufällig dort. Sie war ein Hinweis, eine Markierung. Eine Spur.

Der Mann sagte: Sie kennen Asche. Sie wissen, wie man Dinge reinigt, wie man Spuren vernichtet. Und doch sind Sie hier, weil Sie glauben, etwas retten zu können. Das ist... bewundernswert.

Bewundernswert, dachte ich. Das Wort hatte auf seiner Zunge den Klang eines Messers, das man lobt, weil es scharf ist.

Oben knarrte die Treppe. Mason war offenbar in Bewegung, vielleicht wollte er runterkommen, vielleicht wollte er fliehen. Ich konnte es ihm nicht verdenken. Doch wenn Mason jetzt auftauchte, würde er zwischen uns geraten. Und ich war mir sicher, dass dieser Mann keine Hast kannte, wenn es darum ging, jemanden zu zerbrechen.

Ich richtete mich auf. Ich sagte: Sie sind nicht wegen mir hier. Sie sind wegen der Stadt hier.

Der Mann hielt den Blick auf mir. London ist ein guter Ort, sagte er. Viel Atem. Viele Träume. Viele Türen, die nicht richtig schließen. Und dieser Nebel... er ist sehr freundlich. Er macht die Menschen blind, ohne dass sie sich beleidigt fühlen.

Renfield lachte, und es klang wie ein Kind, das etwas Widerliches entdeckt hat. Blind, blind, flüsterte er. Dann kann er überall sein.

Ich spürte, wie mein Puls anstieg, nicht panisch, sondern in dieser klaren Art, in der der Körper sich bereit macht. In der Innentasche fühlte ich das Fläschchen, und ich wusste, dass es keine Lösung war, nur ein Stachel. Ein Moment Zeit.

Ich sah wieder zur Aschelinie. Sie führte nicht nur entlang des Sockels. Sie bog an der Ecke ab, verschwand unter der Tür zum Kellerraum, den Mason verriegelt hatte. Dort, dachte ich, war die Kälte. Dort, wo die Erde kreiste. Dort, wo der Spiegel anders war.

Eine Spur aus Asche.

Nicht, weil etwas verbrannt war, sondern weil etwas versucht hatte, hier eine Grenze zu ziehen. Oder eine zu öffnen.

Der Mann sagte leise: Sie werden folgen.

Es war kein Befehl. Es war die Aussage eines Menschen, der den Ausgang des Gesprächs bereits kennt.

Und in diesem Moment wurde mir klar, dass das Haus nicht nur eingerichtet wurde. Es wurde vorbereitet. Wie eine Bühne. Nicht für einen Mord, der schnell geschieht, sondern für etwas, das langsam geschieht, während alle zuschauen und erst am Ende merken, dass sie längst beteiligt sind.

Ich hätte ihm widersprechen können. Ich hätte sagen können, dass ich nicht folge, dass ich meine eigenen Wege gehe, dass ich nicht nach Pfeifen tanze, die andere in der Dunkelheit blasen. Aber ein Widerspruch ist nur dann nützlich, wenn der Andere ihn ernst nimmt. Dieser Mann nahm nichts ernst außer Zeit.

Ich ließ meinen Blick erneut über die Asche gleiten. Sie war nicht wahllos verteilt. Sie war zu sauber, zu absichtlich. Ein Strich, ein Bogen, eine Spur unter der Tür, als hätte jemand mit einem Finger in Pulver gemalt. Und je länger ich hinsah, desto mehr verstand ich, dass es weniger um die Asche ging als um das, was sie andeutete: eine Grenze, die nicht aus Holz oder Stein bestand.

Renfield kratzte sich am Hals, so heftig, dass die Haut darunter rot wurde. Dann hielt er inne und starrte mich an, als hätte er plötzlich ein Geheimnis in meinen Augen gesehen.

Sie haben auch Türen, flüsterte er. In Ihnen drin. Manche sind zu. Manche sind... nur angelehnt.

Der Mann mit dem Regenschirm schenkte Renfield keine Beachtung mehr. Er betrachtete mich, als wäre Renfield bereits wieder Möbel. Dann sagte er: Manche nennen es Aberglauben. Andere nennen es Wissenschaft. In Wahrheit ist es nur... Gewohnheit. Die Welt tut so, als wäre sie fest. Und die Menschen helfen ihr dabei, indem sie es glauben.

Ich ging nicht näher an ihn heran. Ich ging näher an die Spur. Ein kleiner Unterschied, aber er war wichtig. Ich wollte, dass er sieht, dass ich mein Interesse wähle.

Die Asche an der Wand schimmerte leicht, wenn das schwache Licht aus dem Flur darauf fiel. Ich zog ein kleines Taschenmesser hervor und schabte eine winzige Menge in die Klinge, vorsichtig, als wäre es Gift. Nicht, weil ich erwartete, dass es mir sofort etwas sagt, sondern

weil Dinge, die man in der Hand hat, weniger unheimlich wirken als Dinge, die sich der Berührung entziehen.

Die Asche war fein wie Mehl, aber sie fühlte sich nicht so an. Sie hatte eine Körnung, die man eher bei Knochenstaub findet. Ein unangenehmer Gedanke, der sich gleich wieder hinter einer Reihe nüchterner Begriffe versteckte: Verbrennungsrückstand, organisches Material, Temperatur, Dauer.

Renfield wippte auf den Zehenspitzen. Er sumnte leise, eine Melodie ohne Anfang und Ende. Der Mann hob den Regenschirmgriff ein wenig und tippte ein zweites Mal auf den Boden. Nicht laut. Nicht bedrohlich. Aber ich sah es: Die Asche schien sich minimal zu verschieben, als hätte ein unsichtbarer Luftzug sie gestreichelt.

Das ist kein Trick, sagte ich, mehr zu mir selbst als zu ihm.

Er antwortete: Natürlich ist es ein Trick. Alles ist ein Trick. Die Frage ist nur, wer ihn besser beherrscht.

Von oben kam ein hastiger Schritt, dann noch einer. Mason. Er rief etwas, erstickt, als wolle er nicht, dass seine Stimme im Haus hängen bleibt. Dann stand er im Flur, bleich, und sah den Mann mit dem Regenschirm. In dem Moment, als Mason ihn sah, sackte seine Haltung zusammen, als wäre ihm ein Faden durchgeschnitten worden.

Sie... sagte Mason. Sie sind hier.

Der Mann nickte nur, als wäre er ein Bekannter, der zu Besuch kommt. Mason machte einen Schritt zurück, stieß gegen die Wand und blieb dort, als wäre die Tapete sein einziger Halt.

Ich sagte leise zu Mason: Gehen Sie nach oben. Schließen Sie sich ein. Und bleiben Sie weg von den Fenstern.

Mason schüttelte den Kopf, Tränen oder Schweiß in den Augen. Er flüsterte: Er war in meinem Spiegel.

Der Mann lächelte immer noch nicht. Aber in seinen Augen lag etwas, das dem Lächeln nahekam, ohne es zu sein. Spiegel sind sehr ehrliche Dinge, sagte er. Die Menschen mögen Ehrlichkeit nicht, wenn sie sich selbst betrifft.

Renfield klatschte einmal in die Hände, viel zu laut. Spiegel, Spiegel, rief er, und dann plötzlich ganz leise: Kein Spiegelbild, kein Schatten, kein Schlaf.

Der Mann hob den Blick zu Renfield. Nur ein Blick. Renfield verstummte sofort und begann wieder zu kichern, als wäre ihm peinlich geworden, dass er zu viel gesagt hatte.

Ich beugte mich zur Tür des Kellerraums, dort, wo die Asche unter dem Spalt verschwand. Das Holz war alt, aber der Riegel war neu. Mason hatte versucht, mit frischer Gewalt gegen etwas zu kämpfen, das keine Frische kennt.

Ich legte die Hand nicht an den Riegel. Ich legte die Fingerspitzen nur an das Holz neben dem Schloss. Die Kälte war dort stärker. Und sie war nicht gleichmäßig. Sie war wie ein Puls, langsam, geduldig.

Der Mann sagte: Sie wollen hinein.

Ich antwortete nicht. Ich zog stattdessen den kleinen Holzspan aus dem Glas, den ich mitgenommen hatte, und hielt ihn kurz gegen die Tür, als wäre es eine Torheit, ein Aberglauben. Doch das Holz wurde an der Kante feucht, als hätte es plötzlich Atem abbekommen. Ich zog es zurück. Ein winziger dunkler Fleck blieb darauf. Nicht Wasser. Etwas, das nach Erde roch.

Mason flüsterte: Bitte nicht. Bitte.

Ich hätte Mason gern beruhigt. Aber Beruhigung ist auch ein Versprechen. Und ich hatte keine Versprechen mehr, die ich halten konnte.

Ich ging zum Tisch im Wohnzimmer und nahm eine Kerze. Mason hatte Kerzen überall verteilt, als wären sie Soldaten gegen die Dunkelheit. Ich zündete sie nicht an. Feuer in diesem Haus war eine Diskussion, die ich noch nicht führen wollte.

Dann ging ich zurück zur Kellertür und sagte: Öffnen Sie.

Mason riss den Kopf hoch. Ich?

Ja, sagte ich. Sie haben den Riegel gesetzt. Sie lösen ihn.

Mason starrte mich an, als hätte ich ihm befohlen, mit bloßen Händen in einen Ofen zu greifen. Dann blickte er zum Mann mit dem Regenschirm, und dieser Blick war eine Art stummer Bitte um Erlaubnis, die Mason selbst erschreckte. Der Mann gab keine Erlaubnis. Er gab nichts. Das war seine Art von Macht.

Mason legte die Hand an den Riegel. Seine Finger zitterten so stark, dass ich dachte, er würde ihn nicht zurückschieben können. Doch dann, mit einem kleinen, hässlichen Metallkratzen, bewegte sich der Riegel. Ein Geräusch wie eine Nadel auf Knochen.

Die Tür blieb noch zu. Für einen Moment war alles still. So still, dass ich das eigene Blut in den Ohren hörte. Renfield atmete schneller. Der Mann atmete gar nicht, oder wenn, dann so leise, dass es nicht in diese Welt gehörte.

Mason flüsterte: Ich kann nicht.

Ich sagte: Dann treten Sie zurück.

Er tat es sofort, wie jemand, der froh ist, ein Kommando zu bekommen. Ich packte die Klinke. Die Kälte am Metall war so stark, dass sie einen Moment lang schmerzte. Ich drückte sie herunter.

Die Tür ging auf.

Nicht weit. Nur einen Spalt. Und aus diesem Spalt kam ein Geruch, der die Luft im Flur sofort veränderte. Erde, ja. Aber nicht nur Erde. Es war, als hätte jemand in einem Kellerraum Blumen vergraben und dann darüber Feuer gemacht. Süße und Asche und etwas Metallisches darunter, das an Blut erinnerte, ohne Blut zu sein.

Renfield stöhnte vor Wonne, als hätte er ein Festmahl gerochen.

Ich stieß die Tür weiter auf.

Dahinter führte eine Treppe hinab. Die Stufen waren staubig, aber in der Mitte war eine Spur frei, als wäre jemand oft hinab- und hinaufgegangen. Oder geglitten. Auf der ersten Stufe lag Asche. Auf der zweiten auch. Eine feine Linie, die nach unten führte, als hätte jemand den Keller markiert, damit er in der Dunkelheit nicht vergisst, wo sein Zuhause ist.

Mason wimmerte leise, ein Geräusch, das er sofort wieder verschluckte. Ich ging auf die erste Stufe, dann auf die zweite. Der Flur hinter mir wurde kleiner, als würde das Haus mich hinunterstoßen. Ich hörte Mason nicht mehr. Ich hörte Renfield nur noch wie aus weiter Ferne. Und den Mann mit dem Regenschirm hörte ich gar nicht, was mir sagte, dass er mir folgte.

Unten war es kälter. Die Luft war schwerer. Und dort, am Fuß der Treppe, sah ich etwas, das nicht zu einem Keller gehörte: eine saubere Fläche auf dem Boden, als wäre der Staub dort weggewischt worden. In dieser sauberen Fläche lag ein Kreis aus Asche, sorgfältig gezogen. Und in der Mitte des Kreises stand eine kleine Schale aus Metall, darin Reste von etwas Verbranntem.

Papier, dachte ich. Oder Stoff.

Ich kniete mich hin, ohne den Kreis zu berühren. In der Schale lag noch ein Stück, das nicht vollständig verbrannt war. Ein Fetzen, kaum größer als ein Daumennagel, mit einer Linie Tinte darauf. Ich beugte mich näher, bis ich die Buchstaben erkannte.

...Szek...

Der Name war dort gewesen. Ion Szekely. Jemand hatte versucht, ihn zu verbrennen. Nicht, um ihn zu vernichten, sondern um ihn umzuwandeln. Asche ist nicht Abfall. Asche ist das, was übrig bleibt, wenn etwas seine Form verliert.

Ein leises Geräusch hinter mir ließ mich erstarren. Kein Schritt. Kein Knarren. Eher das sanfte Rascheln eines Mantels.

Der Mann stand am Fuß der Treppe, der Regenschirm in der Hand, und sah auf den Kreis, als würde er prüfen, ob er ordentlich gezogen war.

Er sagte: Sie verstehen langsam.

Ich richtete mich auf, ohne den Blick von der Schale zu nehmen. Ich sagte: Sie markieren Namen.

Er antwortete: Namen sind Türen. Manche muss man schließen. Manche muss man öffnen.

Und während er das sagte, begann die Asche im Kreis zu zittern, ganz leicht, als hätte jemand darunter geatmet.

Das Zittern der Asche war so fein, dass man es im falschen Moment für eine Einbildung halten konnte. Aber Einbildungen haben keine Konsequenzen, und diese Bewegung fühlte

sich an, als würde sie gleich welche haben. Der Kreis blieb geschlossen, doch die Körnchen hoben sich stellenweise, als wären sie magnetisch. Es war nicht Wind. Der Keller war luftlos. Es war eher, als würde etwas von unten her die Asche prüfen, so wie ein Finger die Haut prüft, bevor er schneidet.

Der Mann mit dem Regenschirm stand am Rand der Treppe und trat nicht in den Kreis. Das bemerkte ich sofort. Auch er respektierte eine Grenze. Oder er wusste, dass diese Grenze nicht für ihn gedacht war.

Ich hielt mich ebenfalls außerhalb. Und doch war ich nah genug, um den Geruch zu spüren, der aus der Schale stieg: verbranntes Papier, ja, aber auch eine Note, die an Tinte erinnerte, wie sie in alten Tagebüchern trocknet. Erinnerung als Rauch.

Oben, weit entfernt, hörte ich Mason schluchzen. Renfield murmelte Worte, die wie Gebete klangen, aber zu schnell, zu hungrig. Die Laute kamen gedämpft durch die Stufen, als wären sie in Watte eingewickelt. Der Keller schluckte nicht nur Licht, er schluckte auch die Welt.

Der Mann sagte leise: Sie könnten den Kreis zerstören. Sie könnten hineintreten, die Asche verwischen, die Schale umwerfen. Und doch tun Sie es nicht.

Ich antwortete nicht sofort. Man sollte nie einem Gegner zeigen, dass er einen Begriff getroffen hat. Aber meine Stille war auch eine Form von Antwort.

Ich sagte schließlich: Sie wollen, dass ich etwas sehe.

Er neigte den Kopf. Ich will, dass Sie verstehen. Sehen ist billig. Verstehen ist selten.

Die Asche hob sich stärker. Ein winziger Wirbel entstand im Kreis, als würde ein unsichtbarer Atemzug ihn füttern. Dann, ganz plötzlich, veränderte sich die Schale. Nicht die Form, nicht das Metall. Der Inhalt. Der verbrannte Fetzen Papier richtete sich auf, als wäre er wieder leicht geworden. Ein schmaler Streifen, der sich in der Luft drehte, ohne zu fallen.

Und dann hörte ich etwas, das nicht aus dem Keller kam, sondern aus mir: ein kurzer Laut, der wie das Ende eines Wortes klang. Ein abgerissener Gedanke.

...Hels...

Ich biss die Zähne zusammen. Der Laut war nicht laut, nicht ausgesprochen. Er war wie ein Echo im Kopf, als hätte jemand in einem leeren Raum meinen Namen angerissen und den Rest verschluckt.

Der Mann lächelte nicht, aber seine Augen wurden wacher. Er sagte: Namen sind Türen.

Ich spürte, wie sich mein Nacken anspannte. Ich dachte an den Holzspan mit dem Wort KOMMEN. Ich dachte an den Brief aus Transsilvanien, an Ion Szekelys zitternde Schrift, an die Kisten mit Erde, an den Spiegel, in dem Mason verschwunden war. Alles waren Varianten derselben Botschaft: Du bist eingeladen, aber du bist nicht der Gastgeber.

Ich sagte: Was ist Ion Szekely für Sie?

Der Mann antwortete nicht direkt. Stattdessen hob er den Regenschirm minimal an und tippte mit der Spitze gegen den Boden, diesmal nicht hart, sondern wie jemand, der eine Glocke zum Klingen bringt.

Ein leises Klirren. Und der Wirbel in der Asche nahm Form an.

Nicht eine Gestalt, nicht sofort. Zuerst war es nur eine Verdichtung. Ein Schatten, der sich vom Schatten unterschied. Dann ein Umriss, als würde sich der Rauch an einen Körper erinnern. Ein Gesicht, halb sichtbar, blass, die Augen weit, und um den Hals zwei dunkle Punkte, die aussahen wie Tinte, aber zu tief lagen.

Ion Szekely.

Er stand nicht im Kreis, und doch war er im Kreis. Er war nicht im Keller, und doch war er da. Sein Mund bewegte sich, und ich hörte nichts. Dann, wie durch eine Wand, kam ein Laut, abgehackt, als würde jemand das Gespräch in Stücke schneiden.

...er... weiß...

Der Mann mit dem Regenschirm sagte leise: Er hat gut geschrieben. Er hat gut geblutet.

Ich spürte, wie sich meine Finger verkrampften. Etwas in mir wollte den Kreis zerstören, einfach, um nicht länger Zuschauer zu sein. Aber etwas anderes hielt mich zurück. Nicht Feigheit. Vorsicht. Wenn man eine Falltür sieht, springt man nicht hinein, nur um zu beweisen, dass man mutig ist.

Ich sagte zu der Schattenfigur: Wo ist er?

Ion Szekelys Augen ruckten, als hätte er mich erkannt. Sein Mund formte ein Wort. Der Laut kam diesmal klarer, aber er klang, als käme er aus einem anderen Hals.

...London...

Renfield oben kreischte vor Freude, als hätte er das Wort gehört. London, London, murmelte er, als wäre es eine Süßigkeit.

Ich fragte weiter, weil ich spürte, dass das Fenster, das sich geöffnet hatte, gleich wieder schließen würde: Was haben Sie gesehen?

Ion Szekelys Kopf wandte sich leicht, als würde er in der Dunkelheit hinter mir etwas wittern. Seine Lippen bewegten sich, und diesmal kam ein Satz, leise, zerbrochen, aber verständlich genug, um im Kopf hängen zu bleiben:

Er trägt die Häuser wie Mäntel.

Dann flackerte der Schatten, als hätte jemand den Atem angehalten. Der Wirbel in der Asche wurde unruhig. Ion Szekelys Gesicht verzerrte sich, nicht vor Schmerz, sondern vor einer Art Ziehen, als würde ihn etwas zurückholen. Die Asche begann heftiger zu beben, Körnchen sprangen über die Kreislinie, als wollten sie fliehen.

Der Mann mit dem Regenschirm sagte: Genug.

Er sagte es nicht laut. Es war kein Befehl im menschlichen Sinn. Es war eher ein Schließen einer Hand. Und sofort glitt der Schatten zusammen, wurde Rauch, wurde nichts. Der Papierfetzen fiel zurück in die Schale. Die Asche beruhigte sich, als hätte sie nie gezittert.

Ich starrte auf den Kreis. Mein Herz schlug schneller, aber mein Kopf war klarer. Ion Szekeley war nicht einfach tot. Er war benutzt worden. Seine Worte waren nicht nur ein Hilferuf gewesen. Sie waren ein Material, das man verbrennen und formen konnte.

Der Mann trat einen Schritt näher an den Kreis heran, immer noch außerhalb. Er sagte: Sie haben gesehen, was ich Ihnen zeigen wollte. Jetzt bleibt nur noch eine Frage: Was zeigen Sie mir?

Ich antwortete: Ich zeige Ihnen, dass ich nicht Ihre Bühne bin.

Ein sehr menschlicher Satz. Vielleicht sogar ein dummer Satz. Aber er war mein Satz, und ich musste etwas besitzen, auch wenn es nur ein Satz war.

Der Mann hob den Regenschirm ein wenig, als wolle er ihn öffnen, doch er tat es nicht. Dann sagte er: Sie sind nicht die Bühne. Sie sind der Zuschauer, der glaubt, er könne das Stück beenden, indem er den Saal verlässt. Aber draußen ist derselbe Nebel.

Ich hörte hinter mir auf der Treppe ein leises Geräusch. Schritte. Nicht Renfields nervöse Trippelschritte. Nicht Masons zögernde. Diese Schritte waren ruhig, geordnet. Ein Mensch, der hinabkommt, weil er glaubt, er sei eingeladen.

Ich drehte mich.

Renfield stand auf der dritten Stufe von unten, den Kopf schief, die Augen glänzend. In seiner Hand hielt er etwas, das er mir entgegenstreckte wie ein Geschenk.

Ein kleines Bündel Papier, zusammengebunden mit Schnur. Und auf dem obersten Blatt war ein Wappen oder ein Zeichen, das ich sofort erkannte: der Kreis, der sich dem Blick entzog, der Haken, der Turm – das Symbol, das nie ganz stillstand.

Renfield flüsterte: Für Sie. Vom Master. Er sagt, Sie sollen lesen. Sie sollen... folgen.

Ich nahm das Bündel nicht sofort. Ich sah den Mann mit dem Regenschirm an. Er stand still, zufrieden, als hätte er gewusst, dass Renfield genau in diesem Moment auftauchen würde.

Ich sagte: Sie haben also doch einen Boten.

Der Mann antwortete: Jeder hat Boten. Manche wissen es nur nicht.

Ich nahm das Bündel schließlich, ohne Renfields Finger zu berühren. Das Papier war kalt. Nicht nur kühl. Kalt wie die Metallklinke, kalt wie der Atem, der nicht atmet. Ich steckte es in meine Innentasche, und es fühlte sich an, als hätte ich ein Stück Keller mitgenommen.

Dann sagte der Mann, beinahe freundlich: Sie werden eine Spur finden. Nicht Erde. Nicht Asche. Etwas Feineres. Etwas, das die Menschen in London nicht ernst nehmen.

Er machte eine kleine Pause. Und in dieser Pause war plötzlich das Gefühl, dass das Haus wieder normal werden könnte, wenn man nur aufhört hinzusehen. Genau deshalb war die Pause gefährlich.

Der Mann fügte hinzu: Und wenn Sie die Spur verlieren, schauen Sie in den Spiegel.

Ich zwang mich, ruhig zu bleiben. Ich sagte: Und wenn ich Ihnen nicht folge?

Er sah mich an, und zum ersten Mal hatte ich den Eindruck, dass er wirklich ehrlich war.

Dann folgen Sie trotzdem, sagte er leise. Nur später. Und mit mehr Verlust.

Oben im Haus schlug irgendwo eine Tür. Mason vielleicht, der endlich geflohen war. Oder das Haus selbst, das einen weiteren Raum schloss. Ich hörte Renfield kichern, aber es klang müder, als hätte er gerade eine Aufgabe erfüllt und wisse nicht, ob es ein Lohn war.

Ich stieg die Treppe hinauf, Schritt für Schritt, und spürte, wie der Keller hinter mir die Kälte nicht freigab. Der Nebel draußen wartete. Und in meiner Tasche lag das Bündel Papier wie ein neues Kapitel, das sich selbst geschrieben hatte.

Der Mann im schwarzen Mantel

Als ich das Haus verließ, war der Nebel so dicht geworden, dass die Straße wie eine Erinnerung wirkte. Mason war verschwunden. Renfield auch. Und der Mann mit dem Regenschirm – der Master, wie Renfield ihn nannte – war nicht mehr dort, wo er zuletzt gestanden hatte. Doch Abwesenheit ist in solchen Fällen nur eine andere Form von Anwesenheit. Man spürt sie, wie man einen Blick spürt, auch wenn man sich nicht umdreht.

Der Türgriff war außen feucht, als hätte ihn eben jemand mit kalten Fingern umfasst. Ich schloss die Tür nicht ab. Es hätte sich angefühlt, als wollte ich ein Tier einsperren, das längst gelernt hat, durch Wände zu gehen. Stattdessen trat ich die Stufen hinunter und blieb einen Moment stehen, um zu lauschen.

Nichts.

Doch das Nichts war falsch. Es war zu glatt. Als hätte der Nebel sich Mühe gegeben, die Geräusche zu polieren.

Ich ging los, ohne Ziel, ohne hastige Schritte, denn wer gehetzt wirkt, ist leicht zu lenken. Die Straßenlampen waren am Nachmittag bereits angezündet worden, als hätte die Stadt beschlossen, sich selbst eine Waffe gegen die Dämmerung zu geben. Aber die Lampen schnitten nur kleine Löcher in den Nebel, und alles außerhalb dieser Löcher war wieder unbestimmt. Menschen tauchten aus dem Grau auf und verschwanden darin, ohne dass man Gesichter festhalten konnte. Wagenräder rollten wie gedämpftes Donnern vorbei. Und irgendwo bellte ein Hund, kurz, dann abrupt still, als hätte ihm jemand den Mund zugehalten.

Ich spürte das Bündel Papier in meiner Innentasche wie einen Fremdkörper. Es war nicht schwer, aber es zog. Als hätte es ein Gewicht, das nicht in Gramm gemessen wird, sondern in

Richtung. Ich bog in eine Seitenstraße ab, stellte mich unter eine Laterne und zog das Bündel heraus.

Die Schnur war grob, und die Knoten waren fest, als hätte derjenige, der sie gebunden hatte, Angst gehabt, dass die Blätter entkommen. Ich löste den Knoten mit dem Taschenmesser, ohne das Papier zu zerreißen. Das oberste Blatt trug tatsächlich das Symbol: den Kreis, der sich dem Blick entzog, die Andeutung eines Turms oder Hakens, etwas, das sich im Auge nicht festnageln ließ.

Darunter waren mehrere Seiten, eng beschrieben, diesmal nicht in zitternder Hand wie bei Ion Szekely, sondern in einer Schrift, die ruhig und bewusst wirkte. Zu ruhig. Als hätte jemand die Zeit gehabt, jede Kurve zu planen.

Ich las die erste Zeile.

Sie glauben, Sie jagen. In Wahrheit werden Sie geführt.

Ich blätterte weiter. Es war kein Brief im üblichen Sinn. Es war eher ein Protokoll, eine Aufzählung, als hätte jemand meine bisherigen Schritte notiert, bevor ich sie tat.

Gower Street. Der Schreibtisch. Der Spiegel. Die Kisten am Hafen. Mason. Der Keller. Die Asche.

Ein Schauer lief mir den Rücken hinab, nicht aus Überraschung, sondern aus der nüchternen Erkenntnis, dass ich nicht nur beobachtet worden war. Ich war studiert worden.

Am Rand einer Seite stand eine Adresse, sauber notiert: ein Platzname, eine Hausnummer, darunter ein Zeitpunkt.

Heute Nacht.

Und darunter, als Kommentar, der eher wie ein freundlicher Hinweis wirkte:

Kommen Sie allein. London ist voll genug.

Ich faltete die Seiten wieder zusammen, steckte sie zurück in die Tasche und zwang mich, nicht sofort zur nächsten Laterne zu hasten, als müsste ich mich an Licht festhalten. Die Adresse war nicht weit. Aber in einem Nebel wie diesem kann eine kurze Entfernung sich in eine Reise verwandeln.

Als ich weiterging, bemerkte ich, dass sich der Nebel verändert hatte. Nicht dichter, nicht dünner. Anders. Er war nicht mehr gleichmäßig. Er schien in bestimmten Bereichen zu stehen und in anderen zu fließen, als würde er einer Logik folgen. Und diese Logik war nicht meteorologisch.

An der nächsten Ecke blieb ich stehen, weil ich das Gefühl hatte, dass jemand direkt hinter mir ging. Ich hörte keine Schritte. Aber die Nähe war da. Eine Kälte, die sich an meinen Mantel schmiegte.

Ich ging weiter, ohne mich umzudrehen.

Ein Mann kam aus dem Nebel, direkt vor mir, als hätte er dort auf mich gewartet. Er war groß, trug einen schwarzen Mantel, der an ihm hing wie ein Schatten. Der Hut tief ins Gesicht gezogen, die Hände in den Manteltaschen. Er ging an mir vorbei, so nah, dass ich den Geruch von feuchtem Stoff wahrnahm – und darunter die süßliche Note, die ich inzwischen nicht mehr ignorieren konnte.

Ich blieb stehen.

Der Mann blieb ebenfalls stehen. Nicht sofort. Erst nach zwei Schritten, als hätte er mir diese kleine Verzögerung schenken wollen, damit ich mich nicht einbilde, er gehorche.

Er drehte sich nicht ganz um. Nur den Kopf. Der Hutrand warf einen Schatten über sein Gesicht, aber ich sah den Mund. Er lächelte nicht. Er war einfach... bereit.

Sind Sie der Bote? fragte ich leise.

Der Mann antwortete nicht. Er hob nur die Hand aus der Tasche und ließ etwas auf den Boden fallen.

Ein winziges Häufchen grauer Asche.

Dann ging er weiter und verschwand in den Nebel, als hätte der Nebel ihn zurückgenommen. Ich trat näher an die Asche. Sie lag auf dem Pflaster wie ein Punkt am Ende eines Satzes. Ich bückte mich nicht. Ich betrachtete sie nur.

Eine Spur aus Asche, dachte ich. Und jetzt ein Mann im schwarzen Mantel, der sie verteilt wie Brotkrumen.

Ich ging weiter, und nach wenigen Schritten sah ich den nächsten Punkt: ein zweites Häufchen Asche, diesmal vor einer Tür. Und dann ein drittes, am Rand eines Gullydeckels. Es war, als hätte jemand eine Linie gezogen, die nur ich sehen sollte.

Der Nebel schluckte die Welt, aber diese Spur blieb sichtbar.

Ich folgte ihr.

Sie führte mich durch Straßen, die ich in klarem Wetter nie genommen hätte. Sie führte mich an Hinterhöfen vorbei, an stillen Läden, deren Schaufenster mit Papier verklebt waren, an einem kleinen Platz, auf dem ein Brunnen stand, dessen Wasser man nicht hörte. Und immer wieder tauchte der Mann im schwarzen Mantel kurz im Nebel auf, ein Schatten, der mir zeigte, dass ich nicht allein war, aber auch nicht begleitet im menschlichen Sinn.

Einmal blieb er unter einer Laterne stehen, genau wie der Mann mit dem Regenschirm es getan hatte. Das Licht fiel auf seinen Mantel, und ich sah, dass er nicht einfach schwarz war. Er war fleckig, als wäre er in Erde gefallen und hätte sich nicht die Mühe gemacht, sauber zu werden. Oder als hätte sich etwas an ihm festgesetzt.

Ich trat näher, und er hob den Blick. Unter dem Hut sah ich für einen Moment sein Gesicht. Es war nicht das Gesicht eines Fremden. Es war... zu vertraut. Als hätte ich es schon einmal gesehen, in einem Spiegel, in einer Zeitung, in einem Traum.

Dann war der Moment vorbei. Er senkte den Kopf, und das Gesicht wurde wieder zu einem beliebigen Gesicht.

Er sprach schließlich doch, und seine Stimme war leise, aber deutlich.

Nicht zurück, sagte er.

Ich fragte: Wohin dann?

Er antwortete nicht. Stattdessen ließ er ein weiteres Häufchen Asche fallen, genau vor meinen Schuhen, als wäre es ein Zeichen, dass Fragen hier nicht bezahlt werden.

Ich trat darüber hinweg.

Der Mann im schwarzen Mantel ging voraus, und die Spur führte uns weiter, tiefer in den Nebel, tiefer in eine Stadt, die plötzlich so wirkte, als hätte sie schon lange auf diese Nacht gewartet.

Die Spur aus Asche führte nicht einfach geradeaus. Sie führte in Bögen, in kleinen Umwegen, als würde jemand vermeiden wollen, dass ich zu früh begreife, wo ich bin. Doch London ist wie ein Organismus: Wer sich lange genug in ihm bewegt, erkennt seine Gewohnheiten. Und diese Gewohnheit hier war deutlich. Wir näherten uns dem Fluss.

Der Mann im schwarzen Mantel ging vor mir, nicht schnell, nicht langsam, sondern in einem gleichmäßigen Tempo, das mich daran erinnerte, dass Ungeduld ein Luxus ist, den nur der besitzt, der glaubt, dass ihm die Zeit gehört. Sein Mantel schwang kaum. Er bewegte sich wie ein Schatten, der gelernt hat, auf Pflaster leise zu sein.

Ab und zu drehte er den Kopf ein wenig, nie ganz, nie so, dass ich seine Augen lange hätte sehen können. Nur gerade genug, um zu bestätigen, dass ich noch da war. Und jedes Mal, wenn er sich drehte, roch ich diese süßliche Note in der Luft, wie ein Parfum, das nicht in diese Stadt gehörte.

Die Aschehäufchen lagen nun dichter beieinander. Man hätte sie für gewöhnlichen Schmutz halten können, für das, was aus Schornsteinen und Öfen fällt, wenn man eine Stadt den ganzen Tag verbrennen lässt. Doch diese Asche war zu sauber, zu punktgenau. Sie war Sprache.

Wir passierten einen kleinen Markt, längst geschlossen, die Stände zusammengeklappt, die Planen feucht. Ein Hund schnüffelte an einem Abfallhaufen, hob kurz den Kopf, als ich vorbeiging, und zog die Lefzen zurück. Kein Knurren. Nur dieses stumme Warnen, das Tiere zeigen, wenn sie etwas riechen, das nicht zu ihrer Welt gehört. Dann lief er davon, ohne sich umzusehen.

Der Mann im schwarzen Mantel blieb plötzlich stehen. Ich stoppte ebenfalls, genau einen Schritt hinter ihm, nicht näher. Nähe ist ein Versprechen, und ich wollte ihm keines geben.

Er deutete mit einem kaum sichtbaren Nicken nach links. Im Nebel zeichnete sich der Umriss eines Hauses ab, niedrig, gedrungen, mit einem Eingang, der so unauffällig war, dass man ihn tagsüber wahrscheinlich nie bemerkt hätte. Über der Tür hing kein Schild. Die Fenster waren

dunkel, aber nicht vernagelt. Eher... blinder. Als wären die Scheiben von innen beschlagen, obwohl niemand darin atmete.

Vor der Tür lag ein größeres Häufchen Asche. Nicht wie die anderen, die man übersehen konnte. Dieses war wie ein Zeichen, das schreit, ohne laut zu sein.

Ist das die Adresse? fragte ich.

Der Mann im schwarzen Mantel schüttelte den Kopf. Nur ein Schlenker. Nein.

Dann warum...?

Er hob die Hand, und diesmal tat er etwas, das mich zwang, genauer hinzusehen: Er zog die Hand aus der Manteltasche, und für einen Moment sah ich seine Haut. Sie war nicht blass. Sie war... grau, als wäre sie nie ganz durchblutet. Die Finger wirkten zu lang, nicht grotesk, aber so, dass sie eine falsche Eleganz hatten.

Er legte einen Finger an die Lippen.

Stille.

Ich hörte nichts. Doch dann, ganz leise, aus dem Haus: ein Kratzen. Wieder dieses geduldige, höfliche Schaben, als würde jemand dort drinnen die Wand streicheln. Es dauerte zwei Sekunden, dann hörte es auf.

Der Mann im schwarzen Mantel ließ die Hand sinken. Er ging weiter, ohne die Tür zu berühren. Und als er weiterging, begriff ich: Das Haus war nicht das Ziel. Es war eine Station. Eine Bestätigung, dass wir beobachtet wurden. Oder dass wir nicht allein waren in dieser Spur.

Wir bogen um die Ecke, und der Nebel wurde dichter. Die Laternen schienen weiter auseinanderzustehen. Das Licht wurde spärlicher, und die Stadt wirkte, als hätte sie sich zurückgezogen, um Platz zu machen. Und dann hörte ich etwas, das nicht zu London passt: Wasser, das schlägt.

Die Themse war nah.

Wir erreichten ein Uferstück, das zwischen Lagerhäusern und niedrigen Gebäuden eingeklemmt war. Der Nebel lag über dem Wasser so dicht, dass die Oberfläche selbst unsichtbar wurde. Man hörte sie nur. Ein träges, schmatzendes Geräusch, als würde der Fluss kauen.

Der Mann im schwarzen Mantel blieb wieder stehen. Diesmal drehte er sich halb zu mir, gerade genug, dass ich seinen Mund sehen konnte.

Er sagte: Warten.

Ich fragte: Worauf?

Sein Kopf neigte sich leicht, und ich hatte das Gefühl, dass er mich nicht verstand, nicht weil meine Worte unklar waren, sondern weil das Konzept von „worauf“ für ihn nicht wichtig war. Er wiederholte nur: Warten.

Dann ging er ein paar Schritte nach vorn, bis er am Rand des Ufers stand. Die Aschepunkte führten direkt zu seinen Füßen und endeten dort. Als wäre dies der Schluss einer Linie.

Ich trat nicht neben ihn. Ich blieb etwas zurück und blickte ins Grau. Der Nebel über dem Fluss war nicht still. Er bewegte sich. Nicht wie Dunst, der von Luft getragen wird, sondern wie etwas, das sich bewusst formt. Für einen Moment glaubte ich, eine dunkle Form darin zu sehen, länglich, wie ein Boot. Dann verschwand sie wieder.

Eine Minute verging. Vielleicht auch zwei. Zeit ist im Nebel schwierig. Sie verliert ihre Markierungen.

Dann hörte ich es: ein leises Klatschen, als würde ein Ruder ins Wasser tauchen. Noch einmal. Und dann das Knarren von Holz.

Aus dem Nebel glitt ein Boot hervor.

Es war klein, flach, kaum beleuchtet. Ein Mann saß darin, die Kapuze tief ins Gesicht gezogen. Er ruderte nicht schnell. Er ruderte so, als hätte er keine Angst, zu spät zu kommen. Als ob zu spät ein Begriff für andere Leute wäre.

Das Boot legte am Ufer an, ohne ein Geräusch, das über das Nötige hinausging. Der Mann im Boot hob den Kopf, und ich sah, dass sein Gesicht nicht zu erkennen war. Nicht, weil es verborgen war, sondern weil der Nebel es verschluckte. Es war, als wäre dort ein Platzhalter.

Der Mann im schwarzen Mantel hob die Hand.

Der Ruderer reichte ihm etwas. Eine kleine Kiste. Nicht groß. Holz. Schwarzes Holz, vielleicht lackiert, vielleicht nur alt. Die Kiste war mit einem dünnen Band verschnürt, und auf dem Band war das Symbol eingeprägt.

Der Mann im schwarzen Mantel nahm die Kiste und drehte sich zu mir.

Jetzt, sagte er.

Ich sah ihn an. Jetzt was?

Er hielt mir die Kiste hin. Seine Finger berührten das Holz, und ich sah, dass der Lack – falls es Lack war – matt war, als hätte er Licht nie wirklich akzeptiert. Die Kiste war kalt, als wäre sie aus einem anderen Raum gebracht worden.

Ich nahm sie nicht sofort. Ich sagte: Was ist drin?

Seine Stimme war leise. Ein Teil von Ihnen.

Renfields Satz schoss mir durch den Kopf: Türen in Ihnen drin. Manche nur angelehnt. Ich spürte, wie mein Magen sich zusammenzog, nicht vor Ekel, sondern vor einer sehr klaren Art von Widerwillen. Der Mann vor mir sprach nicht metaphorisch, das wusste ich.

Ich nahm die Kiste schließlich, vorsichtig. Sie war schwerer, als sie aussehen sollte.

In dem Moment, als meine Finger das Holz berührten, war da ein kurzer Stich in der Handfläche. Nicht wie von einem Splitter. Mehr wie ein elektrischer Schlag. Ich zuckte kaum, aber ich spürte, wie etwas in mir reagierte, als hätte es diesen Kontakt erwartet. Als hätte die Kiste mich erkannt.

Der Mann im schwarzen Mantel sah mich an. Seine Augen waren dunkel, und doch hatte ich den Eindruck, dass sie nicht mir gehörten. Er sagte: Nicht öffnen.

Ich hielt die Kiste fest. Warum?

Er antwortete nach einem kurzen Zögern, als müsse er das richtige Maß an Wahrheit wählen: Nicht hier. Zu viel Nebel. Zu viele Ohren.

Dann wandte er sich wieder zum Fluss und hob die Hand, als würde er dem Bootsmann sagen, er solle gehen. Der Ruderer stieß sich ab, und das Boot glitt zurück in das Grau, verschwand so schnell, als hätte es nie existiert.

Ich blieb am Ufer stehen, die Kiste in den Händen, und spürte, wie das Gewicht nicht nur auf meinen Handflächen lag, sondern in meiner Brust. Der Nebel roch nach Fluss und nach Kohle, aber in der Nähe der Kiste war wieder diese süßliche Note.

Der Mann im schwarzen Mantel sagte plötzlich, ohne sich umzudrehen: Sie glauben, er ist Ihr Gegner. Das ist falsch.

Ich fragte: Was ist er dann?

Der Mann neigte den Kopf, als würde er lauschen. Dann sagte er: Er ist Ihre Richtung.

Und bevor ich noch etwas sagen konnte, trat er einen Schritt zur Seite und verschwand in den Nebel. Kein Geräusch, kein Hasten. Nur weg.

Ich stand da, allein, mit einer Kiste, die sich anfühlte, als hätte ich sie nicht bekommen, sondern als hätte ich sie mir selbst geschickt.

Und über dem Wasser bewegte sich der Nebel weiter, als würde er lachen, ohne dass man ihn hört.

Ich ging nicht sofort. Wer sofort geht, gibt zu, dass er gehetzt ist. Und ich wollte niemandem die Freude machen, mich gehetzt zu sehen. Also stand ich einen Moment am Ufer, hielt die Kiste und lauschte dem Fluss. Das Schlagen des Wassers gegen Holz und Stein klang dumpf, als würde die Themse versuchen, das Geräusch zu verbergen. Der Nebel zog langsam, gleichmäßig, wie Atem. Und in diesem Atem lag eine Nachricht: Alles, was du tust, wird hier drin anders.

Die Kiste in meinen Händen war kein gewöhnlicher Gegenstand. Ich spürte das nicht nur, ich wusste es. Das Holz war zu kalt, zu trocken, zu alt. Es hatte den Geruch von Erde angenommen, als hätte es lange in einer Kiste Erde gelegen, oder als wäre es selbst aus Erde geschnitzt worden. Ich hielt sie so, dass meine Finger nicht über das Symbol glitten. Nicht aus Aberglauben. Aus Erfahrung.

Der Weg zurück in die Stadt war kürzer, als er hätte sein sollen. Oder ich ging schneller, ohne es zu merken. Nebel verändert Entfernungen. Er zieht Häuser zusammen, er streckt Gassen, er lässt Kreuzungen an falschen Stellen auftauchen. Aber er macht auch etwas anderes: Er lässt einen glauben, man sei allein, weil man niemanden klar sieht. Und genau deshalb ist er das perfekte Werkzeug für jemanden, der nicht gesehen werden will.

Ich hielt mich an die Laternen, nicht wie ein Betrunkener, sondern wie jemand, der Punkte auf einer Karte abläuft. Licht, dann Schatten, dann Licht. Und zwischen den Lichtinseln war die Stadt ein verschwommenes Gemälde, in dem jede Figur ein Geheimnis sein konnte.

Zweimal hörte ich Schritte hinter mir. Beide Male drehte ich mich nicht um. Wer sich im Nebel umdreht, zeigt zu viel. Ich änderte stattdessen das Tempo, stoppte plötzlich, als würde ich mir eine Zigarette anzünden, ging dann weiter. Die Schritte passten sich an, oder sie verschwanden. Und weil ich nie sicher war, ob sie wirklich da waren, wusste ich, dass sie da waren.

Als ich eine breitere Straße erreichte, kam mir eine Droschke entgegen, langsam, die Pferde müde. Der Kutscher hielt an, als hätte er mich erwartet. Er war nicht derselbe wie zuvor, aber Kutscher haben alle denselben Blick: eine Mischung aus Gleichgültigkeit und einem inneren Register, in dem sie alles speichern, was ihnen später nützt.

Wohin? fragte er.

Ich nannte eine Adresse, die nicht meine war. Eine Wohnung eines Kollegen, weit genug, um nicht direkt zu meinem Leben zu führen. Der Kutscher nickte und machte eine Bewegung, die gleichzeitig Einladung und Warnung war. Ich stieg ein.

Drinne roch es nach Leder und feuchtem Stoff. Ich setzte mich so, dass ich durch das kleine Fenster hinten die Straße sehen konnte. Der Nebel machte alles milchig, aber man erkennt Bewegungen. Und ich wartete darauf, den Mann im schwarzen Mantel zu sehen. Oder den Regenschirm. Oder irgendetwas, das beweist, dass ich nicht einfach in einer Stadt sitze, sondern in einer Falle.

Die Droschke setzte sich in Bewegung. Das Rumpeln der Räder war gedämpft, als würden sie über Moos fahren. Ich hielt die Kiste auf dem Schoß, beide Hände darauf, und spürte bei jeder Erschütterung, wie das Holz minimal vibrierte. Nicht, weil sich darin etwas bewegte. Eher, als würde es auf die Stadt reagieren.

Wir fuhren eine Weile. Dann hielt die Droschke plötzlich an.

Warum halten wir? fragte ich.

Der Kutscher antwortete nicht sofort. Dann sagte er, ohne sich umzudrehen: Straße gesperrt. Da vorn ist... etwas.

Etwas. Dieses Wort war zu groß für einen Kutscher. Ich beugte mich zum Fenster und blickte hinaus.

Im Nebel waren dunkle Silhouetten zu erkennen. Menschen. Sie standen in einem Halbkreis, reglos, als würden sie einem Schauspiel zusehen. Ein paar Laternen brannten, ihr Licht flackerte. Und in diesem Licht sah ich, dass auf dem Pflaster etwas lag.

Eine menschliche Form.

Ich stieg aus, bevor der Kutscher mich davon abhalten konnte. Sein Protest blieb in seinem Hals stecken, weil er offenbar froh war, nicht näher heran zu müssen.

Die Menge war nicht groß, vielleicht zehn, zwölf Leute. Arbeiter, ein Polizist, eine Frau mit einem Korb, die aussah, als hätte sie sich in ihre eigene Neugier verirrt. Sie standen da, stumm, als hätte der Nebel ihnen die Worte aus dem Mund gezogen.

Ich drängte mich nach vorn. Der Polizist hob den Arm, als wolle er mich stoppen, doch dann sah er mein Gesicht, meinen Mantel, meine Haltung – und diese kleine Unsicherheit in ihm, ob ich jemand sei, dem man gehorchen müsse. Er ließ mich durch.

Auf dem Pflaster lag ein Mann. Oder das, was von ihm übrig war.

Er war nicht zerfetzt, nicht blutig, nicht spektakulär. Und genau das machte es so unangenehm. Sein Körper lag da, als hätte er sich hingelegt und sei dann vergessen worden. Aber seine Haut hatte eine Farbe, die nicht zu Lebenden gehört. Sie war grau, trocken, und an einigen Stellen sah sie aus, als hätte jemand sie mit etwas Bestimmtem bestäubt.

Asche.

Ich kniete mich neben ihn, so, dass ich die Kiste nicht auf den Boden setzen musste. Der Polizist sagte etwas über einen Arzt, über einen Unfall, über „der arme Kerl“. Worte, die man benutzt, um eine Szene zu normalisieren.

Ich beugte mich näher und sah den Mund des Mannes. Er stand leicht offen. An den Lippen klebte etwas Dunkles. Kein Blut. Erde.

Ich blickte zu seinen Händen. Unter den Fingernägeln war Erde. Als hätte er sich in etwas gegraben, bevor er starb. Oder als hätte man ihn darin gelegen.

Der Polizist fragte: Kennen Sie den Mann?

Ich antwortete: Noch nicht.

Dann bemerkte ich ein Detail, das die Szene in eine andere Richtung schob: Auf dem Hals des Mannes, knapp unter dem Kiefer, waren zwei kleine Punkte. Nicht tief, nicht blutig. Eher wie Einstiche, die man mit einer Nadel macht. Und um diese Punkte herum war die Haut dunkler, als wäre dort etwas hineingesickert.

Der Polizist beugte sich vor. Was sehen Sie?

Ich sagte: Eine Spur.

Er runzelte die Stirn. Spur von was?

Ich antwortete nicht. Stattdessen sah ich mich um. Die Menge stand still, und doch hatte ich das Gefühl, dass jemand fehlte. Eine Lücke im Halbkreis, dort, wo der Nebel am dichtesten war.

Ich stand auf und blickte in diese Lücke.

Ein Mann stand dort, halb im Nebel. Schwarzer Mantel. Hut tief. Der Mann im schwarzen Mantel.

Er hob die Hand und ließ etwas fallen.

Asche.

Dann drehte er sich um und ging weg, langsam, als wäre er sicher, dass ich ihm folgen würde.

Ich spürte, wie die Kiste auf meinem Schoß – ich hatte sie beim Aufstehen an mich gepresst – erneut diese leichte Vibration zeigte. Als würde sie auf die Asche reagieren. Als wäre sie ein Kompass, der nicht nach Norden zeigt, sondern nach unten.

Ich sagte zum Polizisten: Lassen Sie den Mann liegen. Und lassen Sie niemanden ihn berühren.

Der Polizist starrte mich an. Wer sind Sie überhaupt?

Ich sah ihn kurz an. Dann sagte ich etwas, das nicht ganz eine Lüge war: Jemand, der nicht möchte, dass noch mehr Menschen so enden.

Ich ging los, ohne auf seine Antwort zu warten.

Der Mann im schwarzen Mantel verschwand in den Nebel, und ich folgte ihm, weil ich keine Wahl hatte, die sich wie eine Wahl anfühlte. Hinter mir blieb die Menge zurück, starr vor Neugier, und der Tote lag da wie ein Satz, den niemand lesen konnte.

Während ich ging, wurde mir klar, dass die Spur aus Asche nicht nur eine Wegmarkierung war. Sie war ein Preis. Jeder Punkt, jedes Häufchen, jede Linie bedeutete: Hier hat etwas stattgefunden. Hier hat etwas eine Tür geöffnet.

Und irgendwo in meiner Tasche, kalt und schweigend, wartete die Kiste darauf, dass ich sie endlich dorthin trug, wo sie geöffnet werden sollte.

Flüstern in Whitechapel

Whitechapel empfängt einen nicht. Es nimmt einen auf, wie ein dunkler Mantel, der nach Rauch und altem Regen riecht, und man merkt erst später, dass man nicht mehr weiß, wo die eigenen Taschen anfangen und wo die fremden Hände enden. Der Nebel war hier nicht nur dichter, er war auch gemeiner. Er hing tiefer, klebte an den Schildern, an den Dachrinnen, an den Gesichtern, die aus Hauseingängen glitten und sich wieder zurückzogen. London hatte an diesem Nachmittag seinen Atem angehalten, und Whitechapel nutzte die Stille wie ein Schlupfloch.

Die Spur aus Asche führte mich nicht mit höflichen Abständen weiter, sondern mit einer fast kindlichen Dringlichkeit. Kleine Häufchen, eng gesetzt, manchmal kaum mehr als ein grauer

Fingerabdruck auf dem Pflaster. Und immer dort, wo die Asche lag, schien der Nebel einen Moment länger zu stehen, als müsste er sich vergewissern, dass ich den Hinweis auch wirklich verstanden hatte.

Der Mann im schwarzen Mantel ging vor mir, jetzt nur noch als undeutliche Silhouette, die sich an Straßenecken kurz verdichtete und dann wieder verschwand. Einmal sah ich den Rand seines Hutes, ein anderes Mal nur den dunklen Saum seines Mantels, der kurz im Laternenlicht aufblitzte. Er war kein Führer, er war ein Taktgeber. Er legte das Tempo fest, ohne mir jemals den Blick zu gönnen, der sagt: Du bist wichtig. Genau das machte ihn so wirksam.

Die Kiste hielt ich unter dem Mantel, dicht an der Brust. Sie war nicht schwer genug, um mich zu ermüden, und doch fühlte es sich an, als würde sie Energie aus mir ziehen, ganz langsam, wie eine Hand, die einem im Schlaf die Wärme stiehlt. Jedes Mal, wenn ich an einer Aschemarke vorbeikam, spürte ich ein kaum wahrnehmbares Zittern im Holz. Es war nicht Einbildung. Einbildung ist unzuverlässig. Das hier war rhythmisch, als hätte die Kiste einen eigenen Sinn für Nähe.

Whitechapel war voller Geräusche, die nicht laut sein mussten, um bedrohlich zu wirken. Flüstern in Türen, das Rascheln von Stoff, das Klacken von Absätzen in einer Seitenstraße. Und irgendwo, immer wieder, dieses dünne Lachen, das mehr nach Nervosität als nach Freude klang. Die Menschen hier hatten gelernt, leise zu sein, nicht aus Anstand, sondern aus Überlebenskunst.

Die Asche führte mich schließlich in eine Gasse, die so schmal war, dass zwei Männer sich dort nicht begegnen konnten, ohne einander zu berühren. An den Wänden klebten Plakatreste wie alte Haut. Ein Geruch nach Kohlensuppe und Abwasser hing in der Luft. Der Nebel drückte sich hinein, als wollte er auch diesen Ort besitzen. Und am Ende der Gasse brannte eine Laterne, deren Licht sich nicht ausbreiten wollte. Es hing nur da, wie ein Auge, das man zu lange offen gelassen hat.

Der Mann im schwarzen Mantel stand unter dieser Laterne. Diesmal wartete er tatsächlich. Als ich näherkam, hob er den Blick einen Hauch, gerade genug, dass ich wieder diesen Eindruck hatte: Das Gesicht ist da, aber es gehört nicht zu dem, was darunter denkt.

Er sagte nichts. Stattdessen ließ er das nächste Häufchen Asche nicht fallen, sondern strich es mit einer Bewegung aus seiner Hand auf die Wand. Ein kurzer, grauer Strich, auf Augenhöhe. Dann tippte er mit dem Fingernagel einmal gegen den Ziegel, als wäre es ein Zeichen, das ich kennen sollte.

Ein Klopfen antwortete.

Von der anderen Seite der Wand.

Ich blieb stehen. Nicht aus Schock, sondern weil mein Verstand einen Moment brauchte, um die Geometrie zu akzeptieren. Hinter der Ziegelwand musste ein Raum sein, ein Hinterzimmer, ein Lager, irgendetwas. Und dort drin, in einem Viertel, das nachts ohnehin voller Stimmen ist, klang dieses Klopfen trotzdem wie ein Geheimnis.

Der Mann im schwarzen Mantel zog eine kleine, rostige Eisenplatte zur Seite. Ich hätte sie übersehen, wenn er sie nicht berührt hätte. Dahinter war eine Öffnung, gerade groß genug,

dass ein Mensch sich hindurchzwängen konnte, wenn er bereit war, seine Würde an der Wand abzustreifen.

Er sah mich an, und seine Lippen bewegten sich kaum, als er sagte: Keine Augen nach draußen.

Dann glitt er durch die Öffnung und verschwand.

Ich wartete keinen Atemzug zu lange. Ich duckte mich, presste die Kiste an mich, und zwängte mich hinterher. Der Ziegel kratzte an meinem Mantel. Ein scharfer Geruch nach feuchter Erde drang aus der Öffnung, als wäre die Wand nicht aus Stein, sondern aus einem alten Grab gebaut.

Drinne war es wärmer, aber nicht angenehm. Es war die Wärme eines Raums, in dem viele Körper gewesen waren und zu wenig Luft. Der Nebel blieb draußen, doch sein Gefühl war hier: gedämpftes Licht, verschluckte Geräusche, Ecken, die zu viel wissen.

Ich stand in einem schmalen Gang. Links und rechts Türen, alle geschlossen. Am Ende ein roter Vorhang, schwer und schmutzig, als hätte man ihn schon zu oft beiseite geschoben. Eine Lampe hing von der Decke, ihr Licht war gelb und krank. Der Mann im schwarzen Mantel war nicht zu sehen.

Ich ging ein paar Schritte vor, vorsichtig. Nicht weil ich glaubte, dass Vorsicht mich schützt, sondern weil ich jede Information mitnehmen wollte, bevor etwas mich davon abhielt. Unter meinen Schuhen knirschte etwas. Ich blickte hinab.

Asche.

Nicht in Häufchen. Nicht als Spur. Sondern als dünne Schicht, als hätte man den Boden damit gepudert. Und in dieser Asche waren Abdrücke. Fußspuren. Viele. Manche klein, manche groß. Einige barfuß. Und alle führten in Richtung des roten Vorhangs.

Ich hörte Flüstern.

Nicht laut genug, um Worte zu erkennen. Es war eher ein Summen, ein gedämpftes Murmeln, wie wenn in einem Theater der Vorhang noch zu ist und das Publikum bereits unruhig wird. Ich ging weiter, spürte, wie die Kiste in meinen Händen wieder zu zittern begann, schneller jetzt, als hätte sie den Takt verloren.

Vor dem Vorhang blieb ich stehen. Der Stoff bewegte sich minimal, obwohl keine Luft ging. Das Flüstern dahinter klang dichter, als stünden viele Menschen eng zusammen und wollten nicht, dass der Raum ihre Stimmen behält.

Ich hob die Hand und schob den Vorhang zur Seite.

Der Raum dahinter war größer, als er sein sollte. Das war das erste Unheimliche. Von außen hätte ich geschworen, dass hinter dieser Wand nur ein schmales Lager sein kann. Doch der Raum dehnte sich aus, als hätte er eine Ecke gefunden, die nicht zur Straße gehörte. Ein niedriger Saal, kaum möbliert, aber voller Menschen.

Sie standen nicht wie Gäste. Sie standen wie Zeugen.

Männer, Frauen, einige kaum älter als Kinder, alle mit gesenkten Köpfen, als würde der Blick nach oben bestraft. Ihre Gesichter waren grau im Lampenlicht. Nicht krank. Eher leer. Und alle flüsterten, ein flaches, kontinuierliches Murmeln, das sich wie Nebel an die Haut legte. Keiner von ihnen sah mich an. Keiner schien überrascht, dass ich da war. Das war schlimmer als jede Überraschung.

In der Mitte des Raums war ein Kreis auf den Boden gezeichnet.

Asche.

Ein sauberer Ring, sorgfältig gezogen, als hätte jemand mit einem Lineal gearbeitet. Im Kreis stand ein Stuhl. Auf dem Stuhl lag ein schwarzer Mantel. Und auf dem Mantel: ein Regenschirm, geschlossen, der Griff nach oben wie eine Einladung.

Ich blickte auf die Menschen. Ihre Lippen bewegten sich, aber ihre Augen waren unfokussiert. Als würden sie etwas ansehen, das nicht im Raum stand.

Der Mann im schwarzen Mantel trat aus einer Seitentür. Er ging direkt zum Kreis, blieb exakt außerhalb der Asche stehen, und sah mich an. Diesmal war sein Blick nicht leer. Er war erwartungsvoll.

Er hob die Hand und deutete auf den Stuhl.

Die Kiste in meinen Händen vibrierte stärker, und plötzlich wurde mir klar, warum die Menschen nicht hinsahen: Sie wollten nicht die Stelle sehen, an der sie wussten, dass etwas auftauchen kann. Wer nicht hinsieht, kann später sagen, er habe es nicht gesehen.

Ich blieb stehen und sagte leise: Was ist das hier?

Das Flüstern im Raum veränderte sich kaum, und doch hatte ich das Gefühl, dass es jetzt ein Wort mehr enthielt. Ein Name, der durch viele Mäuler wanderte, ohne je ganz ausgesprochen zu werden.

Der Mann im schwarzen Mantel sagte: Ein Chor.

Ich sah ihn an.

Er ergänzte: Sie flüstern, damit er hört.

Ich blickte wieder zum Kreis. Der Regenschirmgriff glänzte im Licht. Der Mantel darunter war so schwarz, dass er das Gelb der Lampe zu schlucken schien. Und in der Asche am Boden, direkt vor dem Kreis, lag ein kleiner, grauer Streifen, als hätte jemand mit einem Finger eine neue Spur gezogen.

Eine Spur, die direkt auf meine Schuhe zeigte.

Das Flüstern wurde einen Ton lauter. Nicht viel. Nur so, dass ich es nicht mehr ignorieren konnte. Und in diesem Moment verstand ich, dass ich nicht in einen Raum geraten war, in dem etwas geplant wird.

Ich war in einen Raum geraten, in dem etwas bereits läuft.

Das Flüstern war nicht chaotisch. Es hatte Rhythmus. Es ging wie eine Welle durch den Raum, brach an den Wänden, kehrte zurück. Ein Chor, hatte der Mann im schwarzen Mantel gesagt. Und je länger ich zuhörte, desto weniger klang es nach Stimmen einzelner Menschen. Es klang nach einem einzigen Organismus, der viele Mäuler benutzt, um den gleichen Atem zu erzeugen.

Ich trat einen Schritt in den Raum, blieb aber außerhalb des Aschekreises. Die Menge reagierte nicht sichtbar. Kein Kopf hob sich, keine Augen suchten mich. Nur das Flüstern änderte seine Dichte, als wäre ein neuer Ton hinzugekommen, etwas, das man nicht hört, aber spürt.

Der Mann im schwarzen Mantel stand noch immer am Rand des Kreises. Jetzt sah ich, dass er nicht der einzige war, der die Asche respektierte. Auch die Menschen im Raum, so eng sie standen, hielten unbewusst Abstand. Die Linie war wie eine unsichtbare Mauer. Vielleicht wussten sie nicht einmal, warum.

Die Kiste vibrierte stärker. Nicht ununterbrochen, sondern in kurzen Impulsen, wie ein Herz, das aufgeregt ist. Ich hielt sie fester, und das Holz fühlte sich plötzlich feuchter an, als hätte es den Nebel von draußen in sich gespeichert. Oder als würde es, je näher wir dem Kreis kamen, etwas abgeben.

Ich sagte leise, ohne mich an jemanden im Besonderen zu wenden: Wer hat diese Leute hierher gebracht?

Der Mann im schwarzen Mantel antwortete: Sie haben sich selbst gebracht.

Ich sah ihn scharf an. Freiwillig?

Er neigte den Kopf. Was ist freiwillig, wenn man Hunger hat? Was ist freiwillig, wenn man Angst hat? Er macht sich nützlich. Er macht sich... verständlich.

In der Ecke des Raums stand eine Frau, die sich minimal bewegte, ein Zittern, als würde sie frieren. Ihre Lippen flüsterten, aber ihre Augen waren offen. Sie starrten ins Leere, und doch wirkte es, als sähe sie etwas, das näher war als ich.

Ich ging langsam auf sie zu, ohne die Menge zu berühren. Als ich neben ihr stand, bemerkte ich, dass ihr Flüstern kein Wort war. Es war ein Satzfragment, immer wieder, wie ein Gebet, das zu lang ist, um fertig zu werden.

...nicht die Fenster... nicht die Fenster...

Ich fragte leise: Wer hat Ihnen das gesagt?

Ihre Lippen bewegten sich weiter, aber ihre Augen zuckten. Dann, ganz kurz, richteten sie sich auf mich, und in diesem Augenblick sah ich, dass sie mich sah. Das war wie ein plötzliches Aufleuchten einer Lampe.

Sie flüsterte, klar und erschöpft: Er war am Glas.

Dann waren ihre Augen wieder leer, und sie fiel zurück in den Chor.

Ich ging zurück zum Kreis. Der Stuhl in der Mitte war nicht für den Mann im schwarzen Mantel, das war mir jetzt klar. Er war für etwas anderes. Vielleicht für jemanden. Und der Mantel darauf war wie eine leere Hülle, bereit, gefüllt zu werden.

Ich blickte auf den Regenschirm. Der Griff war in der Form eines schlichten Knaufs, doch das Metall darin war ungewöhnlich dunkel, als wäre es angelaufen von etwas, das nicht Rost ist. Und als ich genauer hinsah, erkannte ich an der Spitze des Griffs eine feine Linie, wie eine Naht. Der Schirm war nicht nur ein Schirm. Er war eine Art Behälter. Eine Möglichkeit, etwas zu verstecken, das man in der Hand hält.

Der Mann im schwarzen Mantel hob leicht die Hand. Noch immer kein Wort, aber eine Geste, die jeder im Raum verstand. Das Flüstern änderte sich. Die Welle wurde gleichmäßiger, tiefer. Es war, als würde ein Dirigent den Takt setzen.

Und dann begann die Asche im Kreis zu zittern.

Nicht überall gleichzeitig. Zuerst nur an einer Stelle, genau dort, wo der Mantel am Boden ein kleines Stück Asche berührte. Die Körnchen hoben sich, als wäre darunter Luft. Dann wanderten die kleinen Bewegungen weiter, kreisförmig, bis der ganze Ring lebendig wirkte, wie ein ruhiger, grauer Teich, in den man einen Stein geworfen hat.

Mir wurde klar, dass das Flüstern nicht nur Kulisse war. Es war Druck. Es war Atem. Viele Atemzüge, gebündelt, zusammengefügt zu etwas, das schwer genug wurde, um Materie zu bewegen.

Die Kiste vibrierte nun so stark, dass ich Mühe hatte, sie ruhig zu halten. Es war, als würde sie versuchen, sich aus meinen Händen zu lösen, nicht nach unten, sondern nach vorn. Zum Kreis.

Ich trat einen halben Schritt zurück. Der Mann im schwarzen Mantel sah mich an, und ich hatte den Eindruck, dass er kurz enttäuscht war. Nicht wütend. Enttäuscht, wie jemand, dessen Plan nicht exakt aufgeht.

Er sagte leise: Sie müssen nicht mutig sein. Sie müssen nur richtig stehen.

Richtig stehen, wiederholte ich in Gedanken. Wie eine Figur, die an die richtige Stelle im Bild gehört.

Ich hob den Blick und sah, dass sich etwas im Raum verändert hatte, das nicht die Asche war. Die Menschen, die vorher wie Zeugen standen, begannen sich minimal zu bewegen. Nicht als Masse, sondern einzeln. Ein Schritt hier, ein Schritt dort. Sie verschoben sich, ohne sich zu berühren, als würden sie unbewusst eine Form bilden. Einen größeren Kreis um den kleineren. Ein Doppelring. Eine Spirale.

Das Flüstern wurde dabei nicht lauter, sondern präziser. Ich hörte jetzt einzelne Silben, obwohl ich nicht sagen konnte, woher sie kamen. Und diese Silben bildeten ein Wort, das sich durch die Mäuler schob, als wäre es der einzige Inhalt, den alle teilen.

Kommen.

Das Wort war nicht laut, aber es war deutlich. Und es war dasselbe Wort, das auf dem Holzspan in meinem Arbeitszimmer gestanden hatte. Es war das gleiche Kommando, nur vervielfacht, verstärkt.

Ich spürte plötzlich, dass der Raum größer wurde. Nicht tatsächlich, sondern im Gefühl. Die Wände rückten weg, als würde der Keller sich strecken. Und in diesem Moment war da ein anderes Geräusch im Flüstern, etwas, das nicht dazugehörte.

Ein leises, gleichmäßiges Tippen.

Wie die Spitze eines Schirms auf Stein.

Ich sah zum Stuhl im Kreis.

Der Regenschirm stand nicht mehr so, wie er vorher gelegen hatte. Er lag nicht mehr. Er stand. Als wäre er aufgerichtet worden. Der Griff nach oben, die Spitze auf dem Boden. Kein Mensch hatte ihn berührt.

Das Tippen kam wieder, ganz sanft.

Die Asche vibrierte in einer Linie vom Schirm zur Kreisgrenze. Es sah aus, als würde jemand aus der Asche eine Spur ziehen, ohne den Finger zu benutzen.

Der Mann im schwarzen Mantel flüsterte: Er ist nahe.

Ich fragte: Wo?

Er antwortete nicht. Er deutete nur auf die Kiste in meinen Händen.

In diesem Augenblick hörte ich es auch. Nicht im Raum, sondern in der Kiste. Ein leises Knacken, als würde Holz arbeiten. Ein winziger Laut, als würde innen etwas gegen den Deckel drücken. Nicht stark, nicht panisch. Prüfend. Geduldig.

Der Flussnebel hatte draußen die Stadt verschluckt. Hier drinnen verschluckte das Flüstern die Zeit.

Und in der Mitte des Aschekreises stand ein Schirm, der tippte, als würde er zählen.

Das Knacken in der Kiste war nicht mehr zu überhören, sobald man es einmal gehört hatte. Es kam in Abständen, als würde etwas drinnen nicht versuchen auszubrechen, sondern zu messen. Druck. Widerstand. Geduld. Die schlimmste Art von Stärke ist die, die nicht eilig ist.

Ich hielt den Atem an und hörte genauer hin. Zwischen den Knacklauten lag ein fast unmerkliches Rascheln, wie trockenes Papier, das sich bewegt. Oder wie Asche, die sich neu sortiert. Meine Finger wurden kalt, obwohl der Raum warm genug war. Die Kälte kam nicht von außen. Sie kam vom Holz.

Der Mann im schwarzen Mantel sah mich an, und ich spürte, dass der Chor aus Flüstern nun nicht mehr nur „Kommen“ wiederholte. Es war, als hätte das Wort sich in viele kleine Varianten aufgespalten: kommen, komm näher, komm richtig, komm endlich. Es war kein Ruf mehr, es war ein Schieben.

Ich sagte leise: Wenn ich die Kiste nicht öffne, was geschieht dann?

Der Mann antwortete ohne Zögern: Dann öffnet sie sich anders.

Die Menschen um den Kreis hatten sich inzwischen so positioniert, dass zwischen ihnen kaum Luft war, und doch berührten sie sich nicht. Jede Berührung wäre menschlich gewesen. Was sie hier taten, war etwas anderes. Sie standen wie Bestandteile eines Apparats. Lippen bewegten sich. Kehlen arbeiteten. Augen blickten leer an mir vorbei. Und die Summe daraus war ein Druck im Raum, der sich anfühlte wie eine Hand um den Brustkorb.

Der Schirm im Kreis tippte weiter. Ein sanfter, unerträglicher Takt. Nicht schnell, nicht drohend. Nur ein Beweis dafür, dass etwas da ist, das die Geduld besitzt, ewig zu tippen.

Ich machte den Fehler, auf den Mantel auf dem Stuhl zu schauen, als wäre es nur ein Kleidungsstück. Und sofort sah ich, dass es kein gewöhnlicher Mantel war. Der Stoff war zu glatt, zu schwer. Und an der Innenseite des Kragens, dort, wo man bei einem Menschen Haut erwartet, war ein dunkler Fleck, als hätte jemand den Stoff mit Erde eingerieben.

Meine Hand glitt unwillkürlich zur Innentasche, wo das Fläschchen lag. Nicht, weil ich glaubte, es könne dieses Ganze aufhalten. Aber weil man manchmal einen Tropfen Brennen braucht, um sich zu vergewissern, dass man noch selbst fühlt.

Ich öffnete die Kiste nicht. Stattdessen ging ich einen Schritt näher an den Kreis, gerade genug, um die Reaktion zu testen.

Die Kiste vibrierte stärker, fast freudig. Das Knacken im Inneren beschleunigte sich. Gleichzeitig wurde das Flüstern einen Ton tiefer, als würde der Chor zufrieden sein.

Der Mann im schwarzen Mantel hob die Hand und senkte sie wieder. Ein Dirigent, der nur noch Feineinstellungen vornimmt. Und ich verstand plötzlich, dass er nicht mein Gegner war. Er war der Mechanismus, der mich hierher bringt. Der Regenschirm war der Hinweis. Die Kiste war das Gewicht. Und der Chor war die Kraft.

Ich blieb am Rand der Asche stehen. Der Ring war nur wenige Zentimeter breit, aber er trennte die Welt. Die Körnchen darin bewegten sich, als wären sie lebendig. Einige sprangen gegen die Linie, als wollten sie übertreten, wurden aber zurückgezogen, als gäbe es dort eine unsichtbare Spannung.

Ich hielt die Kiste über den Ring, ohne sie hineinzusetzen. Nur einen Moment, um zu sehen, was geschieht.

Der Schirm hörte auf zu tippen.

Sofort.

Das Flüstern im Raum stockte. Nicht verstummt, aber wie ein Atem, der kurz aussetzt. Und in dieser Stille, die nur eine Sekunde dauerte, hörte ich zum ersten Mal seit Langem etwas, das nicht aus Asche, Nebel oder Angst bestand.

Meine eigenen Gedanken, klar.

Dann knarrte es im Inneren der Kiste, diesmal lauter, als hätte etwas dort drin ungeduldig die Hand gegen den Deckel gelegt.

Ich zog die Kiste zurück. Der Schirm begann wieder zu tippen. Das Flüstern setzte wieder ein. Der Raum atmete wieder seinen fremden Atem.

Der Mann im schwarzen Mantel sagte leise: Sie spielen.

Ich antwortete: Ich lerne.

Er betrachtete mich, und ich hatte den Eindruck, dass er für einen Augenblick etwas empfand, das einem Respekt ähnlich war, ohne menschlich zu sein. Dann hob er den Kopf leicht, als lausche er einer Stimme, die nicht in diesem Raum war.

Und genau dann begann der Mantel auf dem Stuhl sich zu bewegen.

Nicht zu rutschen. Nicht zu fallen. Er hob sich, als würde jemand von innen die Schultern füllen. Der Stoff spannte sich, ohne dass eine Hand hineingriff. Der Kragen richtete sich auf. Die Ärmel hingen nicht mehr leer, sondern bekamen die Form von Armen, die sich nur noch nicht entschieden hatten, ob sie sich bewegen sollen.

Das Flüstern wurde nicht lauter. Es wurde ehrfürchtiger. Nicht weniger bedrohlich, aber konzentrierter.

Der Mann im schwarzen Mantel flüsterte: Jetzt.

Ich spürte, dass alle Blicke im Raum – auch wenn die Augen leer wirkten – auf die Kiste gerichtet waren. Nicht auf mich. Auf die Kiste, als wäre sie der letzte Baustein.

Der Mantel hob sich weiter. Eine unsichtbare Brust wölbte sich darunter. Und dann, ganz langsam, trat etwas in den Kreis.

Nicht ein Fuß, nicht sofort. Zuerst nur eine Verdichtung der Luft, direkt über der Asche. Die Körnchen wirbelten auf, als würden sie um einen unsichtbaren Körper kreisen. Dann wurde der Körper sichtbar, nicht als Mensch, sondern als Schatten, der so dicht war, dass er das Licht schluckte.

Der Regenschirm kippte leicht, als würde eine Hand ihn nehmen.

Und dann sah ich im Schatten eine Kontur: eine Hand, die sich um den Griff schloss. Lang, ruhig, ohne Zittern.

Ein leiser Atemzug im Raum – nicht von den Menschen, sondern aus der Mitte.

Die Kiste in meinen Händen knarrte, diesmal wie ein Stöhnen. Und bevor ich entscheiden konnte, was ich tue, sprang der Deckel der Kiste einen Spalt auf.

Nur einen Spalt.

Genug, um zu sehen, was darin lag.

Kein Blut. Kein Fleisch. Keine groteske Reliquie. Es lag ein kleiner Spiegel darin. Rund, wie ein Taschenspiegel. Die Oberfläche war klar, zu klar. Und als ich hineinsah, sah ich nicht mein Gesicht.

Ich sah den Kellerkreis. Die Schale. Die Asche. Ion Szekelys flackernden Schatten.

Ich sah mich selbst, von hinten, wie ich dort kniete.

Und hinter meinem Rücken, im Spiegelbild, stand der Mann mit dem Regenschirm.

Der echte.

Nicht der Mann im schwarzen Mantel.

Und er war näher, als er sein sollte.

Ich schnappte den Deckel der Kiste zu, instinktiv, zu schnell. Das Holz schlug mit einem trockenen Knall. Der Chor verstummte für einen Herzschlag, als hätte ich etwas Heiliges beleidigt.

Dann kam das Flüstern zurück, härter, hastiger. Und in der Mitte des Kreises hob sich der Mantel endgültig, als würde er sich anziehen lassen.

Der Mann im schwarzen Mantel trat einen Schritt näher an die Aschegrenze, seine Stimme nun kaum mehr als ein Hauch: Er hat Ihnen gezeigt, wo er ist.

Ich spürte, wie mein Nacken kalt wurde, als hätte jemand dort den Atem angehalten.

Ich drehte mich nicht um.

Ich wusste, wenn ich mich umdrehte, würde ich bestätigen, dass er dort ist. Und Bestätigung ist Nahrung.

Stattdessen sagte ich laut genug, dass der Chor es hören musste: Schluss.

Ein einfaches Wort. Kein Zauber. Keine Liturgie. Nur ein Befehl an mich selbst, nicht weiter zu spielen.

Ich riss das Fläschchen aus der Tasche, zog den Korken mit den Zähnen und schleuderte den Inhalt nicht in den Kreis, sondern auf die Linie der Asche.

Der scharfe Geruch schnitt durch den Raum. Und diesmal zischte es nicht nur. Die Aschelinie flackerte, als wäre sie kurz in Brand geraten, ohne wirklich zu brennen. Die Körnchen sprangen auseinander. Der Kreis bekam einen Riss.

Das Flüstern brach ab wie ein Chor, dem man plötzlich die Luft abdreht. Menschen keuchten, einige sanken auf die Knie, als hätten sie erst jetzt bemerkt, dass sie seit Minuten nicht richtig geatmet hatten. Augen wurden wach, verwirrt, entsetzt. Ein paar schrien, aber die Schreie klangen klein, weil der Raum sie nicht kannte.

In der Mitte des Kreises stockte die Bewegung des Mantels. Der Schirm kippte. Die unsichtbare Hand am Griff schien zu zögern.

Und in dieser Zögerung passierte etwas Entscheidendes: Der Mann im schwarzen Mantel zog den Hut hoch.

Für einen Moment sah ich sein Gesicht vollständig.

Es war mein eigenes.

Nicht exakt, nicht perfekt. Aber nah genug, um mir das Blut kalt zu machen. Als hätte jemand mein Spiegelbild genommen, es in Asche gerollt und in einen Mantel gesteckt.

Er flüsterte, mit meiner Stimme: Sie können den Kreis brechen. Aber Sie können den Weg nicht brechen.

Dann trat er zurück, und mit ihm schien der Raum sich wieder zu verengen, als würde er zusammenklappen. Der Chor taumelte, Menschen stolperten, drängten zur Tür, zur Öffnung in der Wand. In der Ecke hörte ich einen Mann würgen. Eine Frau schlug sich gegen die Stirn, als wolle sie die Flüsternreste aus dem Kopf treiben.

Ich packte die Kiste fester, rannte nicht, ging schnell, zielgerichtet. Durch den Vorhang, den Gang, die Öffnung in der Ziegelwand. Draußen schlug mir der Nebel entgegen wie eine feuchte Hand.

Ich stand wieder in der Gasse, die Laterne am Ende flackerte. Der Mann im schwarzen Mantel war verschwunden. Der Regenschirm war nicht da. Und doch wusste ich, dass er irgendwo in der Nähe war, weil die Kälte an meinem Nacken blieb.

Whitechapel flüsterte noch immer. Aber jetzt waren es wieder menschliche Flüstern, panische, verwirrte Stimmen. Und hinter all dem, wie ein tieferer Ton, lag etwas anderes.

Das leise, geduldige Versprechen, dass der nächste Kreis nicht so leicht zu brechen sein würde.

Das Tagebuch der Vermissten

Whitechapel ließ mich nicht einfach gehen. Es klebte an mir, an den Schuhsohlen, am Mantel, in den Gedanken, wie der Geruch von Rauch nach einem Brand, den man nicht gesehen hat, aber trotzdem geatmet. Als ich die Gasse hinter mir ließ, hörte ich noch immer das Flüstern der Menschen, die eben noch ein Chor gewesen waren. Jetzt waren sie wieder einzelne Stimmen, und einzelne Stimmen sind unordentlich. Sie stolpern, sie widersprechen sich, sie suchen nach Erklärungen, die wie Pflaster aussehen sollen.

Ich ging nicht zurück zu meinem Haus. Noch nicht. Der Spiegel in der Kiste hatte mir gezeigt, was passiert, wenn man einem Ort zu schnell wieder vertraut. Ich ging stattdessen zu einem kleinen Laden, dessen Schaufenster voller Kerzen und billiger Heiligenbilder war. Solche

Läden gibt es in London wie Ritzen. Sie verkaufen Trost in Glas und Wachs. Und manchmal verkaufen sie etwas anderes: Informationen.

Der Besitzer, ein Mann mit fettigem Haar und einem Kreuz um den Hals, das zu schwer war, um ehrlich zu sein, sah mich an, als ich eintrat. Sein Blick glitt an meinem Mantel entlang, blieb kurz an der Kiste hängen, die ich unter dem Arm trug, und huschte wieder zurück zu meinem Gesicht. Dann lächelte er ein Lächeln, das man für jeden Kunden bereithält, der Angst hat, es aber nicht zugeben will.

Sie suchen Schutz? fragte er.

Ich sagte: Ich suche ein Buch.

Er hob die Augenbrauen. Ein Buch?

Ein Tagebuch, sagte ich. Von einer Frau, die hier verschwunden ist.

Er lachte kurz, als hätte ich einen Scherz gemacht. Verschwunden? Hier? Das ist Whitechapel. Leute verschwinden, und am nächsten Tag nennt man es Umzug.

Ich legte eine Münze auf den Tresen, nicht zu groß, nicht zu klein. Genau die Sorte Münze, die sagt: Ich will nicht betteln, ich will handeln.

Das Lachen des Mannes starb. Er sah auf die Münze, dann wieder auf mich. Seine Stimme wurde leiser.

Welches Tagebuch?

Ich zog das Bündel Papiere aus der Innentasche, nicht das, das der Master mir gegeben hatte, sondern den Brief von Ion Szekeley. Ich zeigte es ihm nicht vollständig. Nur so viel, dass er die fremde Schrift und das ungewohnte Papier sah.

Es ist nicht für Sie, sagte ich. Ich will nur wissen, ob hier in den letzten Tagen jemand nach so etwas gefragt hat. Oder ob jemand etwas abgegeben hat.

Der Mann wischte sich mit einem Tuch über die Hände, als müsse er eine Berührung loswerden, die noch nicht stattgefunden hatte. Er sagte: Es gibt eine Frau. Sie hat Dinge gesammelt. Sie hat... geschrieben. Immer geschrieben. Sie war nicht wie die anderen. Sie hat Fragen gestellt.

Wie heißt sie? fragte ich.

Er zögerte. Dann sagte er: Mary. Mary Harker. Oder so ähnlich. Man nennt sie auch nur... die, die schreibt.

Harker, dachte ich. Der Name schnitt durch die Nebelschichten im Kopf, als hätte er irgendwo in meiner Erinnerung bereits eine Tür geöffnet. Aber ich ließ mir nichts anmerken. Namen sind Fallen. Sie kleben.

Wo ist sie? fragte ich.

Der Ladenbesitzer hob die Schultern. Weg. Seit einer Woche. Vielleicht länger. Ihr Zimmer ist leer. Der Vermieter sagt, sie sei nachts gegangen. Aber das sagt er bei jedem, der nicht mehr zahlt.

Ich beugte mich ein wenig vor. Und das Tagebuch?

Der Mann sah zur Tür, als erwarte er, dass jemand reinkommt, nur weil wir darüber reden. Dann deutete er mit dem Kopf in eine Ecke hinter dem Tresen, wo eine Kiste mit alten Büchern stand, Ramsch, den keiner mehr liest. Er ging hin, wühlte kurz darin, und zog etwas hervor, das so unscheinbar war, dass es fast unverschämt wirkte: ein kleines, braunes Notizbuch, der Einband abgewetzt, die Kanten rund, als wäre es oft in einer Tasche getragen worden.

Er hielt es mir nicht sofort hin. Er sagte: Das ist nicht gut, wissen Sie. Das bringt Ärger. Sie hat es mir gegeben, als... als sie schon Angst hatte. Sie sagte, wenn sie nicht zurückkommt, soll ich es jemandem geben, der nicht lacht.

Ich nahm das Notizbuch. Es war warm, nicht kalt. Menschlich warm. Und gerade diese Wärme fühlte sich plötzlich fremd an, als hätte ich sie lange nicht mehr berührt. Auf der Innenseite des Einbands stand ein Name, sauber geschrieben:

Mary Harker.

Darunter ein Datum, das noch nicht weit zurücklag.

Und darunter, in einer hastigen Zeile:

Wenn ich verschwinde, lies nicht allein.

Ich schlug das Tagebuch nicht im Laden auf. Manche Dinge liest man besser nicht zwischen Kerzen und Heiligenbildern, die zuhören könnten. Ich steckte es in die Innentasche, neben die Papiere des Masters, und die Tasche fühlte sich an, als würde sie schwerer werden, als würde sie nicht nur Papier tragen, sondern Stimmen.

Ich bezahlte den Mann. Er steckte die Münzen weg, als wären sie heiß.

Wenn Sie sie finden, sagte er leise, sagen Sie ihr, dass ich...

Er brach ab. In Whitechapel vollendet man Sätze nicht gern. Vollendete Sätze sind zu nah an Geständnissen.

Ich ging hinaus. Der Nebel war wieder da, aber dünner, als hätte Whitechapel kurz Luft geholt, um sein Geheimnis neu zu sortieren. Ich ging zur nächsten Droschke, nannte diesmal meine eigene Adresse, und als der Kutscher anrollte, spürte ich die Kiste unter dem Arm vibrieren, als würde sie protestieren.

Zuhause, dachte ich. Aber was ist Zuhause, wenn ein Spiegel einem zeigt, dass man beobachtet wird, sogar im eigenen Rücken?

Als ich die Gower Street erreichte, war es bereits später Nachmittag. Die Laternen brannten, und die Häuser wirkten, als würden sie sich gegenseitig stützen, um nicht in den Nebel zu

kippen. Ich bezahlte den Kutscher, trat ins Haus, schloss die Tür, und dieses Klicken des Schlosses war diesmal kein Ritual. Es war ein Bekenntnis: Wenn etwas herein will, soll es sich wenigstens die Mühe machen.

Im Arbeitszimmer stellte ich die Kiste auf den Tisch, aber ich öffnete sie nicht. Ich legte das Tagebuch daneben. Zwei Gegenstände, zwei Arten von Wahrheit: eine kalt, eine warm.

Ich setzte mich, atmete einmal tief durch, und schlug das Tagebuch auf.

Die erste Seite war sauber geschrieben. Keine wilden Kritzeleien, keine hysterischen Ausrufe. Mary Harker schrieb, als wüsste sie, dass Ordnung das Einzige ist, was man gegen den Wahnsinn setzen kann.

Ich las.

Sie haben heute wieder geflüstert.

So begann es. Kein Datum, kein Ort. Nur dieser Satz. Und darunter:

Es ist nicht das Flüstern der Menschen. Es ist das Flüstern in den Wänden. Als würde das Haus selbst sprechen, wenn es glaubt, dass ich schlafe.

Ich blätterte weiter. Jede Seite war dichter, als würde die Angst ihre eigene Tinte produzieren.

Ich habe ihn heute gesehen. Nur seinen Mantel. Schwarz, wie nasse Erde. Und einen Schirm, obwohl es nicht regnete. Er stand im Nebel und hat nicht geblinzelt.

Ich spürte, wie sich meine Finger um die Seitenkante verkrampften. Mary beschrieb nicht etwas Fantastisches. Sie beschrieb eine Beobachtung, so nüchtern, dass sie sich wie ein Protokoll anfühlte. Und damit wurde sie glaubwürdig.

Ein paar Seiten später stand:

Ich habe versucht, die Fenster zu öffnen. Nur einen Spalt. Ich wollte Luft. Aber der Nebel ist nicht Luft. Er ist eine Hand. Und hinter der Hand ist jemand, der wartet.

Ich stoppte. Nicht, weil ich überrascht war, sondern weil ich den Satz in meinem eigenen Körper spürte. Der Nebel als Hand. Ja. Genau so.

Ich blätterte weiter. Dann kam ein Eintrag, der anders war. Die Schrift war hastiger, und am Rand war ein grauer Fleck, als wäre Asche darauf gefallen.

Heute Nacht haben sie mich gerufen. Nicht mit Stimmen. Mit meinem Namen. Aber nicht richtig. Als würden sie ihn im Mund drehen, bis er passt.

Ich legte den Finger auf den Satz und spürte ein unangenehmes Kribbeln, als hätte das Papier eine Erinnerung gespeichert, die nicht nur Mary gehört.

Dann las ich den nächsten Satz, und er traf mich wie ein kalter Luftzug:

Sie wollen, dass ich schreibe, damit er kommt.

Der Satz stand da, ruhig, fast sachlich, und doch war er wie eine Schraube, die man zu fest anzieht: Sie wollen, dass ich schreibe, damit er kommt. Mary Harker hatte offenbar begriffen, dass es nicht nur darum ging, was geschieht, sondern darum, wer es beobachtet. Schreiben war nicht mehr Bericht, sondern Lockruf. Ein Briefschlitz, den man selbst in die Wand schneidet.

Ich las weiter, langsamer, und die Seiten fühlten sich dabei an wie dünne Türen. Manche klemmten, manche öffneten sich zu leicht.

Ich habe heute versucht, nicht zu schreiben. Ich habe den Stift weggelegt, die Hände in den Schoß, als hätte ich mich zu einem Gebet gezwungen. Aber dann hat das Haus begonnen zu reden. Nicht laut. Eher so, als würde jemand hinter einer Tapete mit dem Fingernagel entlangfahren. Und ich wusste: Wenn ich nicht schreibe, schreiben sie in mir.

Ich hielt inne. Das Kratzen. Das höfliche Schaben. Es war nicht nur bei Mason gewesen, nicht nur in meinem Schreibtisch. Es war ein Muster. Eine Art Morsezeichen, nur dass es nicht Informationen sendete, sondern Druck.

Ich blätterte weiter. Ein Datum war am Rand notiert, verwischt, als hätte Mary es mit einem schmutzigen Finger nachgezogen: 3. November. Darunter:

Heute habe ich im Spiegel jemand anderen gesehen. Nicht mich. Nicht ein Gesicht. Nur eine Stelle, die dunkler war als der Raum. Als würde der Spiegel eine Ecke zeigen, die nicht existiert.

Ich griff unwillkürlich nach dem kleinen Spiegel in der Kiste, doch ich berührte ihn nicht. Ich ließ die Hand darüber schweben, als hätte Glas plötzlich Zähne. Marys Worte ließen keinen Zweifel: Der Spiegel war nicht einfach ein Spiegel. Er war ein Blickwinkel, den jemand anders kontrollierte.

Ein paar Seiten später schrieb sie:

Sie haben angefangen, Asche zu hinterlassen. Zuerst dachte ich, es sei Ruß vom Kamin. Aber es ist zu sauber. Zu absichtlich. Es liegt in Linien. Es liegt wie Schrift auf dem Boden.

Ich sah zum Tisch, auf dem die Kiste stand, und mir wurde klar, dass ich inzwischen die Asche fast nicht mehr als ungewöhnlich empfand. Das war beunruhigend. Gewöhnung ist der erste Sieg des Ungeheuers. Wenn man anfängt, das Unmögliche als Alltag zu behandeln, ist es bereits in den Haushalt eingezogen.

Marys Schrift wurde gegen Ende des Tagebuchs unruhiger. Die Sätze waren kürzer, manchmal abgebrochen, als hätte sie beim Schreiben auf Geräusche reagiert.

Heute haben sie mich verfolgt, aber nicht mit Füßen. Mit Flüstern. Ich ging durch die Straße, und überall hörte ich mein eigenes Wort, als würden fremde Münder es nachsprechen. Ich bin um eine Ecke, und da war mein Name schon da.

Dann:

Ich habe einen Mann im schwarzen Mantel gesehen. Er stand vor meiner Tür. Als ich ihn ansprach, ließ er nur Asche fallen. Als wäre ich ein Weg, den man markieren kann.

Ich las diese Zeilen zweimal. Nicht, weil ich sie nicht verstand, sondern weil ich sie nicht akzeptieren wollte. Mary war nicht zufällig in diese Dinge geraten. Sie war ausgewählt worden. Ein Auge, das schreiben kann. Ein Mund, der berichten kann. Eine Hand, die den Lockruf in die Welt setzt.

Ich blätterte weiter, und dann stieß ich auf eine Seite, die anders war. Sie war nicht beschrieben. Sie war mit etwas beklebt.

Ein dünner Streifen Papier, als wäre er aus einem Brief gerissen worden. Auf dem Streifen standen Worte, die nicht Marys Handschrift trugen. Sie waren sauber, elegant, und die Tinte war dunkler.

Nicht alles, was verschwindet, ist weg.

Darunter, in Marys Schrift, kleiner, fast schämend:

Er hat mir das gegeben. Durch den Schlitz. Ich habe nicht gehört, wie er kam. Aber ich habe gerochen, dass er da war.

Ich spürte den Geschmack von Metall im Mund, den ich schon beim ersten Brief gespürt hatte. Das war kein Zufall. Es war ein Stil. Er kündigt sich nicht an. Er tritt nicht ein. Er ist plötzlich da, und man merkt es erst, wenn die Luft anders ist.

Dann kamen die letzten Einträge.

Heute Nacht war ich im Raum mit dem Vorhang. Dort, wo sie flüstern. Ich habe nicht hingehen wollen, aber meine Füße sind gegangen, als wären sie nicht mehr meine. Sie standen im Kreis. Sie haben mich nicht angesehen. Sie haben nur geflüstert. Und in der Mitte war ein Mantel auf einem Stuhl.

Ich schluckte. Whitechapel. Der Chor. Der Mantel. Der Schirm. Mary war dort gewesen. Bevor ich dort war. Oder während ich dort war, ohne es zu wissen. Zeit in solchen Angelegenheiten ist wie Nebel: Sie lässt sich nicht greifen.

Der nächste Satz war unterstrichen, so fest, dass die Tinte in das Papier gedrückt war.

Sie wollen, dass ich in den Kreis trete.

Darunter:

Ich habe es fast getan. Ich habe mich schon bewegt. Und dann habe ich etwas gesehen.

Ihre Schrift wurde plötzlich groß, als hätte die Hand gezittert.

Ich sah ihn nicht im Raum. Ich sah ihn im Spiegel. Hinter mir. Er stand so nah, dass ich seinen Atem in meinem Nacken spürte. Und trotzdem war im Raum niemand.

Ich musste das Buch kurz schließen. Nicht aus Dramatik. Aus Notwendigkeit. Mein Blick wanderte zu dem Spiegel an der Wand, und ich hatte das Gefühl, dass er mich nicht zeigte, sondern registrierte. Als wäre ich ein Name, der gerade in eine Liste geschrieben wird.

Ich zwang mich, das Tagebuch wieder zu öffnen. Der letzte Eintrag begann mit einem Datum: 7. November. Und darunter stand:

Ich habe beschlossen, nicht zu fliehen.

Dann:

Wenn ich fliehe, renne ich nur in den Nebel. Und der Nebel gehört ihm. Wenn ich bleibe, kann ich vielleicht sehen, was er wirklich will.

Und dann, fast wie eine Anweisung, die sie sich selbst gab:

Ich werde das Tagebuch verstecken. Wenn jemand es findet, soll er wissen: Der Mann im schwarzen Mantel ist nicht immer derselbe. Manchmal ist er ein Bote. Manchmal ist er eine Maske. Und manchmal ist er ein Spiegel.

Auf der nächsten Seite war nur noch eine Zeile. Die Schrift war schief, die Tinte verschmiert, als wäre etwas auf das Papier gefallen – Wasser oder Schweiß oder Tränen.

Er hat an der Tür gekratzt. Drei Mal. Dann war es still. Und ich wusste, dass die Stille lügt.

Das war der letzte Satz.

Keine weiteren Einträge. Keine Erklärung, wohin sie ging. Keine Spur, außer der, die sie selbst gelegt hatte: dieses Buch.

Ich saß lange da, das Tagebuch offen, und hörte dem Haus zu. Nicht, weil ich erwartete, wieder Kratzen zu hören, sondern weil ich verstehen musste, ob ich bereits Teil des gleichen Chors war. Draußen war der Nebel immer noch da. Drinnen war es still.

Zu still.

Ich stand auf und ging zur Tür meines Arbeitszimmers. Ich legte die Hand auf die Klinke, ohne sie zu drücken. Ich lauschte in den Flur.

Ein leises Geräusch kam von unten, aus dem Erdgeschoss. Nicht ein Schritt. Nicht ein Knarren.

Ein kratzendes Geräusch.

Zweimal. Dann ein drittes Mal.

Genau wie Mary es beschrieben hatte.

Ich zog die Hand von der Klinke zurück. Ich holte das Fläschchen aus der Tasche, nicht als Waffe, sondern als Bestätigung, dass ich noch handeln kann. Ich nahm das Tagebuch, steckte es in die Innentasche, dicht an die Brust, als wäre es ein Herz, das nicht meins war.

Dann öffnete ich die Tür.

Der Flur war leer. Das Licht der Lampe am Ende flackerte leicht, als hätte jemand gerade an ihr vorbeigegangen. Unten, bei der Haustür, lag etwas auf den Dielen.

Ein Umschlag.

Dickes Papier. Gelblich. Und auf der Vorderseite stand in einer eleganten Handschrift, die ich inzwischen zu gut kannte:

Für Mary Harker.

Darunter, als hätte der Schreiber sich dann doch anders entschieden und das Ziel korrigiert:

Und für Sie.

Der Umschlag lag dort, als hätte ihn jemand sorgfältig platziert, damit ich ihn nicht übersehen konnte. Nicht halb aus dem Schlitz gezogen, nicht achtlos fallen gelassen. Es war eine Geste. Und jede Geste in dieser Angelegenheit war eine Aussage darüber, wer hier die Regeln schrieb.

Ich ging die Treppe hinunter, langsam, Stufe für Stufe, ohne den Blick vom Umschlag zu nehmen. Der Flur schien kälter zu werden, je näher ich kam, nicht weil die Haustür undicht war, sondern weil die Luft sich erinnerte. Ich blieb einen Schritt entfernt stehen, als könnte Papier beißen.

Dann sah ich es: Auf dem Boden um den Umschlag herum lag ein feiner Rand aus grauem Staub.

Asche.

Nicht viel. Nur genug, um den Umschlag wie in einen Rahmen zu setzen. Als hätte jemand ihn in einen Kreis verwandeln wollen, aber sich mit einem Halbkreis begnügt, weil er wusste, dass ich die Linie bereits im Kopf ziehen würde.

Ich kniete mich nicht hin. Ich beugte mich nur, griff den Umschlag an einer Ecke, so dass meine Finger nicht über das Siegel strichen, und hob ihn an. Das Papier war überraschend schwer. Und es war kalt. Nicht kühl wie Briefpapier an einem Wintertag. Kalt wie etwas, das in einem Keller gelegen hat.

Das Siegel war aus dunklem Wachs. Wieder das Symbol, das sich nie ganz festhalten ließ. Ich zog das Taschenmesser, schnitt das Siegel auf, ohne zu reißen. Man kann ein Siegel brechen, ohne dabei den Brief zu zerfetzen. Es ist eine Frage der Haltung.

Ich öffnete den Umschlag.

Innen lagen zwei Dinge: ein gefaltetes Blatt und eine kleine, schmale Mappe aus Leder. Die Mappe roch alt, nach Rauch und Metall. Ich legte sie auf den Flurtisch, öffnete zuerst das Blatt.

Die Schrift war dieselbe wie auf dem Papierstreifen in Marys Tagebuch. Ruhig, elegant, als würde der Schreiber auf einem glatten Tisch sitzen und sich Zeit nehmen.

Sie haben gelesen.

Das war der erste Satz. Kein Gruß, kein Name. Nur eine Feststellung, als würde er mein Verhalten abhaken.

Sie glauben, sie sei ein Opfer. Das ist bequem. Opfer sind stumm. Und stumme Menschen machen keine Türen.

Ich spürte, wie mir ein Muskel am Kiefer zuckte. Das war keine Information. Das war Provokation. Und Provokation ist ein Mittel, um jemanden aus seiner Balance zu bringen.

Ich las weiter.

Mary hat geschrieben, weil sie verstanden hat, dass Worte nicht nur beschreiben. Worte bauen.

Ich hielt das Blatt näher ans Licht. Die Tinte war dunkel, fast schwarz. Zu schwarz für gewöhnliche Tinte. Oder vielleicht war das nur meine Paranoia, die inzwischen jedes Detail verdächtigt. Doch als ich den Geruch des Papiers wahrnahm, wusste ich: Es war nicht nur Paranoia. Das Papier roch nach Asche.

Sie hat das Haus geöffnet, in dem sie lebte. Nicht mit einem Schlüssel. Mit Sätzen.

Ich schluckte und zwang mich weiterzulesen, obwohl ein Teil von mir das Blatt am liebsten zerrissen hätte. Zerreißen ist eine kindische Geste. Er hätte das erwartet. Und er hätte sich darüber gefreut.

Sie haben gesehen, was ein Kreis kann. Sie haben gesehen, was ein Chor kann. Jetzt sehen Sie, was ein Buch kann.

Ich dachte an Marys letzte Zeilen. An „lies nicht allein“. An das Gefühl, dass das Tagebuch nicht nur Inhalt war, sondern eine Spur. Ein Weg.

Am unteren Rand stand:

Öffnen Sie die Mappe.

Kein „bitte“. Kein „wenn Sie möchten“. Nur diese nüchterne Regieanweisung.

Ich nahm die kleine Ledermappe. Sie war geschlossen mit einem dünnen Riemen. Ich löste ihn. Innen lag kein Dokument im üblichen Sinn. Es lag ein Bündel kleiner Blätter, lose, als hätte jemand sie hastig hineingesteckt. Und zwischen den Blättern: ein kleiner Schlüssel.

Der Schlüssel war aus Knochen.

Nicht groß, nicht prunkvoll. Er war schmal, glatt, und hatte die matte Farbe von etwas, das lange im Dunkeln lag. Die Zähne des Schlüssels waren fein gearbeitet. Keine grobe Sägearbeit. Das war Handwerk. Und plötzlich verstand ich, warum er mir das gab: Ein Schlüssel ist nicht nur ein Werkzeug. Er ist eine Einladung, etwas zu öffnen, das man besser geschlossen lässt.

Ich nahm den Schlüssel nicht. Ich betrachtete ihn, als würde er sich bewegen, wenn ich ihn berühre.

Die losen Blätter in der Mappe waren beschriftet. Nicht mit Sätzen. Mit Skizzen.

Grundrisse.

Ein Haus. Mehrere Stockwerke. Räume, Treppen, Türen. Und ein Detail ließ mir den Magen kalt werden: Das Haus war nicht irgendein Haus. Es war das Haus, in dem Mason gelebt hatte. Ich erkannte die Anordnung der Räume, den schmalen Flur, den Kellerraum mit dem Kreis, die Zimmer oben.

Auf einem der Blätter war ein Raum markiert, rot umrandet. Daneben stand ein Wort:

FENSTER.

Ein anderes Blatt zeigte einen anderen Grundriss. Nicht das Mason-Haus. Ein größeres Gebäude. Ich erkannte es nicht sofort. Aber dann sah ich die lange zentrale Halle, die seitlichen Flügel, die abgehenden Zimmer, und in einer Ecke war ein Bereich eingezeichnet, der mit einem Kreuz markiert war.

Ein Irrenhaus, dachte ich. Oder etwas Ähnliches. Und neben dem Kreuz stand wieder in derselben Hand:

RENFIELD.

Mein Atem blieb kurz hängen. Renfield war nicht nur ein Wahnsinniger, der zufällig in diese Dinge geraten war. Er war Teil einer Karte. Ein Knotenpunkt. Eine Tür.

Ich blätterte weiter. Ein dritter Grundriss: ein Gebäude mit einer Reihe von kleinen Zimmern, eng aneinander, und im Zentrum ein großer Raum. Ich erkannte die Struktur nicht, aber am Rand stand eine Notiz:

WHITECHAPEL – DER CHOR.

Und darunter, in einer kleineren Schrift, fast wie ein Kommentar:

Jeder Raum hat einen Ton. Jeder Ton hat eine Tür.

Ich legte die Blätter zurück. Das war kein Geschenk. Das war ein Plan. Ein Plan, der mir zeigte, dass diese Orte nicht zufällig waren. Sie waren ausgewählt, verbunden. Ein Netz.

Ich sah wieder auf den Schlüssel aus Knochen. Er lag da wie ein kleiner, stiller Witz. Der Mann mit dem Regenschirm sprach von Türen. Mary schrieb von Türen. Renfield flüsterte von Türen in mir. Und jetzt lag ein Schlüssel da, als würde die Welt mir sagen: Du kannst entweder so tun, als gäbe es keine Türen, oder du kannst lernen, sie zu öffnen, bevor jemand anders hindurchgeht.

Ich hörte plötzlich ein Geräusch im Haus.

Nicht das Kratzen. Nicht Schritte.

Ein leises Klirren, als hätte Glas sich bewegt.

Ich drehte den Kopf. Aus dem Arbeitszimmer, oben, drang ein schwaches Licht, obwohl ich die Lampe dort nicht brennen ließ. Ein dünner Schein, der sich wie ein Finger durch den Türspalt drückte.

Ich ging nicht sofort hoch. Ich blieb stehen und hörte.

Wieder Klirren. Dann ein leises, kaum wahrnehmbares Summen, als würde jemand sehr weit weg eine Melodie anstimmen. Ein Ton, der nicht laut genug war, um eine Melodie zu sein, aber laut genug, um zu merken, dass er nicht zu meinem Haus gehörte.

Ich nahm den Schlüssel aus Knochen.

Er fühlte sich warm an. Nicht kalt. Warm, als hätte er in einer Hand gelegen.

Ich ging die Treppe hinauf, schnell, aber nicht rennend. Im Arbeitszimmer war die Tür einen Spalt offen, obwohl ich sie geschlossen hatte. Das war der erste Beweis, dass man in diesem Haus inzwischen nicht mehr allein entscheidet.

Ich drückte die Tür auf.

Der Raum war nicht verwüstet. Nichts lag umgeworfen. Keine dramatische Spur. Es war schlimmer: Alles war ordentlich. Zu ordentlich. Der Schreibtisch war frei, die Papiere lagen gestapelt, das Tagebuch war nicht mehr auf dem Tisch.

Ich sah sofort zum Spiegel an der Wand.

Er war nicht mehr derselbe.

Die Oberfläche war klarer geworden. Die blind gewordenen Ränder wirkten plötzlich glatt. Und im Spiegel sah ich den Raum. Mich. Den Schreibtisch.

Und dort, auf dem Schreibtisch im Spiegelbild, lag Marys Tagebuch.

Im wirklichen Raum lag es nicht da.

Ich trat näher, bis meine Nase fast das Glas berührte. Mein Spiegelbild tat dasselbe. Aber meine Hand, als ich sie hob, um das Glas zu berühren, war im Spiegel nicht zu sehen.

Ich zog die Hand zurück. Kälte kribbelte über die Finger, als hätte das Glas mir etwas abgenommen.

Dann sah ich es.

Im Spiegelbild saß jemand auf meinem Stuhl.

Im wirklichen Raum war der Stuhl leer.

Die Gestalt im Spiegel trug einen schwarzen Mantel. Der Hut saß tief. Und in der Hand hielt sie einen Regenschirm.

Der Mann im schwarzen Mantel, aber nicht im Raum. In meinem Spiegel.

Er hob den Kopf langsam, und diesmal war das Gesicht nicht meines. Es war... glatt. Zu glatt. Als wäre es noch nicht fertig.

Dann bewegten sich die Lippen, und obwohl ich keinen Ton hörte, verstand ich den Satz, weil er sich direkt in mein Denken legte:

Lies nicht allein.

Ich spürte, wie mein Herz einmal hart schlug, als hätte es gegen eine unsichtbare Tür getreten.

Und draußen, irgendwo in der Stadt, antwortete der Nebel, ohne dass er eine Stimme brauchte.

Der Geruch von Eisen

Der Satz hing nicht in der Luft. Er klebte an den Gedanken.

Ich stand vor dem Spiegel, so nah, dass mein Atem einen Hauch auf das Glas setzte, der sofort wieder verschwand, als würde die Oberfläche nichts dulden, was menschlich ist. Hinter mir war das Zimmer still, zu still, und im Spiegel saß die Gestalt im schwarzen Mantel wie ein Gastgeber, der bereits entschieden hat, wer zu Besuch ist. Der Regenschirm in seiner Hand wirkte in dieser Umgebung nicht wie ein Gegenstand, sondern wie ein Schlüssel zu einer anderen Ordnung.

Ich zwang mich, nicht wegzusehen. Wegsehen war eine Art von Kapitulation, und ich hatte inzwischen gelernt, dass Kapitulation nicht das Ende des Spiels ist, sondern der Beginn eines neuen Abschnitts, den der Andere schreibt.

Meine Hand lag an der Seite, und in der Handfläche spürte ich noch immer die Wärme des Knochenschlüssels. Wärme, die nicht passte. Wärme ist etwas, das lebt. Knochen sollten kalt sein. Und doch war da dieses verräterische Gefühl, als hätte der Schlüssel kurz in einer Hand gelegen, bevor er in meine fiel.

Ich trat einen Schritt zurück. Im Spiegel blieb die Gestalt sitzen. Sie folgte meiner Bewegung nicht mit dem Körper, nur mit dem, was man dort oben Gesicht nennen musste. Die Lippen bewegten sich nicht mehr. Aber ich wusste, dass der Satz nicht verschwunden war. Er war nicht einmal ausgesprochen worden. Er war gesetzt worden, wie eine Nadel, die man unter die Haut schiebt.

Lies nicht allein.

Ich drehte mich langsam vom Spiegel weg und sah auf den Schreibtisch. Dort lag die Kiste, geschlossen, als wäre sie unschuldig. Daneben die Ledermappe mit den Grundrissen, leicht geöffnet, als hätte ich sie eben erst berührt. Das Tagebuch war nicht da. Ich hatte es in der Innentasche getragen, dicht an der Brust. Ich war sicher gewesen, es sei bei mir gewesen. Und

jetzt war es weg, als hätte jemand es aus meinem Körper herausgezogen, ohne mich aufzuschneiden.

Ich öffnete die Innentasche. Leer. Nur Stoff und das Gewicht meiner eigenen Dummheit.

In dem Moment roch ich es.

Nicht sofort wie ein Schlag, sondern wie etwas, das sich langsam in den Raum schiebt, weil es weiß, dass man es irgendwann bemerkt. Ein metallischer Geruch, trocken und scharf, der sich in der Nase festsetzte. Eisen. Man kennt ihn von alten Nägeln, von Werkzeug, das zu lange in feuchter Luft hing. Man kennt ihn aber auch von etwas anderem, und genau das machte es so unerquicklich: der Geruch von Blut, wenn es nicht mehr warm ist, sondern schon beginnt, Teil der Umgebung zu werden.

Ich blieb stehen, ohne mich zu bewegen, und suchte die Quelle nicht mit den Augen. Augen sind leicht zu täuschen. Ich suchte mit dem Geruch. Ich atmete flach, vorsichtig, wie jemand, der weiß, dass ein tiefer Atemzug ihn etwas kosten könnte.

Der Geruch kam nicht aus dem Arbeitszimmer. Er kam aus dem Flur. Von unten.

Das Haus war nicht nur still. Es war aufmerksam.

Ich nahm die Lampe vom Tisch und zündete sie an. Das Licht war klein, gelb, und es machte den Raum nicht sicherer. Es machte ihn nur sichtbarer. Sichtbarkeit ist nicht Sicherheit. Sichtbarkeit ist nur die Bühne, auf der Dinge passieren.

Im Spiegel sah ich, dass die Gestalt noch immer auf dem Stuhl saß. Doch etwas war anders. Der Regenschirm war nicht mehr in seiner Hand. Er stand neben ihm, aufrecht, als hätte er ihn abgestellt. Das machte die Szene plötzlich häuslicher, und gerade das war falsch. Häuslichkeit ist die Maske, die Ungeheuer gern tragen, weil sie wissen, dass Menschen am liebsten glauben, alles sei nur eine schlechte Nacht.

Ich verließ das Arbeitszimmer und zog die Tür hinter mir zu. Nicht ganz. Nur so weit, dass der Spalt blieb. Ein Spalt ist eine Einladung, aber auch eine Möglichkeit, nicht alles preiszugeben. Im Flur war es kälter. Der Geruch von Eisen war stärker.

Die Stufen nach unten knarrten diesmal lauter als sonst, als hätte das Haus entschieden, meine Bewegungen zu kommentieren. Ich hielt die Lampe so, dass das Licht vor mir auf den Boden fiel, nicht an die Wände. Wände können warten. Der Boden ist dort, wo Spuren sich zeigen.

Auf der dritten Stufe sah ich den ersten dunklen Fleck.

Er war nicht groß. Ein Tropfen, der getrocknet war, dunkelbraun, fast schwarz. Ich blieb stehen und betrachtete ihn. Blut auf Holz sieht nicht aus wie Blut auf Stoff. Holz saugt, hält fest, macht aus Flüssigkeit eine Erinnerung.

Ein weiterer Tropfen lag eine Stufe tiefer. Dann noch einer.

Eine Spur.

Ich folgte ihr hinab, und mit jedem Schritt wurde der Geruch deutlicher, bis er nicht mehr nur in der Nase saß, sondern im Hals. Eisen. Trocken. Unnachgiebig.

Unten im Erdgeschoss war die Haustür geschlossen. Der Flurtisch, auf dem ich den Umschlag geöffnet hatte, stand noch da. Die Ledermappe war oben. Aber auf dem Tisch lag jetzt etwas, das vorher nicht dort gelegen hatte.

Ein Taschentuch.

Weiß, fein, zu sauber für dieses Haus, und doch war es in der Mitte durchtränkt von einem dunklen Fleck. Ich hob es nicht an. Ich sah nur, wie sich der Fleck in das Gewebe gefressen hatte, wie eine Blume, die man nicht geschenkt bekommen will.

Daneben lag ein kleiner Gegenstand, der im Lampenlicht glänzte: ein Knopf. Schwarzes Material, vielleicht Bakelit, vielleicht etwas anderes. Er war abgerissen, die Fäden hingen noch daran, als hätte jemand ihn in Eile verloren. Ein Knopf gehört zu einem Mantel. Und in dieser Geschichte gehörten Mäntel nie einfach nur zu Mänteln.

Ich blickte zur Haustür. Kein Kratzen. Keine Bewegung. Nur der Nebel draußen, der durch den Türspalt nicht hereindrang, als wüsste er, dass er hier drinnen bereits genug Rechte hat.

Die Blutspur führte nicht zur Tür. Sie führte in den hinteren Teil des Hauses, dorthin, wo ich selten ging, weil ich dort nichts zu suchen hatte: zur kleinen Speisekammer, zum Abstellraum, zu der Tür, die in den Keller führte. Ich hatte diesen Keller immer als nüchternen Ort betrachtet. Ein Ort für Kohle, für alte Flaschen, für Dinge, die man nicht täglich braucht. Heute roch er wie eine zweite Welt.

Ich ging den Flur entlang. Der Geruch von Eisen wurde bei der Kellertür so stark, dass er fast süß wirkte. Das ist das Grausame an Blut: Es ist Leben und Abfall zugleich, und der Körper erkennt beides.

Die Kellertür war angelehnt.

Ich war sicher, dass sie geschlossen gewesen war.

Ich stellte die Lampe auf den Boden, zog das Fläschchen aus der Tasche und hielt es in der Hand, nicht wie eine Waffe, sondern wie eine Erinnerung daran, dass ich etwas tun kann, auch wenn ich nicht weiß, ob es hilft. Dann legte ich die Fingerspitzen an die Tür und drückte sie vorsichtig auf.

Die Luft, die mir entgegenkam, war kalt und feucht. Und sie roch nach Erde.

Unten war es dunkel. Das Licht der Lampe warf einen schmalen Kegel auf die Stufen. Der Geruch von Eisen kam von dort unten wie ein Atem, der nicht atmet.

Ich ging hinab.

Auf den unteren Stufen sah ich die Spur deutlicher: Tropfen, hier und da, manche verschmiert, als hätte jemand versucht, sich festzuhalten. An der Wand war ein Handabdruck, dunkel und flächig, als hätte eine Hand sich gegen die Tapete gedrückt, bevor sie abrutschte. Fingerabdrücke, die sich im Lampenlicht abzeichneten, fünf lange Striche, und ich musste

mich zwingen, nicht darüber nachzudenken, ob diese Finger wirklich zu einer menschlichen Hand gehört hatten.

Am Fuß der Treppe lag etwas.

Ein Buch.

Braunes Leder, abgewetzt, die Kanten rund. Marys Tagebuch.

Es lag nicht ordentlich. Es lag, als wäre es fallen gelassen worden. Und um es herum war ein dünner Ring aus grauem Staub, als hätte jemand einen Kreis angedeutet, ohne ihn fertig zu ziehen. Eine unvollendete Grenze.

Ich blieb stehen, einen Schritt entfernt. Der Geruch von Eisen war hier unten am stärksten. Und jetzt wusste ich, warum: Neben dem Tagebuch, halb im Schatten, lag eine kleine Ratte. Sie war tot. Nicht zerquetscht. Nicht zerbissen. Sie lag da, als hätte jemand ihr das Leben ausgeblasen. Ihr Fell war nass, und um ihren Mund war ein dunkler Fleck, der im Licht matt glänzte.

Ich sah hinüber zu einer Ecke des Kellers, die ich nicht einsehen konnte, weil das Licht nicht weit genug reichte. Dort war es noch dunkler, als der Raum es erlauben sollte. Und aus dieser Dunkelheit kam ein leises Geräusch.

Nicht Kratzen.

Ein Tropfen.

Langsam, geduldig.

Als würde irgendwo oben eine Flüssigkeit aus einer Wunde fallen, die nicht heilt, weil sie nicht muss.

Ich beugte mich nicht zum Tagebuch. Noch nicht. Stattdessen hob ich die Lampe vom Boden und richtete das Licht in die Ecke.

Im Kegel des Lichts erschien ein Stück Wand. Und davor, an die Wand gelehnt, saß etwas, das zuerst wie ein Sack aussah. Dann erkannte ich die Form eines Menschen. Ein Mann, zusammengesunken, der Kopf zur Seite gekippt. Sein Hemd war vorne dunkel, durchtränkt. Und selbst aus der Entfernung sah ich den rötlich-braunen Glanz, der das Licht schluckte.

Seine Augen waren offen.

Sie starrten nicht. Sie waren einfach offen, als hätte er keine Zeit gehabt, sie zu schließen.

Ich trat einen Schritt näher, und in diesem Moment hörte ich hinter mir, oben an der Treppe, ein ganz leises Geräusch, das mir die Haut am Nacken spannte.

Ein sanftes Tippen.

Wie die Spitze eines Regenschirms auf Holz.

Ich erstarrte, nicht weil ich Angst hatte zu sterben, sondern weil ich wusste, dass Bewegung in solchen Momenten oft als Zustimmung gelesen wird. Das Tippen kam wieder, leise, geduldig, genau im gleichen Abstand wie in Whitechapel. Kein Mensch tippt so, wenn er nervös ist. Dieses Tippen war ein Uhrwerk.

Ich hielt die Lampe still, so dass der Lichtkegel nicht zitterte. Ein zitterndes Licht macht Schatten lebendig, und ich wollte nicht, dass der Keller mehr Leben bekommt, als er ohnehin schon hatte.

Das Tippen oben setzte einen Herzschlag aus. Dann hörte ich ein anderes Geräusch: das sanfte Rascheln von Stoff, als würde ein Mantel sich bewegen, ohne dass ein Körper darunter Gewicht hat. Der Geruch von Erde und Eisen wurde einen Ton stärker, als hätte jemand den Raum geöffnet wie eine Schublade.

Ich drehte mich nicht um. Ich zwang mich, weiter nach vorn zu schauen, auf den zusammengesunkenen Mann in der Ecke. Er war nicht Mason. Das wusste ich sofort. Mason war kleiner, hatte ein anderes Gesicht, andere Schultern. Dieser Mann war breiter, trug eine Weste, die einmal ordentlich gewesen sein musste. Ein Hafenmann. Oder jemand aus dem Lagerhaus. Und als ich näher trat, erkannte ich das Detail, das mir den Magen zusammenzog: An seiner Weste hing ein kleines Klemmbrett, zerbrochen, der Bleistift noch daran. Der Mann vom Hafen.

Seine Lippen waren leicht geöffnet. An den Zähnen klebte etwas Dunkles, nicht Blut, eher Erde. Und um seinen Hals waren zwei kleine Einstiche, kaum sichtbar, doch ich kannte sie inzwischen so gut, dass ich sie auch im Nebel erkannt hätte. Einstiche, die nicht töten wie ein Messer. Einstiche, die nehmen.

Ich kniete mich neben ihn, vorsichtig, ohne die Augen ganz von der Treppe zu nehmen. Meine Knie berührten den feuchten Boden, und ich spürte den Staub der Asche, der hier unten überall hing. Der Mann war tot. Das sah ich nicht nur. Ich roch es. Der Geruch von Eisen war nicht frisch. Er hatte bereits begonnen, sich mit Erde zu mischen. Ein Geruch, der sagt: Das hier ist nicht mehr zu retten, nur noch zu verstehen.

Ich legte zwei Finger an seine Halsschlagader, nicht aus Hoffnung, sondern aus Gewohnheit. Nichts. Kalt. Und doch... etwas war dort. Eine Spannung in der Haut um die Einstiche, als wäre sie nicht einfach gerissen, sondern bearbeitet worden. Als hätte jemand nicht nur gebissen, sondern geschrieben.

Hinter mir, oben, kam das Tippen wieder. Einmal. Dann noch einmal. Und dann hörte ich einen Schritt auf der oberen Stufe. Nicht Renfields nervöses Trippeln. Nicht Masons Zögern. Ein Schritt, der so leicht war, dass er fast nicht die Stufe belastete, und doch hörte ich ihn. Das Haus hörte ihn. Der Keller hörte ihn.

Ich zog das Fläschchen aus der Tasche, hielt es in der Hand, den Daumen auf dem Korken. Ich dachte an den Aschekreis in Whitechapel, an den Riss, den ich erzeugt hatte. An das kurze Verstummen des Chors. Wenn es hier einen Kreis gab, musste ich ihn finden. Oder ich musste selbst einen ziehen.

Mein Blick fiel auf Marys Tagebuch, das am Fuß der Treppe lag. Der dünne Ascherand darum war kein Zufall. Er war unvollendet, ja, aber er war gesetzt. Als hätte jemand

angefangen, eine Grenze zu markieren, und dann beschlossen, dass ich den Rest im Kopf mache.

Ich ging nicht zum Tagebuch. Ich streckte den Arm aus, nur so weit, dass ich es erreichen konnte, ohne meinen Rücken zur Treppe zu drehen. Ich nahm es am Einband und zog es zu mir, langsam, so dass es nicht über den Boden schabte. Der Ascherand wurde dabei verwischt, und in dem Moment, als das geschah, hörte ich ein leises, kaum hörbares Zischen, als hätte ich etwas berührt, das nicht berührt werden wollte.

Das Tippen oben verstummte.

Ich blätterte das Tagebuch nicht sofort auf. Ich hielt es nur fest. Menschliches Leder unter den Fingern, ein Gewicht, das mir plötzlich wie ein Anker vorkam. Doch als ich es öffnete, fiel ein kleiner Gegenstand heraus und klirrte auf den Boden.

Ein Schlüssel.

Nicht der Knochenschlüssel. Dieser war aus Metall, alt, rostig, und an ihm hing ein kleines Etikett aus Papier, wie man es an Hotelschlüsseln findet. Auf dem Etikett stand eine Zahl.

17.

Und darunter, in Marys Handschrift, hastig:

Nicht unten. Nicht allein.

Ich spürte, wie sich meine Kehle zusammenzog. Mary hatte gewusst, dass ihr Tagebuch hier unten landen würde. Oder sie hatte es befürchtet. Und dieser Schlüssel... war das eine Rettung? Oder eine weitere Tür?

Ich hielt die Lampe höher und ließ das Licht über den Keller gleiten. Ich sah jetzt mehr: An der Wand waren graue Schlieren, als hätte jemand mit Asche gestrichen. Auf dem Boden lagen kleine, unregelmäßige Häufchen Erde, nicht genug für eine Kiste, eher wie Reste, die man beim Gehen verliert. Und in der Mitte des Raums, genau dort, wo man in einem Keller normalerweise Platz lässt, war ein Kreis aus Asche. Nicht so sauber wie in Whitechapel, aber deutlich. Und im Kreis lag etwas, das nicht zum Keller gehörte.

Ein Stück Stoff.

Schwarz.

Ein Mantelfetzen, als hätte jemand ihn ausgerissen. Und am Rand des Stoffes hing ein Knopfloch, leer.

Ich dachte an den Knopf oben im Flur. Ein fehlender Knopf. Ein abgerissener Faden. Zwei Teile eines Ganzen, verteilt wie Hinweise, damit ich die Verbindung selbst herstelle.

Ich richtete den Blick auf den Aschekreis. Der Kreis war nicht unversehrt. Er hatte eine Stelle, an der er unterbrochen war, wie ein Mund, der nicht ganz schließen kann. Genau dort führte die Blutspur hin, die ich auf der Treppe gesehen hatte. Genau dort hatte der Mann vom Hafen

sich offenbar entlanggeschleppt, bevor er in die Ecke sank. Als hätte er versucht, den Kreis zu erreichen oder zu verlassen.

Ich trat einen Schritt näher an den Kreis, ohne hineinzugehen. Und in diesem Moment roch ich es wieder, stärker als zuvor: Eisen. Aber nicht mehr nur das Eisen von Blut. Ein zweiter metallischer Geruch, schärfer, wie frisch geschliffenes Metall.

Ein Messer, dachte ich. Oder etwas, das Metall liebt.

Ich hörte ein leises, flaches Einatmen hinter mir, oben an der Treppe. Kein Mensch atmet so, wenn er müde ist. Es klang wie ein Geruch, der Luft holt.

Dann kam eine Stimme, nicht laut, aber nah genug, dass sie den Nacken berührte.

Sie sehen jetzt, sagte sie.

Ich schloss die Augen einen Herzschlag lang, nicht aus Angst, sondern um meine Gedanken zu ordnen. Dann öffnete ich sie wieder und sagte, ohne mich umzudrehen: Warum hier? Warum mein Haus?

Ein leises, fast amüsiertes Geräusch, das nicht ganz ein Lachen war. Weil Sie glauben, dass Ihr Haus Ihnen gehört.

Ich spürte, wie die Kälte vom Treppenaufgang herabfloss, als wäre sie ein unsichtbares Wasser. Das Tippen des Schirms kam wieder, direkt hinter mir, nicht mehr oben. Hinter mir.

Ich drehte mich jetzt.

Am Fuß der Treppe stand der Mann mit dem Regenschirm. Nicht der Mantelbote. Nicht mein Spiegelbild. Der echte, insofern man bei ihm von echt sprechen kann. Sein Gesicht war wieder dieses gewöhnliche, schwer zu behaltende Gesicht. Doch seine Augen waren klar. Zu klar. Und der Schirm in seiner Hand war nicht geschlossen. Er war nur einen Spalt geöffnet, als würde er prüfen, ob der Keller genug Raum für ihn bietet.

Er sah mich an und sagte: Sie haben etwas von mir gestohlen.

Ich antwortete: Ich habe nur genommen, was Sie hier gelassen haben.

Er neigte den Kopf. Nein. Sie haben den Kreis gebrochen. Sie haben den Chor gebrochen. Sie haben meine Ordnung gestört.

Ich hielt das Fläschchen fest. Ich sagte: Sie haben einen Mann getötet.

Er blickte kurz zu dem toten Hafenmann in der Ecke, als würde er einen Gegenstand betrachten, den man ersetzt. Dann sagte er: Er hat zu viel gesehen.

Ich sagte: Und Mary?

Seine Augen ruhten wieder auf mir. Mary hat geschrieben, sagte er ruhig. Mary hat geöffnet.

Ich spürte, wie sich mein Magen verkrampfte. Der Schlüssel mit der Zahl 17 lag auf dem Boden, glänzte im Lampenlicht. Ein Hotelzimmer. Ein Raum. Eine Tür.

Ich hob den Blick und sagte: Wo ist sie?

Er trat einen Schritt näher, blieb aber vor dem Aschekreis stehen. Er respektierte ihn immer noch. Oder er respektierte, dass ich ihn respektiere. Er sagte: Sie ist dort, wo die Fenster nicht aufgehen.

Dann senkte er den Schirm, und die Spitze berührte den Boden.

Die Asche im Kreis begann zu zittern.

Das Zittern in der Asche kam nicht plötzlich. Es wuchs, wie ein Geräusch, das man erst nicht ernst nimmt und das dann den ganzen Raum füllt. Die Körnchen hoben sich, senkten sich, als würde etwas darunter atmen. Und ich begriff mit einem kalten, klaren Gedanken: Der Kreis war nicht nur eine Grenze. Er war ein Anschluss.

Der Mann mit dem Regenschirm stand vor der Linie, die Schirmspitze auf dem Boden, als würde er Strom leiten. Sein Gesicht war ruhig, sein Blick fest auf mich gerichtet. Keine Hast. Kein Triumph. Eher die Geduld eines Arztes, der weiß, dass der Patient am Ende doch die Medizin schluckt.

Ich sah zum Schlüssel mit der Zahl 17. Er lag da wie ein heller Punkt in der Dunkelheit. Eine Koordinate. Eine Richtung. Und in mir wuchs die Gewissheit, dass dieser Schlüssel nicht Mary gehört hatte. Er gehörte mir. Er war für meine Hand geschrieben worden, so wie Marys Tagebuch für meinen Blick geschrieben worden war.

Ich hob den Schlüssel auf, ohne die Augen vom Mann zu nehmen. Er reagierte nicht. Er musste nicht reagieren. Alles, was ich tat, war in seinem Plan einkalkuliert. Trotzdem spürte ich, dass das Aufheben des Schlüssels etwas veränderte. Nicht im Raum. In mir. Ein kleiner Schritt vom Beobachter zum Handelnden.

Ich sagte: Sie wollen mich bewegen.

Er antwortete: Ich will, dass Sie ankommen.

Ankommen. Dieses Wort war gefährlich, weil es so harmlos klingt. Man kommt bei Freunden an, bei Familie, bei einem warmen Licht. Hier aber bedeutete Ankommen: An eine Tür, die man besser nicht kennt.

Die Asche vibrierte stärker. Der Kreis wirkte nun nicht mehr wie Pulver, sondern wie eine Oberfläche, die kurz vor dem Kochen ist. Der Mantelfetzen darin hob sich an einer Ecke, als hätte ein Luftzug ihn gestreichelt. Es gab keinen Luftzug. Nicht hier unten.

Ich hielt das Fläschchen hoch, nicht drohend, sondern sichtbar. Ich sagte: Sie respektieren Kreise. Warum?

Seine Augen verengten sich minimal, und ich wusste, ich hatte eine Stelle getroffen, die nicht völlig glatt war. Er antwortete: Weil Kreise beides sind. Schutz und Falle. Das hängt davon ab, wer den Kreis zieht.

Ich dachte an Whitechapel, an den Riss, den ich erzeugt hatte, an den Moment, in dem das Flüstern zusammenbrach. Ich dachte an die Asche um Marys Tagebuch, unvollendet. Vielleicht hatte Mary versucht, einen Kreis zu ziehen. Vielleicht hatte sie ihn nicht mehr vollenden können.

Ich trat einen Schritt zur Kreislinie, so nahe, dass die Kälte von ihr in meine Schuhe kroch. Ich sagte: Und wenn ich den Kreis jetzt vollende?

Er hob eine Augenbraue, kaum sichtbar. Dann sagte er: Dann beweisen Sie, dass Sie gelernt haben.

Gelernt haben. Wieder dieses fast freundliche Vokabular. Er sprach wie ein Lehrer, und ich musste mich zwingen, nicht in diese Rolle zu rutschen. In einem solchen Unterricht ist der Schüler immer das Material.

Ich kniete mich nicht hin. Ich nahm stattdessen die Lampe und stellte sie an den Rand des Kreises, so dass das Licht die Asche deutlicher zeigte. Dann zog ich aus meiner Tasche eine kleine Prise Salz, die ich stets bei mir trug, aus Gewohnheit, aus einer alten Praxis, die man in London belächelt und in manchen Gegenden Europas ernst nimmt. Ich hatte sie nicht für Zauberei dabei. Ich hatte sie, weil Salz eine Grenze zieht, die selbst ein Skeptiker sehen kann.

Ich streute das Salz nicht in den Kreis. Ich streute es außerhalb, genau entlang der unterbrochenen Stelle, dort, wo die Aschelinie fehlte. Ein dünner, heller Strich, kaum mehr als ein Faden.

Der Mann sah zu, und ich bemerkte, dass er den Blick nicht von der Bewegung abwenden konnte. Als würde ihn die Idee einer zweiten Linie interessieren. Oder als wäre sie ihm unangenehm.

Als das Salz den Boden berührte, passierte etwas, das ich nicht erwartet hatte: Die Asche am Rand zog sich minimal zurück, als hätte sie sich verbrannt. Nicht viel. Aber genug, um zu bestätigen, dass Salz hier nicht nur ein Symbol ist.

Der Mann sagte leise: Sie sind altmodisch.

Ich antwortete: Ich bin vorsichtig.

Das Zittern der Asche im Kreis ließ nach. Nicht verschwunden, aber gedämpft, als hätte man eine Hand auf einen Deckel gelegt. Der Mantelfetzen sank wieder flach zu Boden. Der Geruch von Eisen blieb, aber er wurde weniger beißend.

Der Mann hob den Regenschirm einen Hauch. Die Schirmspitze löste sich vom Boden. Er trat nicht näher. Er stand da, still, und ich spürte, dass dieser Moment ihn etwas kostete. Nicht Schmerz. Kontrolle. Er musste akzeptieren, dass ich einen Teil der Bühne verändert hatte.

Ich nutzte den Augenblick.

Ich nahm Marys Tagebuch, hielt es hoch und sagte: Sie haben es mir zurückgebracht. Warum?

Er antwortete nicht sofort. Dann sagte er: Weil es gelesen werden soll.

Ich sagte: Von mir?

Seine Augen glitten kurz zum Spiegelbild meines Gesichts, das sich in der feuchten Kellerwand spiegelte, und ich hatte das Gefühl, dass er meine Frage als zu klein empfand. Er sagte: Von dem, der geht.

Ich spürte, wie sich das Wort „geht“ in mir festsetzte. Es war eine weitere Regieanweisung: Du gehst. Du verlässt den Keller. Du nimmst den Schlüssel. Du suchst Zimmer 17. Du findest eine Tür, die nicht aufgeht.

Ich sagte: Sie brauchen mich nicht. Sie haben Renfield. Sie haben den Mann im schwarzen Mantel. Sie haben den Nebel. Sie haben einen Chor.

Er antwortete: Ich brauche Sie nicht. Aber ich will, dass Sie dabei sind, wenn London versteht.

London versteht. Als wäre die Stadt ein Kopf, der sich irgendwann dreht und sagt: Ach so. Und in diesem Ach so verschwinden Menschen.

Ich sah wieder zum toten Mann in der Ecke. Sein Blick war offen, und ich fragte mich, was er gesehen hatte, bevor er starb. Vielleicht hatte er gar nicht viel gesehen. Vielleicht nur den Moment, in dem ein Regenschirm sich über ihm öffnete.

Ich stand auf, langsam, und hielt den Schlüssel fest. Dann sagte ich: Ich gehe jetzt.

Er nickte. Natürlich.

Ich sagte: Aber nicht, weil Sie es wollen. Weil ich es will.

Er lächelte nicht. Doch etwas in seinem Blick verriet, dass er dieses Spiel mit Worten mag. Worte bauen, hatte er geschrieben. Worte öffnen.

Ich ging an ihm vorbei, nicht dicht, nicht herausfordernd. Ich ging an der Seite, dort, wo der Keller am dunkelsten war, und spürte, wie die Kälte kurz an meinem Ärmel zog, als wollte sie mich festhalten. Der Mann machte keine Bewegung, mich zu stoppen. Er musste nicht. Der Schlüssel in meiner Hand war seine Leine.

Als ich die Treppe hinaufstieg, hörte ich hinter mir wieder das Tippen. Nicht mehr geduldig. Nicht mehr gleichmäßig.

Ein schnellerer Takt, als würde jemand zählen.

Oben im Flur war die Luft wärmer. Der Geruch von Eisen war noch da, aber er kam jetzt mehr aus mir als aus dem Haus. Blut ist nicht nur eine Flüssigkeit. Es ist eine Erinnerung, die der Körper nicht vergisst.

Ich schloss die Kellertür hinter mir und schob den Riegel vor. Holz gegen Metall. Ein kleiner, kindischer Akt. Aber manchmal braucht man kindische Akte, um nicht in einem Erwachsenenalptraum zu leben.

Im Arbeitszimmer war der Spiegel still. Die Gestalt im schwarzen Mantel war nicht mehr darin. Oder sie war so tief in der Oberfläche, dass ich sie nicht mehr sah. Auf dem Tisch lag die Kiste, geschlossen. Sie vibrierte nicht mehr. Als wäre sie zufrieden.

Ich setzte mich, nahm Marys Tagebuch und blätterte noch einmal die letzte Seite. Dann fiel mir etwas auf, das ich zuvor übersehen hatte: In der Ecke der letzten Seite, winzig klein, fast wie ein Staubfleck, stand eine Zahl.

17.

Mary hatte es geschrieben, bevor sie verschwand. Sie hatte es mir zugespielt. Nicht nur der Master.

Das änderte alles und nichts zugleich. Es bedeutete: Mary hat nicht nur geöffnet. Sie hat auch versucht zu lenken. Vielleicht war ihr Schreiben nicht nur Lockruf, sondern auch Gegenwehr. Ein kleiner Fingerzeig in einem Netz.

Ich steckte den Schlüssel ein, nahm Mantel und Hut, und ließ die Kiste auf dem Tisch. Sie war zu gefährlich, um sie mitzunehmen, und zu gefährlich, um sie hier zu lassen. Aber im Moment hatte ich nur zwei Arten von Gefahr, und ich musste eine wählen.

Draußen war der Nebel noch immer da, als hätte er nicht eine Minute lang geruht. Die Laternen warfen gelbe Inseln in ein Meer aus Grau. Ich trat auf die Straße und schloss die Tür hinter mir.

Und während ich ging, spürte ich, wie der Schlüssel in meiner Tasche warm wurde, als würde er sich an meine Körperwärme erinnern.

Zimmer 17, dachte ich.

Eine Tür, die auf mich wartet.

Die Kutsche um Mitternacht

Mitternacht in London hat eine eigene Geräuschfarbe. Nicht still, nicht laut, sondern gedämpft, als würde die Stadt ihre Stimmen in den Mantelkragen ziehen. Der Nebel war inzwischen weniger ein Wetter und mehr ein Gesetz. Er stand zwischen den Laternen wie ein dicker Gedanke, der nicht zu Ende gedacht werden will. Und irgendwo darin, unsichtbar, aber deutlich spürbar, lag die Zahl in meiner Tasche wie ein Stein.

17.

Ich ging nicht direkt zur nächsten Droschke. Ich machte zwei Umwege, bog in Straßen ein, die ich nicht brauchte, und kam wieder heraus, als hätte ich mich verlaufen. Nicht um den Verfolger abzuschütteln, sondern um herauszufinden, ob es überhaupt einen gab, der mehr war als meine eigene, nun gut trainierte Wachsamkeit. Der Nebel antwortete auf diese Frage nicht mit Beweisen, sondern mit Andeutungen. Ein Schatten, der zu lange an einer Ecke

stand. Ein Schritt, der zu früh verstummte. Ein Geruch von feuchtem Stoff, der plötzlich da war und im nächsten Moment wieder fort.

An einer Laterne blieb ich stehen und zog den Schlüssel heraus. Er glänzte nicht. Er schluckte das Licht. Das kleine Etikett mit der 17 hing daran wie eine Ausrede, die man nicht mehr loswird. Ein Hotelschlüssel, hätte man sagen können. Ein Zimmer. Eine Tür. Etwas, das man abschließen kann.

Und dennoch: Er war warm.

Ich steckte ihn wieder ein, als würde ich damit verhindern, dass er etwas von mir sieht. Dann hob ich die Hand.

Eine Kutsche tauchte aus dem Nebel auf, nicht langsam, nicht hastig. Sie war einfach da, als hätte sie die ganze Zeit hinter der nächsten Laterne gewartet. Das Pferd schnaubte, und dieses Geräusch war das Erste, was in dieser Nacht wirklich lebendig klang. Der Kutscher saß hoch, den Hut tief, das Gesicht im Schatten. Ich nannte ihm keine Adresse. Ich sagte nur: Zu dem Haus, wo Zimmer siebzehn ist.

Der Kutscher antwortete nicht mit einer Frage. Er nickte, als hätte ich eine Bestellung aufgegeben, die er schon erwartet hatte. Das war der erste klare Hinweis, dass ich nicht nur unterwegs war, sondern geführt wurde.

Ich stieg ein. Die Tür schloss sich mit einem dumpfen Klang, und die Kutsche setzte sich in Bewegung. Drinnen roch es nach altem Leder und kaltem Rauch, aber darunter war wieder dieser feine, süßliche Hauch, den ich inzwischen nicht mehr als Zufall behandeln konnte. Er war schwach, als wäre er nur ein Rest. Oder eine Spur.

Die Räder rollten. Der Nebel drückte gegen die Scheiben, als wollte er mitfahren. Ich sah hinaus, doch London war in diesem Grau nur noch eine Abfolge von Lichtern und schwarzen Formen. Man kann in einer klaren Nacht erkennen, wohin man fährt, weil die Stadt sich erklärt. In Nebel erklärt sich nichts. Man fährt und hofft, dass der Weg noch derselbe ist.

Der Kutscher sagte nach einer Weile, ohne sich umzudrehen: Sie sind spät.

Spät wofür? fragte ich.

Er antwortete nicht sofort. Dann sagte er: Für die, die verschwinden wollen, ist es nie spät. Für die, die gefunden werden, ist es immer zu früh.

Ich merkte, wie meine Finger sich in den Stoff meines Mantels krallten. Seine Sätze waren nicht der gewöhnliche Aberglaube eines Mannes, der zu viele Geschichten gehört hat. Es klang eher wie etwas, das man auswendig gelernt hat, weil es Teil einer Rolle ist.

Ich sagte: Wer hat Ihnen gesagt, wohin Sie fahren sollen?

Der Kutscher lachte leise. Kein fröhliches Lachen. Eher ein Geräusch, das sagt: Sie stellen Fragen, die hier keine Münzen wert sind.

Die Straße wurde enger. Ich erkannte Whitechapel nicht, aber ich spürte es. Die Häuser standen dichter, die Luft roch nach Abwasser und Kohlensuppe, und das Flüstern der Stadt

war näher an der Haut. Wir fuhren nicht mitten durch den Markt, nicht an den großen Wegen entlang, sondern durch Seitenstraßen, die sich anfühlten, als wären sie nur gebaut worden, damit man dort nicht gesehen wird.

Dann hielten wir.

Nicht abrupt. Der Kutscher zog die Zügel sanft an, als würde er das Pferd beruhigen. Die Kutsche stand, und der Nebel drückte von außen gegen die Tür.

Ich öffnete das Fenster einen Spalt. Sofort kam kalte, feuchte Luft herein, und mit ihr der Geruch von Eisen. Nicht stark, nicht frisch. Eher wie ein Ort, der vor kurzem etwas gesehen hat, das nicht bleiben wollte.

Wo sind wir? fragte ich.

Der Kutscher sagte: Da.

Nur dieses Wort. Und dann hörte ich etwas, das mich zwang, den Kopf zu heben.

Ein Hufschlag.

Nicht vom Pferd meiner Kutsche. Ein zweites Pferd. Und dann das leise Rollen eines Wagens, irgendwo im Nebel, ohne Laterne, ohne jedes Geräusch, das man zuordnen kann. Eine zweite Kutsche, die man nicht sieht, aber deren Anwesenheit man über den Boden spürt.

Ich schob die Tür auf und stieg aus. Der Nebel war hier so dicht, dass die Laterne über uns wie ein müdes Auge wirkte. Vor mir stand ein Gebäude, dessen Fassade ich kaum erkennen konnte. Nicht groß. Nicht prunkvoll. Ein Haus, das so aussehen wollte, als wäre es immer schon da gewesen und habe nie einen Grund gehabt, bemerkt zu werden.

Neben der Tür hing ein Schild, doch es war blind, die Schrift verwischt. Ich trat näher und erkannte gerade noch den Rest eines Namens. Es hätte ein Gasthaus sein können. Es hätte ein Boardinghouse sein können. Es war irgendetwas, das Zimmer vermietet. Zimmer, die kommen und gehen.

Der Kutscher blieb sitzen. Er machte keine Anstalten, mir zu helfen. Er war nicht hier, um mich zu begleiten. Er war hier, um mich abzuliefern.

Ich ging zur Tür. Bevor ich klopfte, sah ich nach unten.

Am Rand der Schwelle lag Asche. Nicht viel. Ein dünner Halbkreis. Als hätte jemand wieder angefangen, einen Kreis zu ziehen, und dann aufgehört, damit ich den Rest selbst ergänze. Ich trat darüber hinweg.

Drinnen war es wärmer. Der Geruch änderte sich sofort: abgestandener Tee, nasse Kleidung, kalter Kamin. Ein gewöhnliches Haus. Und doch, unter all dem, lag wieder etwas, das nicht gewöhnlich war: Erde, ganz schwach. Und dieses süßliche Aroma, wie Blumen auf einem Grab.

Hinter einem Tresen saß eine Frau. Sie sah nicht auf, als ich eintrat. Ihre Hände falzten Papier, langsam, geduldig, als hätte sie Zeit, die nicht vergeht. Neben ihr stand eine Kerze, die

brannte, obwohl elektrisches Licht von der Decke hing. Die Kerze flackerte, als würde sie auf etwas reagieren, das nur sie sieht.

Ich sagte: Zimmer siebzehn.

Die Frau hob den Kopf. Ihre Augen waren dunkel, aber nicht leer. Wach. Zu wach für diese Stunde. Sie betrachtete mich, und ich hatte sofort das Gefühl, dass sie mich nicht als Fremden ansah, sondern als Teil eines Ablaufs.

Sie sind allein? fragte sie.

Ich antwortete: Ich bin gekommen.

Sie nickte, als hätte ich genau die richtige Antwort gegeben. Dann zog sie eine Schublade auf, ohne zu suchen, und legte einen Schlüssel auf den Tresen.

Ein zweiter Schlüssel. Das gleiche Etikett. 17.

Ich hielt meinen Schlüssel in der Tasche. Ich ließ nicht zu, dass sie sieht, dass ich bereits einen habe. Informationen sind hier kostbarer als Geld.

Ich nahm den Schlüssel, den sie mir gab, und fragte: Wo ist die Bewohnerin?

Die Frau verzog den Mund kaum. Bewohnerin, wiederholte sie, als koste sie das Wort. Manche wohnen. Manche warten.

Ich sagte: Mary Harker.

Ein kurzes Zucken ging über ihr Gesicht, so klein, dass ein unaufmerksamer Mensch es nicht bemerkt hätte. Dann war es wieder glatt.

Sie ist oben, sagte die Frau. Aber klopfen Sie nicht. Es ist besser, wenn Sie still sind. In diesem Haus hören die Türen zu.

Ich sah sie an. Warum lassen Sie mich hinein?

Sie sah zurück, und in ihrem Blick lag etwas, das nicht zu einer Angestellten passte. Es war nicht Angst. Es war eher... Gewöhnung.

Weil Sie den Schlüssel haben, sagte sie.

Ich ging zur Treppe. Jeder Schritt auf dem Holz war ein kleines Urteil. Das Geländer war kalt. Im ersten Stock roch es stärker nach Eisen, als wäre jemand dort oben verletzt gewesen, oder als wäre der Geruch selbst eine Spur.

Ein Flur. Türen links und rechts. Keine Bilder an den Wänden. Keine Teppiche. Alles wirkte, als hätte man das Haus absichtlich seiner Persönlichkeit beraubt, damit es leichter wird, neue hineinzugeben.

Ich fand die 17 am Ende des Flurs. Die Zahl war nicht auf ein Schild gemalt, sondern in das Holz geritzt, als hätte jemand sie mit einem Messer geschrieben. Die Kerbe war frisch.

Ich hielt den Schlüssel an das Schloss, aber ich steckte ihn nicht sofort hinein. Ich lauschte.

Kein Flüstern. Kein Schritt. Kein Kratzen.

Nur ein Geräusch, so leise, dass man es fast für das eigene Blut hält: ein gleichmäßiges, sanftes Tippen von irgendwoher. Nicht aus dem Zimmer. Nicht aus dem Flur. Als würde ein Regenschirm in einem anderen Teil des Hauses den Boden berühren und zählen.

Ich steckte den Schlüssel ins Schloss.

Er drehte sich ohne Widerstand.

Die Tür war nicht verschlossen gewesen. Sie hatte nur so getan.

Ich legte die Hand auf die Klinke, atmete einmal durch, und in diesem Atemzug war der Geruch von Eisen so deutlich, dass er wie ein Geschmack wurde.

Dann drückte ich die Klinke herunter.

Die Tür gab nach, als hätte sie nur darauf gewartet, dass ich sie berühre. Kein Quietschen, kein Knarren, nichts, was verraten würde, wie alt dieses Haus wirklich war. Die Klinke fühlte sich kalt an, nicht wie Metall in einer kalten Nacht, sondern wie etwas, das keine Wärme annimmt, egal wie lange man es hält. Ich drückte sie herunter, trat ein, und der Geruch von Eisen schlug mir so deutlich entgegen, dass ich einen Moment lang den Atem anhalten musste, um nicht reflexartig zurückzuweichen.

Das Zimmer war klein. Zu klein für das Gewicht, das es trug. Ein Bett, ordentlich gemacht, als hätte niemand darin geschlafen. Ein Stuhl am Fenster. Ein kleiner Tisch mit einem Krug Wasser, der aussah, als sei er nie benutzt worden. Und an der Wand gegenüber der Tür ein Spiegel, größer als nötig, die Oberfläche klar, zu klar. Ein Spiegel, der nicht dazu da war, dass man sich richtet. Er war dazu da, dass man gesehen wird.

Ich trat weiter hinein. Hinter mir blieb die Tür offen. Nicht von selbst. Ich ließ sie offen. Eine geschlossene Tür ist eine Behauptung. Eine offene Tür ist eine Möglichkeit.

Auf dem Tisch lag ein Notizbuch.

Nicht Marys Tagebuch. Ein anderes. Neu, sauberer Einband, als wäre es extra für diesen Raum gekauft worden. Daneben lag ein Bleistift, sauber angespitzt. Als hätte jemand die Spitze vorbereitet, bevor er mich herführte. Ich nahm es nicht in die Hand. Ich sah es nur. Es war eine Einladung, eine Falle, oder beides.

Dann bemerkte ich den Stuhl am Fenster.

Auf dem Stuhl lag ein Schal, dünn, aus grauem Stoff. Und auf dem Schal lag etwas, das im Lampenlicht matt glänzte: ein Haarband. Frauen tragen Haarbänder, dachte ich. Mary. Und während ich das dachte, spürte ich, wie die Idee sofort zu einer Leine wurde. Gefühle sind hier nicht nur Gefühle. Sie sind Werkzeuge.

Ich ging zum Bett. Nicht aus Neugier, sondern weil der Geruch von Eisen von dort zu kommen schien. Die Bettdecke war glatt. Zu glatt. Kein Körper hatte sie verdrückt. Doch am

Rand des Lakens, dort, wo man es nicht sofort sieht, war ein dunkler Fleck. Klein, trocken. Blut, das jemand zu verstecken versucht hat, ohne zu verstehen, dass Blut immer bleibt.

Ich hob die Decke nicht an. Ich zog sie nur einen Fingerbreit zurück, und darunter sah ich etwas, das mich kurz nicht denken ließ, sondern nur reagieren: eine Reihe von Kratzspuren im Holz des Bettgestells. Nicht tief, aber viele. Als hätte jemand dort mit Fingernägeln gearbeitet, immer wieder, aus Angst, aus Wut, aus dem Bedürfnis, eine Grenze zu spüren.

Ich richtete mich auf und drehte mich zum Spiegel. Ich wollte die Reflexe prüfen, die mir inzwischen misstrauten. Der Spiegel zeigte das Zimmer. Das Bett. Den Tisch. Den Stuhl.

Er zeigte mich.

Und er zeigte noch etwas.

Hinter mir, im Spiegelbild, stand eine Frau am Fenster. Ich drehte mich sofort um.

Am Fenster war niemand.

Ich drehte mich wieder zum Spiegel.

Die Frau war noch da. Ihr Kopf war leicht gesenkt, als würde sie nach draußen sehen, doch der Nebel vor dem Fenster ließ keinen Blick hinaus. Ihr Haar war dunkel, zu einem Knoten gebunden, und an ihrem Hals schimmerte etwas, als würde das Lampenlicht daran kleben. Ein dünner Streifen, vielleicht ein Kragen. Vielleicht... eine Spur.

Mary, dachte ich.

Die Frau im Spiegel bewegte sich nicht. Und doch hatte ich das Gefühl, dass sie atmete, obwohl ich kein Hauch auf der Scheibe sah.

Ich trat näher an den Spiegel. Langsam, ohne Hast. Wenn sie eine Projektion war, wollte ich sie nicht erschrecken. Und wenn sie keine war, wollte ich nicht zu schnell zeigen, dass sie mich erschreckt.

Ich sagte leise: Mary?

Im Zimmer keine Antwort. Im Spiegel hob die Frau den Kopf langsam.

Und als sie ihr Gesicht drehte, sah ich nicht Marys Gesicht.

Ich sah ein Gesicht, das sich nicht festhalten ließ. Zu glatt, zu ordentlich. Wie eine Maske, die noch nicht entschieden hat, wessen Gesicht sie tragen soll. Nur die Augen waren klar. Sie waren dunkel und gleichzeitig leer, als wären sie nicht dazu da, zu sehen, sondern gesehen zu werden.

Dann bewegten sich die Lippen der Frau im Spiegel, und obwohl kein Ton im Zimmer zu hören war, verstand ich den Satz, weil er sich direkt hinter meine Stirn setzte, wie ein fremder Finger.

Schreib.

Das Wort stand nicht im Raum. Es stand in mir. Und in dem Moment, als es dort stand, begann das Notizbuch auf dem Tisch zu wirken wie ein Magnet.

Ich zwang meine Hände, ruhig zu bleiben. Ich sagte laut, mehr zu mir selbst als zu ihr: Nein.

Die Frau im Spiegel lächelte nicht. Aber die Augen veränderten sich. Ein winziger Glanz kam hinein, als hätte sie die Reaktion erwartet. Dann hob sie die Hand und deutete, nicht auf das Notizbuch, sondern auf den Boden.

Ich folgte dem Blick.

Auf dem Holzboden, direkt vor dem Spiegel, lag ein dünner Streifen Asche. Wieder eine Linie, sorgfältig gezogen. Und am Ende dieser Linie lag etwas Kleines, das man leicht übersehen konnte: ein Stück Papier, gefaltet, als wäre es aus einem Buch gerissen.

Ich kniete mich hin, ohne den Spiegel aus dem Augenwinkel zu verlieren. Ich nahm das Papier, vorsichtig, und entfaltete es.

Die Handschrift war nicht die elegante des Masters. Sie war Marys.

Wenn du das liest, bist du schon im Haus.

Ich schluckte.

Sie hatte geschrieben, als hätte sie geahnt, dass jemand nach ihr kommt. Und sie hatte geschrieben, als hätte sie gewusst, dass derjenige nicht nur eine Person ist, sondern auch ein Teil eines Plans.

Das Papier ging weiter:

Sie haben mir gesagt, ich soll schreiben, damit er kommt. Aber ich habe geschrieben, damit du kommst.

Ich spürte einen kurzen Stich, etwas, das man Hoffnung nennen könnte, wenn Hoffnung hier nicht so gefährlich wäre. Mary hatte nicht nur gehorcht. Sie hatte den Lockruf umgedreht. Vielleicht.

Ein weiterer Satz:

Zähl die Schritte, wenn du rausgehst. Nicht die hin. Die zurück.

Ich runzelte die Stirn. Schritte zählen. Ein Trick, um nicht in einer Schleife zu enden. Oder um zu merken, dass man nicht mehr am selben Ort ist.

Dann:

Der Schlüssel aus Metall ist nicht für diese Tür.

Mein Blick glitt unwillkürlich zu meiner Tasche. Mein eigener Schlüssel, der rostige mit der 17. Und der Schlüssel, den die Frau unten mir gegeben hatte, derselbe. Einer war für diese Tür. Der andere... für etwas anderes.

Ich las weiter:

Es gibt eine zweite Tür, die nicht sichtbar ist, bis du riechst, was ich gerochen habe.

Der Geruch von Eisen. Ja. Das war es. Das Zimmer roch nicht nur danach. Es war damit getränkt.

Das letzte, was Mary schrieb, war kurz, hastig, als hätte ihr jemand über die Schulter gesehen:

Wenn du ihn siehst, sieh nicht weg. Aber sieh ihn nicht direkt an. Sieh ihn im Rand.

Ein Satz wie ein Rätsel, aber ich verstand sofort, was sie meinte. Man sieht Dinge im Augenwinkel, die verschwinden, wenn man sie fixiert. Wie Sterne. Wie Schatten. Wie das, was im Nebel lebt.

Ich steckte das Papier ein. Dann hörte ich ein Geräusch hinter mir.

Nicht vom Flur. Nicht von der Treppe.

Vom Bett.

Ein leises Knacken, wie Holz, das nachgibt. Und dann ein kaum hörbares Rascheln, als würde Stoff sich bewegen.

Ich drehte mich langsam.

Das Bett war noch immer ordentlich. Aber die Decke war nicht mehr so glatt. Eine kleine Mulde war da, als hätte sich jemand gerade hingesetzt. Oder als hätte etwas Gewicht bekommen, das vorher nicht da war.

Im Spiegel sah ich, dass die Frau am Fenster nicht mehr dort stand.

Im Spiegel stand sie nun am Fußende des Bettes.

Und hinter ihr, im Spiegel, war eine zweite Gestalt.

Ein schwarzer Mantel. Ein Regenschirm.

Ich spürte, wie der Geruch von Eisen plötzlich schärfer wurde, als würde das Blut in meinen Adern antworten.

Und dann hörte ich es, direkt hinter mir, nicht im Spiegel, nicht im Kopf.

Ein leises, höfliches Kratzen am Holz der Tür, als würde jemand anklopfen, ohne den Knöchel zu benutzen.

Das Kratzen an der Tür war nicht das Geräusch eines Menschen, der zögert. Es war das Geräusch von Geduld. Drei kurze Striche, dann Stille. Als würde jemand prüfen, ob ich aufmerksam genug bin, um zu verstehen, dass er nicht anklopft, sondern markiert.

Ich stand zwischen Bett und Spiegel, der Schlüssel in der Tasche, Marys Zettel wie eine zweite Haut an meiner Brust. Ich zwang meinen Blick nicht zur Tür. Marys Satz war klar: Sieh ihn im Rand. Also ließ ich die Tür in meinem Augenwinkel und konzentrierte mich auf das, was das Zimmer mir zeigte, ohne es mir direkt zu sagen.

Im Spiegel stand die Frau am Fußende des Bettes. Hinter ihr der Mantel und der Regenschirm. Aber die Konturen flackerten. Nicht wie eine schlechte Reflexion, sondern wie eine Szene, die sich nicht entscheiden kann, ob sie in dieser Welt stattfinden darf.

Ich atmete einmal aus, langsam, und sagte leise, ohne zu schreien, ohne zu flehen: Mary?

Keine Antwort. Nicht im Raum, nicht im Spiegel.

Stattdessen kam wieder dieses Wort, das im Kopf steht wie ein Befehl, den man nicht unterschreibt.

Schreib.

Der Bleistift auf dem Tisch schien plötzlich heller, als würde er Licht reflektieren, das es nicht gibt. Ich spürte, wie meine Finger zucken wollten. Schreiben ist eine Bewegung, die so harmlos aussieht, dass man vergisst, wie mächtig sie ist. Ein Strich. Ein Wort. Und plötzlich ist etwas da, das vorher nicht da war.

Ich ging nicht zum Tisch.

Ich ging zum Fenster. Nicht um hinauszusehen, denn draußen war nur Nebel. Sondern um eine zweite Grenze zu schaffen. Ich stellte mich so, dass mein Rücken nicht mehr direkt dem Spiegel gehörte. Der Geruch von Eisen wurde bei jeder Bewegung stärker. Es war, als würde das Zimmer selbst bluten, wenn man es falsch berührt.

Die Frau unten am Tresen hatte gesagt: In diesem Haus hören die Türen zu. Das war kein Spruch. Es war eine Beschreibung.

Ich legte die Hand auf den Fensterrahmen. Das Holz war feucht. Und kalt. Die Scheibe war von innen beschlagen, obwohl ich keinen Atem an ihr sah. Ich zog den Vorhang einen Spalt zur Seite.

Nebel. Und in diesem Nebel, ganz nah am Glas, hing die dunkle Form eines Regenschirms. Offen. Ohne dass man den Träger sah.

Ich ließ den Vorhang sofort wieder fallen, nicht ruckartig, nur entschieden. Draußen war er, dachte ich. Oder etwas, das so tut. Und drinnen war die Aufforderung zu schreiben. Der Raum war eine Zange.

Das Kratzen an der Tür kam wieder, diesmal länger, als würde ein Fingernagel über Holz gezogen, langsam, genüsslich. Und dann hörte ich etwas, das mich trotz aller Vorsicht zusammenzucken ließ: das Schloss bewegte sich.

Nicht, weil jemand den Schlüssel drehte. Es klang eher, als würde das Metall innen nachgeben, als hätte sich eine unsichtbare Zunge darum gelegt.

Ich trat einen Schritt zurück vom Fenster, in Richtung Bett, und sah im Spiegel, wie der Mantel hinter der Frau sich nach vorn neigte. Der Regenschirm in der Spiegelgestalt kippte, als würde er geöffnet werden wollen. Und als er kippte, erkannte ich etwas am Griff: eine feine Naht, wie bei einem Behälter. Der Schirm war nicht nur Symbol. Er war Instrument.

Mary hatte geschrieben: Der Schlüssel aus Metall ist nicht für diese Tür.

Ich griff in die Tasche und holte meinen eigenen Schlüssel hervor, den rostigen, den ich unten im Keller gefunden hatte. Er war schwerer, als er sein sollte. Ich hielt ihn in der Hand und fühlte, wie er warm war, fast lebendig. Der andere Schlüssel, den die Frau mir gegeben hatte, lag auf dem Tisch im Flur? Oder in meiner Tasche? Ich hatte ihn noch. Zwei Schlüssel, gleiche Zahl, unterschiedliche Absicht.

Die Tür kratzte noch einmal, dann war es still. Eine Stille, die nicht beruhigt, sondern droht. Ich wusste, dass gleich etwas geschehen würde. Nicht weil ich Hellseher bin, sondern weil das Haus so arbeitet: Es setzt einen Rhythmus, und wenn du ihn erkennst, ist es schon zu spät.

Ich ging zum Tisch, nicht zum Notizbuch, sondern zum Wasserkrug. Ich nahm ihn, das Wasser darin schwappte, und ich roch sofort: Das Wasser roch nach Metall. Eisen. Als hätte man eine Münze zu lange darin liegen lassen. Oder als hätte man etwas anderes darin gewaschen.

Ich schüttete das Wasser nicht aus. Ich nahm den Krug mit beiden Händen und ging zur Aschelinie vor dem Spiegel. Dort, wo Marys Zettel gelegen hatte. Dort, wo die Linie als Spur begonnen hatte. Ich hielt den Krug über die Asche, zögerte einen Moment, und dann ließ ich das Wasser langsam auf den Boden laufen, nicht in einem Schwall, sondern in einem dünnen Strahl.

Das Wasser traf die Asche und bildete sofort eine dunkle, graue Paste. Ein Schmieren, ein Matsch, der nicht mehr wie eine saubere Linie aussah. Und in dem Moment, als die Linie ihre Schärfe verlor, flackerte das Spiegelbild.

Die Frau am Fußende des Bettes zuckte, als hätte ich sie geschlagen. Der Mantel hinter ihr verlor für einen Augenblick die Form, wurde zu einem formlosen Schatten. Der Regenschirm im Spiegel wackelte, als hätte jemand ihn aus der Hand geschlagen.

Das Wort „Schreib“ in meinem Kopf wurde lauter, aggressiver. Nicht als Klang, sondern als Druck. Als würde jemand von innen gegen die Stirn drücken.

Ich schob den Krug beiseite, griff das Fläschchen aus meiner Tasche und spritzte einen schmalen Strahl entlang der nun matschigen Asche. Es zischte, und der Geruch schnitt durch das Zimmer wie eine Klinge. Die Luft flackerte, als würde man eine Kerze in Zugluft halten.

Im Spiegel brach die Szene für einen Herzschlag zusammen. Der Stuhl am Fenster war wieder leer. Die Frau war weg. Der Mantel war nur Stoff. Der Regenschirm lag wieder auf dem Stuhl in der Mitte des Raums, als hätte er nie getippt.

Ich nutzte den Herzschlag.

Ich riss die Tür auf und trat in den Flur.

Draußen war es dunkler. Die Flurlampe flackerte. Und der Geruch von Eisen war hier stärker als im Zimmer. Nicht mehr nur Spur. Quelle.

Am Ende des Flurs stand die Frau vom Tresen. Sie hielt eine Kerze in der Hand, obwohl oben elektrische Lampen hingen. Ihr Gesicht war ruhig, aber ihre Augen waren weit.

Sie sagte: Sie haben es gestört.

Ich sagte: Wo ist Mary?

Die Frau hob die Kerze ein wenig. Das Licht fiel auf die Wand neben ihr, und ich sah dort etwas, das mir den Atem nahm: eine dunkle Spur, die sich an der Tapete entlangzog, als hätte jemand mit einer blutigen Hand darüber gestrichen. Und darunter, auf dem Boden, lagen kleine Tropfen, die nach unten führten, zur Treppe.

Zimmer siebzehn ist nicht das Ende, sagte die Frau leise. Es ist nur das Zimmer, in dem man lernt, wie man hört.

Ich hörte Schritte. Nicht von unten. Von oben.

Ein langsames, geduldiges Gehen, als würde jemand in diesem Haus wohnen.

Ich blickte nach oben. In der Dunkelheit der Treppe sah ich eine Silhouette.

Schwarzer Mantel. Hut. Und in der Hand... etwas, das das Licht der Kerze kurz fing: die Spitze eines Regenschirms.

Ich erinnerte mich an Marys Satz: Sieh ihn im Rand.

Also starrte ich nicht auf die Silhouette. Ich sah auf den Rand der Stufen, auf die Schatten, die das Kerzenlicht dort zog. Und in diesen Schatten sah ich, dass die Silhouette nicht einen Schritt machte wie ein Mensch.

Sie glitt.

Die Frau neben mir flüsterte: Nicht zurück.

Ich sagte: Ich gehe nicht zurück.

Und ich ging die Treppe hinunter, weg von dem, was oben glitt, weg von Zimmer 17, aber nicht weg von der Zahl. Denn in meiner Tasche lag der Schlüssel, warm wie ein lebendes Tier, und ich wusste jetzt, was Mary gemeint hatte: Der Schlüssel ist nicht für diese Tür.

Unten, im Eingangsbereich, wartete die Kutsche.

Als ich hinaustrat, stand sie genau so da, wie eine Kutsche da steht, die nie weggefahren ist. Der Kutscher sah mich an, als hätte er keine Minute gewartet, sondern nur geblinzelt.

Wohin jetzt? fragte er.

Ich zog den Schlüssel heraus, sah auf die 17, und sagte, ohne wirklich zu wissen, ob ich die Worte aussprach oder ob sie aus mir herausgezogen wurden:

Zur zweiten Tür.

Der Kutscher nickte. Natürlich.

Die Kutsche setzte sich in Bewegung, und hinter uns, im Haus, hörte ich durch den Nebel hindurch ein letztes Geräusch.

Ein sanftes Tippen.

Als würde jemand zählen, wie viele Schritte ich zurücklege.

Ein Schatten im Spiegel

Die Kutsche fuhr, als wüsste sie längst, wohin sie musste. Das Pferd schnaubte nicht mehr nervös, sondern in einem ruhigen, gleichmäßigen Rhythmus, der mir unheimlicher war als jedes Scheuen. Der Nebel schluckte die Häuserfronten, machte aus Schildern blinde Flecken und aus Kreuzungen Möglichkeiten, die sich im letzten Moment verschoben. Ich saß im Inneren wie in einer beweglichen Zelle, die nach Leder, kalter Asche und einem Hauch von süßlicher Erde roch, und versuchte, meine Gedanken nicht zu laut werden zu lassen.

Der Schlüssel mit der 17 lag in meiner Hand. Warm. Als würde er nicht aus Metall bestehen, sondern aus einem Stück Körper, das zu lange in einer Tasche getragen wurde. Die Wärme war nicht beruhigend. Sie war ein Zeichen dafür, dass etwas auf mich reagiert.

Der Kutscher sagte nichts mehr. Er brauchte keine Sätze. Sein Schweigen war eine Art Dienstleistung, und ich hatte das Gefühl, dass jedes Wort, das ich in dieser Kutsche aussprach, irgendwo aufgeschrieben würde, selbst wenn kein Papier in Sicht war.

Wir fuhren lange. Oder kurz. Nebel lässt Zeit wie eine schlechte Erzählung wirken: Man springt von Szene zu Szene, ohne zu wissen, was dazwischen passiert ist. Ich blickte aus dem Fenster, doch draußen war nur Grau und das gelegentliche Aufblitzen einer Laterne. Einmal glaubte ich, in diesem Aufblitzen einen Mann am Straßenrand zu sehen, schwarzer Mantel, Hut tief, reglos. Ich blinzelte, und er war weg. Vielleicht war er nie da. Vielleicht war er schon längst überall.

Das Geräusch, das mir blieb, war das Rollen der Räder. Und darunter, wie eine zweite Schicht, hörte ich manchmal ein Tippen, das nicht zu den Rädern passte. Ein sanftes, metallisches Setzen auf Stein. Nicht ständig. Nur so, dass ich es nicht als Einbildung abtun konnte.

Der Geruch von Eisen saß mir noch immer in der Nase. Nicht frisch, nicht blutig, eher wie eine Erinnerung, die man nicht loswird, selbst wenn man die Hände wäscht. Der tote Mann im Keller. Marys Zettel. Der Spiegel im Zimmer 17. Die glatte Maske im Glas. Das Wort Schreib, das in mir stand wie ein Stempel.

Ich zog Marys Papierfetzen aus der Tasche und las ihn noch einmal im schwachen Licht, das durch die Kutschenscheibe fiel. Zähl die Schritte, wenn du rausgehst. Nicht die hin. Die zurück. Ich hatte sie nicht gezählt. Oder ich hatte sie gezählt und vergessen. Es war egal. Das Haus hatte mich ohnehin nicht gehen lassen, weil ich wollte. Es hatte mich gehen lassen, weil es mich weiter wollte.

Die Kutsche wurde langsamer. Das Rollen der Räder wurde sanfter. Dann hielt sie an.

Der Kutscher öffnete die kleine Klappe zwischen uns nicht. Er sagte nur, mit der gleichen sachlichen Stimme wie zuvor: Da sind wir.

Ich sah hinaus.

Ein Gebäude zeichnete sich aus dem Nebel ab, breiter als das Boardinghouse, aber nicht prunkvoll. Es wirkte wie ein Haus, das sich schon vor Jahren entschieden hatte, unauffällig zu sein. Keine großen Fenster, eher schmale Öffnungen. Der Eingang lag zurückgesetzt, als würde die Fassade ihn schützen. Und über der Tür hing ein Schild, das im Nebel glänzte, als hätte es gerade jemand sauber gewischt.

Ein Hotel. Oder etwas, das sich dafür ausgab.

Ich stieg aus. Die Luft draußen war kälter, feuchter, und sie roch nicht mehr nach Whitechapel. Sie roch nach Stein, nach altem Rauch, nach einem Ort, an dem viele Menschen durchgegangen sind, ohne Spuren zu hinterlassen. Der Nebel drückte gegen die Fassade, als wolle er hinein, doch es sah aus, als würde er kurz vor der Tür zögern. Als gäbe es dort eine Grenze, die selbst er respektierte.

Die Haustür stand einen Spalt offen.

Ich blieb davor stehen und lauschte. Kein Flüstern. Kein Kratzen. Nur das Summen einer Lampe irgendwo drinnen und das entfernte Tropfen von Wasser, als würde das Haus eine undichte Stelle haben, die es nicht reparieren will.

Ich trat ein.

Die Wärme im Inneren war trocken. Kein Kaminfeuer, eher Heizluft, die alles ein wenig staubig macht. Ein Empfangstresen stand rechts, dahinter eine Glocke, die man läuten konnte. Niemand war zu sehen. An der Wand hingen Spiegel. Mehrere. Drei Stück, in unterschiedlichen Größen, als hätte jemand versucht, den Raum größer erscheinen zu lassen. Doch diese Spiegel machten ihn nicht größer. Sie machten ihn tiefer.

Ich ging langsam über den Boden. Der Teppich schluckte meine Schritte. Der Geruch hier war anders: kein Eisen, keine Erde. Dafür etwas anderes, fast klinisch, wie frisch gewischte Fliesen. Zu sauber. Als wolle dieser Ort beweisen, dass hier nichts passiert. Orte, die beweisen müssen, sind die gefährlichsten.

Auf dem Tresen lag ein Buch. Das Gästebuch. Es war geöffnet, und ein Füller lag daneben, so platziert, als hätte jemand ihn gerade erst hingelegt. Die Spitze zeigte zu mir.

Schreib, dachte ich, und spürte, wie das Wort sofort wieder wie ein Druck gegen die Stirn kam. Nicht laut. Nicht als Stimme. Eher als Impuls.

Ich ignorierte es. Ich nahm den Füller nicht. Stattdessen sah ich auf das offene Gästebuch, ohne es zu berühren. Die letzte Zeile war bereits ausgefüllt.

A. van Helsing

Zimmer 17

Das Datum stand daneben. Heutiges Datum.

Meine Schrift war es nicht. Und doch war es mein Name, sauber, ordentlich, als hätte jemand sich Mühe gegeben, ihn richtig zu schreiben. Ich spürte einen Moment lang den absurden Drang zu lachen, weil es so höflich war. Man hatte mich eingetragen, bevor ich angekommen war. Als wäre ich eine Reservierung. Als wäre mein Leben ein Zimmer, das man vorbereitet.

Ich hob den Blick zu den Spiegeln an der Wand.

Im mittleren Spiegel sah ich mich. Mantel, Hut, die Kiste hatte ich nicht dabei, nur den Schlüssel. Mein Gesicht war angespannt, die Augen aufmerksam. Alles normal genug, wenn man die Umstände ignoriert.

Im rechten Spiegel sah ich etwas anderes.

Nicht sofort. Zuerst nur einen dunkleren Streifen im Hintergrund, wo eigentlich nur die Wand sein sollte. Ich drehte den Kopf leicht, so dass der rechte Spiegel im Augenwinkel blieb. Mary hatte recht: Man sieht manche Dinge nur im Rand.

Der dunkle Streifen wurde deutlicher. Er war nicht an der Wand. Er war hinter mir. Eine Kontur, die im Spiegel existierte, aber nicht im Raum.

Ein Mantel. Schwarz.

Ich drehte mich nicht um. Ich starrte nicht direkt darauf. Ich ließ das Bild wachsen, indem ich es nicht fütterte. Und je länger ich in den Spiegel schaute, desto klarer wurde die Kontur. Ein Hut. Eine Schulter. Und in der Hand... ein Regenschirm, dessen Spitze den Boden berührte.

Ein leises Tippen.

Ich hörte es nicht im Raum. Ich hörte es im Spiegel. Und trotzdem vibrierte der Teppich unter meinen Füßen ganz minimal, als würde das Geräusch eine zweite Form annehmen.

Ich atmete flach.

Im Spiegel hob die Gestalt den Kopf.

Das Gesicht war zunächst nur Schatten. Dann glitt es ins Licht der Empfangslampe, und ich sah, dass es nicht mein Gesicht war. Es war auch nicht Marys. Es war ein Gesicht, das aussehen wollte, als gehöre es zu einem Mann, den man in einer Straße in London vergessen könnte. Aber die Augen waren zu ruhig. Zu geduldig. Und der Blick ging nicht an mir vorbei. Er ging durch mich hindurch.

Im Spiegel öffnete sich der Mund der Gestalt, und obwohl kein Ton im Raum zu hören war, formte sich ein Satz in mir, wie Tinte, die ins Papier zieht:

Du bist spät.

Ich spürte einen Stich in der Hand, die den Schlüssel hielt. Als hätte das Metall kurz gebissen. Ich sah hinab. Der Schlüssel war nicht mehr warm. Er war heiß.

Und in diesem Moment klirrte die Glocke auf dem Tresen, ohne dass sie jemand berührt hatte. Ein kleiner, sauberer Ton, der in einem leeren Empfangsraum viel zu laut klingt.

Aus einer Tür im Hintergrund trat ein Mann. Er trug die Kleidung eines Hoteliers, Weste, Hemd, geschniegelt. Seine Haare waren ordentlich. Sein Lächeln war die Art Lächeln, die man in Hotels sieht, wenn man glaubt, dass der Gast zahlt.

Guten Abend, Herr van Helsing, sagte er, als hätten wir uns verabredet. Zimmer siebzehn?

Ich antwortete nicht sofort. Ich sah weiterhin in den Spiegel. Die Gestalt im Mantel war verschwunden, als hätte sie nie existiert. Nur mein eigenes Spiegelbild blieb, und das machte es nicht besser. Es machte es nur einsamer.

Ich wandte mich dem Mann zu. Sein Lächeln blieb. Seine Augen waren wach, aber nicht neugierig. Eher so, als wüsste er genau, wie dieses Gespräch abläuft.

Ich sagte: Wer hat mich eingetragen?

Er legte den Kopf leicht schief, als sei die Frage ungewöhnlich. Sie selbst, sagte er freundlich.

Ich zeigte auf das Buch. Das ist nicht meine Schrift.

Er nickte, als wäre das eine Kleinigkeit. Manche Gäste erinnern sich später nicht, sagte er. Der Nebel macht müde.

Ich spürte, wie der Geruch von Eisen plötzlich wieder da war, ganz schwach, als hätte jemand eine Tür in meinem Kopf geöffnet. Ich sagte: Wo ist das Zimmer?

Der Mann deutete mit einer höflichen Handbewegung auf die Treppe. Oben. Ende des Flurs. Nummer siebzehn. Er machte eine Pause, und in dieser Pause war seine Freundlichkeit einen Tick zu perfekt. Dann fügte er hinzu: Sie haben schon einmal dort übernachtet.

Ich hielt den Schlüssel fester. Meine Finger schmerzten. Ich sagte: Ich war nie hier.

Das Lächeln des Mannes blieb, aber seine Augen zuckten. Dann sagte er leise: Doch.

Und hinter ihm, im Spiegel links an der Wand, sah ich wieder den dunklen Streifen. Nur einen Augenblick. Genug, um zu wissen, dass ich nicht nur beobachtet wurde. Ich wurde platziert.

Ich ging zur Treppe. Die Stufen waren mit Teppich belegt, der jedes Knarren erstickte. Das machte es schlimmer. Man kann einem knarrenden Haus misstrauen. Ein Haus, das still bleibt, während man hinaufgeht, ist ein Haus, das zuhört.

Oben war der Flur lang und gerade. Türen rechts und links, alle geschlossen. Keine Bilder, keine Pflanzen, nichts, was Leben suggeriert. Nur am Ende des Flurs hing ein großer Spiegel, so platziert, dass man sich selbst sieht, egal wie man geht.

Ich ging auf ihn zu, und im Spiegel ging ich mir entgegen.

Kurz bevor ich den Spiegel erreichte, sah ich es im Rand.

Hinter meinem Spiegelbild stand wieder der Mann im schwarzen Mantel.

Diesmal tippte der Schirm nicht. Diesmal hielt er den Schirm still, als wäre das Zählen vorbei.

Und der Flur roch plötzlich nach Eisen.

Der Geruch von Eisen war wie ein Satz, der mitten im Wort abbricht. Man merkt ihn erst richtig, wenn er schon da ist, und dann ist er überall. Im Flur, der eben noch nach Teppichstaub und abgestandener Wärme gerochen hatte, hing er plötzlich wie eine dünne Schicht auf der Zunge. Ich blieb stehen, nicht weil ich ersticken wollte, sondern weil ich verstehen musste, ob dieser Geruch aus dem Gebäude kam oder aus dem Bild.

Der Mann im schwarzen Mantel stand im Spiegel hinter mir. Nicht im Flur. Nicht im Raum. Im Glas. Und doch war die Kälte in meinem Nacken real, als hätte er mir die Hand aufgelegt, ohne mich zu berühren.

Ich sah ihn nicht direkt an. Ich sah auf mein eigenes Gesicht im Spiegel, auf die Linien um die Augen, auf die Spannung in der Stirn. Und im Rand beobachtete ich, wie die dunkle Gestalt den Kopf leicht neigte.

Dann hob er den Regenschirm.

Nicht, um ihn zu öffnen. Um ihn zu zeigen. Wie jemand, der ein Werkzeug demonstriert, das jeder kennt, aber niemand richtig versteht.

Im Spiegel glitt die Schirmspitze langsam über den Teppich, und obwohl ich im Flur selbst keinen Laut hörte, vibrierte etwas in mir, ein dünner Nerv, als hätte das Geräusch eine zweite Spur, die nicht durch Luft läuft, sondern durch Erinnerung.

Ich machte einen Schritt zurück, ganz langsam. Im Spiegel blieb die Gestalt an Ort und Stelle, als wäre sie nicht an Raum gebunden, sondern an den Blick.

Ich sagte leise, ohne mich umzudrehen: Was bist du?

Die Lippen im Spiegel bewegten sich kaum. Aber die Antwort stand plötzlich in meinem Kopf wie ein fremdes Wort, das man nicht aussprechen möchte.

Ein Umweg.

Ein Umweg, dachte ich. Eine Maske, ein Bote, ein Spiegel. Marys Satz im Tagebuch klang jetzt wie eine Anleitung, die man zu spät liest. Manchmal ist er ein Bote. Manchmal ist er eine Maske. Und manchmal ist er ein Spiegel.

Ich ging weiter, in Richtung der Tür Nummer 17, die am Ende des Flurs lag. Der Schlüssel in meiner Tasche war jetzt wieder warm, als hätte er meinen Entschluss gespürt. Je näher ich dem Zimmer kam, desto stärker wurde der Eisen-Geruch. Und mit jedem Schritt hatte ich das Gefühl, dass der Flur länger wird, als hätte jemand ihn gedehnt.

Vor der Tür blieb ich stehen. Die Nummer war nicht aufgemalt. Sie war ins Holz geritzt, tief, grob. Jemand hatte sich Mühe gegeben, dass diese Zahl nicht verschwindet, auch wenn man sie überstreicht.

Ich legte die Hand an die Klinke. Kalt. Ich drückte nicht. Ich lauschte.

Hinter der Tür war kein Geräusch. Kein Atmen. Kein Rascheln. Kein Flüstern. Eine Stille, die zu glatt war, um wahr zu sein.

Im Spiegel am Ende des Flurs sah ich mich stehen, die Hand an der Klinke. Hinter mir stand der Mann im schwarzen Mantel noch immer. Aber jetzt war er näher. Nicht im Flur, sondern im Spiegelbild. Der Abstand zwischen uns schrumpfte, ohne dass ich mich bewegt hatte.

Das ist die zweite Tür, dachte ich. Nicht sichtbar, bis du riechst, was ich gerochen habe.

Ich schloss die Augen einen Moment lang und zählte innerlich bis drei. Nicht, weil drei eine magische Zahl ist, sondern weil man sich manchmal einen künstlichen Takt geben muss, wenn draußen einer gesetzt wird.

Als ich die Augen wieder öffnete, war der Mantel im Spiegel verschwunden.

Die Erleichterung dauerte nicht einmal eine Sekunde.

Denn jetzt war etwas anderes im Spiegel: nicht eine Gestalt, sondern ein Fleck. Ein dunkler, unscharfer Schatten, direkt hinter meinem Kopf, als hätte mir jemand einen zweiten Hinterkopf gegeben, der nicht zu mir gehört. Und dieser Fleck war nicht leer. Er hatte Tiefe.

Ich spürte plötzlich das Bedürfnis, mich umzudrehen, aber ich tat es nicht. Ich sah in den Spiegel und ließ den Schatten im Rand.

Dann hörte ich es.

Ein leises Kratzen.

Nicht an der Tür zu Zimmer 17. Nicht irgendwo im Flur.

Aus dem Spiegel.

Ein Geräusch, als würde ein Fingernagel über Glas fahren.

Ich zog die Hand von der Klinke zurück. Meine Finger kribbelten, als hätte das Glas sie berührt. Der Eisen-Geruch wurde stärker, und diesmal kam er nicht aus der Luft. Er kam aus meiner eigenen Erinnerung. Der tote Mann im Keller. Die Blutspur. Die Ratte. Der Handabdruck. Ich sah all das, ohne es sehen zu wollen.

Ich griff in die Tasche, holte den Schlüssel hervor, und hielt ihn kurz in die Luft, als könnte ich damit eine Grenze ziehen. Dann steckte ich ihn ins Schloss.

Der Schlüssel drehte sich zu leicht.

Wie in dem Boardinghouse. Eine Tür, die nicht verschlossen war. Eine Tür, die nur darauf wartet, dass man glaubt, man hätte sie geöffnet.

Ich drückte die Klinke herunter und öffnete.

Das Zimmer dahinter war nicht das gleiche wie das in Whitechapel. Es war größer, sauberer, beinahe elegant. Ein Bett, ein Schreibtisch, ein Sessel. Ein Fenster mit schweren Vorhängen. Und an der Wand gegenüber der Tür ein Spiegel, noch größer als der im Flur, die Oberfläche so klar, dass man das Gefühl hatte, er wäre kein Glas, sondern ein Loch.

Auf dem Schreibtisch lag ein Buch.

Nicht Marys Tagebuch. Nicht das Notizbuch aus dem anderen Zimmer.

Ein Album.

Ich ging hinein, schloss die Tür hinter mir nicht, und blieb stehen, um den Geruch zu lokalisieren. Eisen, ja. Aber auch etwas anderes: Parfum, altmodisch, wie es manche Frauen tragen, um sich an frühere Zeiten zu klammern. Und darunter der Geruch von Papier, das zu lange in einem feuchten Ort gelegen hat.

Ich trat zum Schreibtisch und öffnete das Album.

Es war ein Fotoalbum.

Die erste Seite zeigte ein Bild, schwarzweiß, leicht vergilbt. Ein Haus. Mein Haus. Gower Street. Auf der nächsten Seite ein Bild meines Arbeitszimmers, aufgenommen aus einem Winkel, der nur möglich wäre, wenn jemand im Raum gewesen wäre, während ich dort saß. Ich sah mich selbst auf dem Bild, den Rücken zum Fotografen, über einen Brief gebeugt.

Ich blätterte weiter.

Ein Bild von Whitechapel, die Gasse, der rote Vorhang. Ein Bild des Aschekreises. Und dann ein Bild von mir, wie ich das Fläschchen ausleere.

Mir wurde kalt. Nicht nur am Nacken. In den Händen.

Ich blätterte schneller, und die Bilder wurden persönlicher. Ein Foto von meiner Hand, wie sie den Knochenschlüssel hält. Ein Foto meines Gesichts, nah, zu nah, als hätte der Fotograf direkt vor mir gestanden.

Dann kam ein Foto, das mich zum Stillstand brachte.

Mary Harker.

Sie saß auf einem Stuhl, die Hände im Schoß, das Gesicht blass, aber wach. Hinter ihr hing ein Vorhang. Es könnte Whitechapel gewesen sein. Oder ein anderer Raum, der sich als Whitechapel ausgibt. Ihre Augen blickten nicht in die Kamera, sondern knapp daran vorbei, als würde sie im Rand etwas sehen, das sie nicht anschauen darf.

Unter dem Foto stand eine Zeile, in der eleganten Schrift, die ich inzwischen zu gut kannte:

Sie schreibt noch.

Ich schluckte. Mein Mund war trocken.

Ich blätterte weiter.

Das nächste Foto zeigte Marys Hals. Nahaufnahme. Zwei kleine Einstiche. Und darunter, wie eine Bildunterschrift:

Eisen ist der Geruch von Wahrheit.

Ich hörte hinter mir im Zimmer ein leises Geräusch. Nicht Schritte. Nicht Kratzen. Ein Rascheln, wie Stoff, der über Stoff gleitet. Ich ließ die Augen auf dem Album, aber ich wusste, dass ich nicht mehr allein war.

Im Spiegel an der Wand gegenüber sah ich die Tür. Ich sah mich am Schreibtisch. Und hinter mir, im Spiegel, stand der Mann mit dem Regenschirm.

Diesmal nicht als Schatten. Diesmal klar.

Er hielt den Schirm geschlossen, beide Hände am Griff, als wäre er ein Stock. Er lächelte nicht. Er sah mich an, als würde er prüfen, ob ich nun endlich das Richtige tue.

Und in meinem Kopf stand wieder ein Wort, nicht als Bitte, sondern als Befehl, der so ruhig ist, dass er wie Vernunft klingt:

Schreib.

Ich schloss das Album nicht. Ich ließ es offen, weil ich wusste, dass er genau das wollte: dass ich hinschaue, dass ich wütend werde, dass ich etwas tun will.

Ich sah in den Spiegel, nicht direkt auf ihn, sondern auf mein eigenes Spiegelbild. Und im Rand des Spiegels sah ich, wie der Mann den Regenschirm leicht hob.

Als würde er ihn gleich öffnen.

Der Regenschirm hob sich im Spiegel nicht schnell. Er hob sich so, wie man einen Deckel hebt, um zu prüfen, ob etwas darunter noch lebt. Ich spürte, wie sich meine Schultern anspannten, obwohl ich mich nicht bewegte. Der Mann mit dem Regenschirm stand hinter mir im Spiegel, klar, unverschämt klar, als hätte er beschlossen, dass Spielereien für diesen Moment nicht mehr nötig sind.

Schreib, stand in mir.

Nicht laut. Nicht als Stimme. Als eine Entscheidung, die sich wie meine eigene anfühlen wollte.

Ich ließ den Blick auf mein Spiegelbild gerichtet. Mary hatte recht. Man darf nicht wegsehen, aber man darf ihn auch nicht direkt füttern. Im Rand, im Augenwinkel, dort lebt die Wahrheit oft länger als in der Mitte.

Ich sagte leise: Du brauchst mein Schreiben.

Im Spiegel bewegte sich sein Mund, kaum. Und doch kam die Antwort nicht als Ton, sondern als gedankliche Kühle.

Ich brauche nur, dass du glaubst, es sei deins.

Mein Herz schlug einmal hart. Nicht aus Überraschung, sondern weil der Satz etwas bestätigte, was ich längst wusste und dennoch gehofft hatte, es sei nicht wahr. Worte bauen. Worte öffnen. Und wenn man die Hand dazu bringt, zu schreiben, dann baut man nicht nur Sätze, man baut Türen.

Ich griff nach dem Bleistift auf dem Schreibtisch.

Nicht um zu schreiben.

Ich nahm ihn wie eine Nadel, hielt die Spitze an meine Fingerkuppe und drückte leicht. Ein kleiner Schmerz, genug, um mich in meinem eigenen Körper zu verankern. Blut trat aus, ein winziger Tropfen. Und sofort roch ich es wieder: Eisen. Frisch. Unverhandelbar. Ein Geruch, der nicht geliehen ist.

Ich sah im Spiegel, wie sich seine Augen minimal verengten. Als hätte ihm dieser Tropfen nicht gefallen. Oder als hätte er ihn gemocht. Beides war möglich, und beides war schlecht.

Ich ließ den Tropfen auf das offene Album fallen.

Er klatschte nicht. Er saugte sich in das Papier, und das Bild darunter wurde dunkler an einer Stelle, als hätte das Foto plötzlich Wärme bekommen. Das war der erste Moment, in dem ich verstand, dass dieses Album kein gewöhnliches Album war. Es war nicht nur Beobachtung. Es war ein Behälter.

Der Mann im Spiegel hob den Regenschirm weiter. Der Stoff begann sich zu lösen, ein Spalt, ein Schatten, der sich ausbreitet. Und in diesem Spalt sah ich nicht den Innenraum eines Schirms. Ich sah etwas, das wie Dunkelheit aussah, aber zu tief war. Wie ein Loch, das nicht in den Raum, sondern aus ihm heraus führt.

Ich schob das Album zu, schnell, nicht panisch, aber entschieden. Der Deckel klappte zu, und im gleichen Moment machte der Schirm im Spiegel eine kleine, ruckartige Bewegung, als hätte ich ihm etwas weggenommen.

Ich sagte: Du willst, dass ich schreibe. Also schreibe ich.

In mir regte sich sofort dieser Druck, dieser geduldige Drang. Er war zufrieden. Er war aufmerksam.

Ich setzte mich.

Nicht, weil ich mich fügen wollte, sondern weil ich die Kontrolle über die Haltung haben wollte. Wer steht, ist leichter zu stoßen. Wer sitzt, entscheidet, wohin der Blick geht.

Ich zog das Gästebuch, das auf dem Schreibtisch lag, näher heran. Es war nicht das Album, es war ein anderes Buch, glatt, neu. Auch hier hatte jemand vorgesorgt. Ich öffnete es auf einer leeren Seite.

Der Mann im Spiegel hielt inne. Der Schirm war halb geöffnet. Er wartete, als wäre das Schreiben das letzte Stück seines Rituals.

Ich setzte die Feder an.

Und schrieb nicht das, was der Druck in mir schreiben wollte.

Ich schrieb einen Satz, den ich selbst wählte, langsam, Buchstabe für Buchstabe, als würde ich mein eigenes Gehirn damit auf Linie zwingen:

Ich schreibe nicht für dich.

Als die letzten Buchstaben auf dem Papier standen, passierte etwas.

Nicht im Raum, sondern im Spiegel. Der Mann zuckte minimal zurück, als hätte ich ihm ins Gesicht gespuckt. Der halb geöffnete Schirm vibrierte. Ein leises, trockenes Geräusch kam aus dem Schirmspalt, als würde Stoff über Knochen reiben.

Das Wort Schreib in meinem Kopf wurde für einen Moment laut wie Schmerz. Nicht als Ton, sondern als Druck, der die Stirn von innen anhebt. Ich biss die Zähne zusammen und schrieb weiter, bevor der Druck mir die Hand übernimmt.

Ich schrieb:

Ich sehe dich.

Und dann:

Ich nenne dich nicht.

Der Druck wurde stärker, doch ich hielt die Feder fest und zwang die Hand zu einem vierten Satz, der nicht schön sein musste, nur wahr für mich:

Du bist kein Meister. Du bist ein Bedarf.

Als ich den Punkt setzte, war es, als würde der Raum kurz seinen Atem verlieren. Die Lampe flackerte. Ein kühler Luftzug strich über den Nacken, obwohl kein Fenster offen war. Und der Mann im Spiegel senkte den Regenschirm langsam, als hätte ich ihm den Takt gestört.

Ich merkte, wie meine Hand zitterte. Nicht vor Angst, sondern vor Anstrengung. Es ist schwerer, gegen einen Gedanken zu schreiben als gegen einen Menschen zu kämpfen. Ein Mensch kann bluten. Ein Gedanke nicht.

Ich hob den Blick, weiterhin in den Spiegel, weiterhin im Rand.

Der Mann mit dem Regenschirm stand noch da. Aber seine Konturen wirkten weniger stabil. Als würde er nicht ganz entscheiden können, ob er in diesem Spiegel bleiben darf. Sein Gesicht blieb glatt, gewöhnlich. Doch seine Augen waren jetzt nicht mehr geduldig. Sie waren... interessiert.

Du hast gelernt, stand plötzlich in mir.

Ich antwortete nicht. Lernen ist hier eine Falle. Wer lernt, akzeptiert, dass der Andere Lehrer ist.

Stattdessen griff ich nach dem Album, hob es an und hielt es so, dass ich es im Spiegel sehen konnte. Ich sagte: Du hast Mary.

Der Mann im Spiegel reagierte nicht sofort. Dann bewegte sich sein Mund, und diesmal hörte ich fast ein Geräusch, wie eine Silbe, die im Glas stecken bleibt.

Sie hat sich gegeben.

Ich spürte Wut, heiß und klar, und ich zwang sie, sich nicht in die Hand zu setzen. Wut macht schnell. Schnell ist schlecht.

Ich sagte: Zeig sie mir.

Er hob den Regenschirm wieder, nur ein wenig. Und in dem Augenblick, als er das tat, änderte sich das Spiegelbild.

Nicht mehr ich am Schreibtisch. Nicht mehr das Zimmer. Der Spiegel wurde zu einem anderen Raum, als würde man einen Vorhang zur Seite ziehen.

Ich sah Mary.

Sie lag auf einem Bett, nicht diesem Bett, einem anderen. Die Decke war bis zur Brust hochgezogen. Ihre Augen waren offen. Sie sah nicht in die Kamera. Sie sah an etwas vorbei, wie auf dem Foto. Ihre Lippen bewegten sich.

Und diesmal hörte ich ihre Stimme wirklich, ganz schwach, wie durch eine Wand:

Nicht... allein...

Dann flackerte das Bild. Marys Gesicht wurde kurz unscharf. Und in diesem Flackern sah ich etwas hinter ihr, etwas Dunkles, das über das Bett gebeugt war. Ein Mantel. Ein Schirm. Eine Hand, die sich an den Bettpfosten legte.

Ich riss den Blick nicht weg. Ich sah im Rand.

Marys Augen zuckten, als hätte sie mich gesehen. Oder als hätte sie gehofft, dass ich da bin. Und dann war das Bild weg, als hätte jemand den Spiegel ausgeschaltet.

Ich stand auf, so schnell, dass der Stuhl zurückschabte. Der Schaberlaut war laut in dem stillen Zimmer. Ich ging zur Tür.

Sie war zu.

Ich hatte sie nicht geschlossen.

Ich legte die Hand an die Klinke, drückte. Widerstand. Nicht mechanisch. Eher wie ein zäher Druck, als würde die Tür auf der anderen Seite festgehalten.

Im Spiegel hinter mir sah ich, wie der Mann mit dem Regenschirm den Schirm wieder auf den Boden setzte.

Tippen.

Einmal.

Dann noch einmal.

Zählen.

Ich erinnerte mich an Marys Satz: Zähl die Schritte zurück. Ich atmete aus, schloss die Augen einen Herzschlag und begann im Kopf zu zählen, während ich rückwärts ging, Schritt für Schritt, ohne die Tür aus den Gedanken zu verlieren.

Eins.

Zwei.

Drei.

Beim vierten Schritt spürte ich etwas am Rücken: die kalte Oberfläche des großen Wandspiegels.

Ich öffnete die Augen.

Mein Spiegelbild war zu nah. Zu groß. Und in seinem Rand, direkt neben meinem Ohr, stand eine Linie aus Asche, als wäre sie auf das Glas gemalt.

Ein Kreis, unvollendet.

Ich begriff, was die zweite Tür war.

Nicht die Tür aus Holz.

Die Tür aus Glas.

Und während der Regenschirm im Spiegel weiter tippte, langsam, geduldig, hob sich hinter meinem Spiegelbild eine dunkle Form, als würde sie aus dem Spiegel herauskommen wollen.

Die Treppe hinter der Tapete

Der Spiegel hinter meinem Rücken war kalt wie ein Urteil. Ich stand so nah davor, dass mein eigener Atem nicht einmal mehr die Oberfläche beschlagen konnte. Es war, als würde das Glas alles Menschliche abweisen: Wärme, Dunst, Zweifel. Neben meinem Ohr, im Rand des Bildes, zog sich die Linie aus Asche über die Spiegelhaut, ein unvollendeter Kreis, der nicht gemalt war, sondern gesetzt. Als hätte jemand die Grenze nicht auf den Boden gelegt, sondern direkt auf die Stelle, an der Welt und Abbild sich berühren.

Das Tippen ging weiter. Nicht laut, nicht schnell. Ein Takt, der nicht beruhigt, sondern ordnet. Jemand zählte mich, und ich spürte, wie es in mir arbeitete, als würde mein eigener Körper die Zahl übernehmen.

Ich zwang mich, nicht den Fehler zu machen, den jeder Instinkt verlangt: umzudrehen, nachzusehen, zu bestätigen. Bestätigung ist Nahrung. Also blieb ich mit dem Rücken zum Spiegel und blickte geradeaus auf die verschlossene Tür. Holz. Metall. Und dahinter der Flur, der mich nicht mehr haben wollte, weil er mich bereits in einem anderen Raum eingeplant hatte.

Ich streckte die Hand aus und drückte erneut gegen die Klinke. Widerstand, zäher als Metall. Als würde eine Hand auf der anderen Seite die Tür halten, ohne Finger, ohne Knochen. Nicht Gewalt, eher Besitz.

Meine Augen wanderten, langsam, kontrolliert, über das Zimmer. Nicht nach einem Ausgang, sondern nach einem Fehler. Jedes Haus, das sich als Falle baut, lässt irgendwo eine Naht. Eine Stelle, an der das Material nicht zum Muster passt. Eine kleine Unachtsamkeit, die man später „Zufall“ nennt, wenn man überlebt.

Die Wände waren mit Tapete bedeckt, blass, mit einem Muster aus wiederholten Ranken, zu gleichmäßig, zu sauber. Ein Hotel, das so tut, als sei es harmlos. Doch an der Wand neben dem Schreibtisch, halb hinter dem schweren Vorhang, sah ich eine Stelle, an der das Muster minimal versetzt war. Ein halber Millimeter, kaum wahrnehmbar. Aber gerade diese Unauffälligkeit war verdächtig. In einem Zimmer, in dem Spiegel Türen sind, sind Millimeter Geständnisse.

Das Tippen setzte einen Schlag aus. Dann kam es wieder. Als würde derjenige hinter mir gemerkt haben, wohin mein Blick geht.

Ich ging nicht direkt zur Tapete. Ich machte zwei Schritte zur Seite, als würde ich nur dem Spiegel ausweichen, als würde ich eine bessere Position suchen. Die kalte Oberfläche blieb mir im Rücken, aber ich schob mich aus dem Zentrum des Spiegelbildes heraus, in den Rand. Dort, wo Dinge weniger Kraft haben, weil sie nicht fixiert werden.

Der Luftzug im Zimmer veränderte sich. Nicht stark, nur so, dass man es merkt, wenn man darauf achtet. Ein feiner Druck, als würde der Spiegel atmen. Oder als würde er sich vorbereiten.

Ich streifte mit den Fingern über die Tapete. Der Stoff war trocken, rau, alt. Und darunter spürte ich eine Kante. Eine vertikale Naht, so sauber, dass sie nicht zu einem zufälligen Tapetenstoß passte. Ich klopfte nicht. Klopfen ist zu laut, zu eindeutig. Ich drückte nur leicht,

und das Material gab minimal nach. Nicht wie Pappe. Wie eine Tür, die nur so tut, als sei sie Wand.

In meiner Tasche lag der Schlüssel. Der rostige, der warme. Und irgendwo tiefer, fast vergessen, der Knochenschlüssel, den ich im Umschlag gefunden hatte. Ich zog ihn heraus. Er war noch immer warm, als hätte er eine Erinnerung gespeichert. Ich hielt ihn an die Naht, suchte mit den Fingerspitzen nach einem Loch, einer Fuge, einem kleinen Unregelmäßigkeitspunkt.

Das Tippen hinter mir wurde schneller. Nicht viel. Nur genug, um Druck aufzubauen. Als würde die Geduld kurz die Maske abnehmen.

Da war es: ein winziger Schlitz im Tapetenmuster, genau in der Mitte einer gedruckten Ranke, so geschickt verborgen, dass man ihn nur findet, wenn man nicht auf die Ranke schaut, sondern auf das, was nicht stimmt.

Ich schob die Spitze des Knochenschlüssels hinein.

Der Schlüssel glitt hinein wie etwas, das endlich nach Hause kommt.

Ein leises Klicken, so sauber, dass es mehr nach Mechanik klang als nach Holz. Und in demselben Moment hörte das Tippen auf.

Nicht, weil derjenige dahinter aufgab. Sondern weil er zuhörte.

Ich drehte den Schlüssel vorsichtig. Widerstand, dann Nachgeben. Ein kurzer, trockener Ruck. Die Tapete vor mir atmete. Sie hob sich minimal, als würde sich dahinter ein Raum öffnen, der lange verschlossen war.

Ich zog an der Tapetenfläche, und sie bewegte sich tatsächlich – nicht die Tapete selbst, sondern ein dünnes Holzpaneel dahinter, das mit Tapete bezogen war, damit es wie Wand aussieht. Eine Tür in der Wand. Eine Tür, die nicht als Tür gelernt werden will.

Als das Paneel aufschwang, kam mir ein Geruch entgegen, der nicht zu einem Hotel passte: kalte Erde, Staub, altes Holz. Und darunter wieder dieser metallische Ton, der in meiner Nase inzwischen wie eine Warnlampe brannte: Eisen. Nicht stark, aber da, als würde der Ort unter der Tapete etwas gespeichert haben.

Hinter der Tür war Dunkelheit. Keine Lampe. Kein Fenster. Nur ein enger Schacht, und darin eine Treppe, die nach unten führte. Schmale Stufen, alt, abgetreten. Eine Treppe, die nicht für Gäste gebaut wurde, sondern für Dinge, die ungesehen bleiben sollen.

Ich blickte zurück zum Spiegel.

Er stand an der Wand, still, und doch hatte ich das Gefühl, dass er jetzt wacher war. Als würde das Glas sich ärgern, dass ich ihm eine Alternative gefunden hatte. Im Rand meines Blicks sah ich, wie sich die dunkle Form hinter meinem Spiegelbild bewegte, als würde sie gegen die Oberfläche drücken. Kein kompletter Durchbruch. Nur ein Druck, ein Wellen, als wäre das Glas Wasser.

Ich hatte keine Zeit, darüber zu diskutieren, was ich sah.

Ich griff die Lampe vom Schreibtisch. Das Licht war schwach, aber besser als nichts. Im nächsten Moment fühlte ich, wie sich der Raum hinter mir veränderte. Nicht akustisch, nicht sichtbar. Eher wie ein plötzliches Nachlassen der Temperatur, als hätte jemand eine Tür zum Winter geöffnet.

Ich trat durch die Tapetentür.

Sobald ich im Schacht stand, zog ich das Paneel hinter mir an. Es schloss sich nicht ganz von selbst, aber es fiel in die Naht zurück, so sauber, dass das Zimmer es wieder schlucken konnte. Ein letzter Spalt blieb, durch den ich den Spiegel noch sah.

Im Spiegel glitt etwas nach vorn. Eine dunkle Kontur, halb Mantel, halb Schatten. Der Regenschirm war da, als wäre er ein Teil der Gestalt und nicht ein Gegenstand. Und als sich die Kontur dem Glas näherte, sah ich etwas, das mich für einen Herzschlag wirklich erschreckte: Der Schirm berührte die Spiegeloberfläche, und dort, wo die Spitze das Glas traf, entstand ein kleiner, grauer Punkt.

Asche.

Er setzte Asche auf Glas, als wäre Glas nur ein anderer Boden.

Ich zog den Spalt zu.

Im engen Schacht war es stiller, aber nicht sicher. Stille kann auch bedeuten, dass die Geräusche nur woanders stattfinden. Ich hob die Lampe und leuchtete die Treppe hinunter. Das Licht fraß sich in das Dunkel, zeigte Stufen, Staub, Spinnweben, und dann – weiter unten – eine kleine Plattform und eine zweite Tür. Wieder mit Tapete bezogen, wieder als Wand verkleidet.

Ich setzte den Fuß auf die erste Stufe. Das Holz knarrte leise. Ein Geräusch, das sich in einem engen Schacht sofort vervielfacht. Ich blieb kurz stehen und lauschte.

Kein Tippen mehr. Kein Kratzen. Nur mein eigener Atem und das entfernte Summen des Hotels, als wäre es oben noch immer normal. Doch in der Tiefe, unter dem Summen, war etwas anderes: ein sehr leises, rhythmisches Tropfen. Nicht Wasser. Es klang schwerer. Als würde etwas Flüssiges fallen, das nicht klar ist.

Ich stieg weiter hinab. Schritt für Schritt. Und obwohl Mary gesagt hatte, man solle die Schritte zurück zählen, begann ich jetzt doch zu zählen. Nicht weil ich ihr misstraute, sondern weil Zahlen manchmal das Einzige sind, das einem bleibt, wenn der Raum lügt.

Sieben Stufen. Acht. Neun.

Bei der zehnten Stufe roch es stärker nach Erde. Bei der elften nach Eisen. Bei der zwölften hatte ich das Gefühl, dass die Luft dicker wird, als wäre sie älter.

Unten auf der Plattform angekommen, sah ich, dass die zweite Tür nicht richtig geschlossen war. Sie stand einen Spalt offen, als hätte jemand sie vor Kurzem benutzt. Oder als hätte man sie für mich offen gelassen, damit ich nicht auf die Idee komme, wieder umzudrehen.

Ich leuchtete durch den Spalt.

Ein schmaler Gang, niedrige Decke, nackte Wände. Kein Hotel mehr. Eher ein Zwischenraum, der nicht offiziell existiert. Und am Ende des Gangs, so weit das Licht reichte, sah ich wieder etwas, das in dieser Geschichte nie harmlos ist: einen Spiegel.

Nicht groß. Nicht elegant. Nur ein Spiegelstück an der Wand, als wäre es dort hingehängt worden, um zu prüfen, ob jemand folgt.

Ich drückte die Tür weiter auf.

In dem Moment, als der Spalt größer wurde, hörte ich von oben, sehr weit entfernt, aus dem Zimmer, das ich gerade verlassen hatte, ein Geräusch, das mir den Rücken kalt machte.

Nicht Tippen.

Ein langes, zufrieden klingendes Kratzen über Glas, als würde jemand einen Kreis vollenden.

Und dann, ganz nah, hier unten im Gang, antwortete ein leises Flüstern, so schwach, dass es eher ein Gedanke war als ein Geräusch:

Nicht allein.

Ich trat in den Gang und zog die Tür hinter mir zu, ohne zu wissen, ob ich damit etwas aussperre oder etwas einsperre.

Die Tür hinter mir schloss sich mit einem Geräusch, das zu trocken klang, um Zufall zu sein. Holz auf Holz, ein leises Einrasten, als hätte jemand von der anderen Seite einen Riegel vorgeschoben. Ich legte die Hand an das Paneel und drückte dagegen. Es gab nicht nach. Nicht einmal ein Millimeter. Ein Hotelzimmer über mir, ein Flur, Spiegel, Teppiche, höfliche Stimmen – all das war jetzt so weit weg, als hätte ich es geträumt. Hier unten war nichts Höfliches. Hier unten gab es nur Material und Absicht.

Ich hob die Lampe. Das Licht fraß sich in den Gang hinein, aber der Gang nahm es nicht an. Es schien eher, als würde das Dunkel das Licht nur dulden, um mir gerade genug zu zeigen, damit ich weitergehe. Nackte Wände, feuchte Stellen, alte Nägel, an denen einmal etwas gehangen haben musste. Der Geruch von Erde war stärker geworden, schwer, feucht, wie in einem Keller, der zu lange verschlossen war. Und der Geruch von Eisen blieb wie ein dünner Faden im Hintergrund.

Der Spiegel am Ende des Gangs war klein und schief, als wäre er schnell aufgehängt worden. Ich ging nicht direkt darauf zu. Ich ging an der Wand entlang, auf der Seite, wo das Licht die Schatten länger machte. Marys Satz saß mir im Kopf: Sieh ihn im Rand. Also ließ ich den Spiegel im Augenwinkel, so wie man eine offene Klinge nicht aus dem Blick verliert.

Das Flüstern, das eben noch „Nicht allein“ gehaucht hatte, war verschwunden. Aber der Gedanke blieb, als hätte die Luft ihn in den Stein gedrückt. Ich musste mich zwingen, nicht auf die kindische Idee hereinzufallen, dass man in einem solchen Gang einfach nur leise genug sein müsse, um unsichtbar zu werden. Unsichtbar ist hier nur, wer nicht gesucht wird.

Als ich den Spiegel erreichte, bemerkte ich, dass er nicht einfach ein Spiegel war. Die Oberfläche war an einer Stelle leicht blind, wie beschlagenes Glas. Und in dieser blinden Stelle sah ich einen Abdruck. Nicht von einem Gesicht. Von einer Hand. Fünf Finger, lang, zu

lang, als hätte jemand sie absichtlich gestreckt, um zu zeigen, dass sie nicht ganz menschlich sind.

Ich blieb stehen und leuchtete näher.

Unter dem Spiegel war in die Wand ein kleiner Haken geschraubt. Daran hing ein Stück Stoff. Schwarz. Mantelstoff. Und am Stoff hing ein Knopf.

Ein identischer Knopf wie der, den ich im Flur meines Hauses gefunden hatte.

Ich berührte ihn nicht. Ich sah ihn nur. Es war eine Bestätigung, dass dieser Gang nicht zufällig mit meinem Weg verbunden war. Er war Teil desselben Netzes. Und irgendwo in diesem Netz hatte jemand begonnen, meine Welt zu nummerieren und zu verbinden.

Ich ging weiter. Der Gang machte nach wenigen Metern eine leichte Biegung, als wolle er mir verbergen, was kommt. Das Licht der Lampe reichte gerade um die Ecke. Dort, im Schatten, sah ich den nächsten Spiegel.

Diesmal größer. Sauberer.

Und daneben eine Tür, keine tapetenverkleidete, sondern eine richtige Holztür, alt, mit einer Metallplatte, deren Oberfläche matt glänzte. Auf der Platte war eine Zahl eingraviert.

17.

Natürlich.

Ich spürte, wie sich mein Magen verkrampfte, nicht aus Angst, sondern aus einer Art erschöpfter Wut. Die Zahl war nicht nur ein Zimmer. Sie war ein Knoten, ein Signal, eine Art von Wiederholung, die den Geist mürbe macht. Wiederholung ist eine Form von Hypnose.

Ich trat näher an die Tür. Im Spiegel neben ihr sah ich mich, Lampe in der Hand, das Gesicht angespannt. Hinter mir im Spiegel... nichts. Nur der Gang. Kein Mantel. Kein Regenschirm. Kein Schatten.

Das war verdächtig. Nichts ist hier nie einfach nichts.

Ich hörte das Tropfen wieder, das ich auf der Treppe wahrgenommen hatte. Jetzt war es lauter. Es kam von hinter der Tür mit der 17. Und jeder Tropfen klang schwer, als würde er aus einer Flüssigkeit fallen, die dicker ist als Wasser.

Ich legte das Ohr nicht an die Tür. Ich legte die Handfläche auf das Metall der Platte. Es war kalt. Und doch vibrierte es minimal mit jedem Tropfen, als würde der Raum dahinter nicht nur Geräusch schicken, sondern Druck.

Ich zog den Schlüssel hervor. Den metallenen, den rostigen, den mit der 17. Ich hielt ihn ans Schloss.

Dann zögerte ich.

Mary hatte geschrieben: Der Schlüssel aus Metall ist nicht für diese Tür.

Aber es gab viele Türen, die 17 trugen. Vielleicht war genau das die Falle: dass man irgendwann nicht mehr weiß, welcher Satz für welche Tür gilt. Und dann macht man etwas einfach, weil man müde wird. Müdigkeit ist die wichtigste Verbündete des Bösen.

Ich steckte den Schlüssel trotzdem nicht hinein. Stattdessen nahm ich den Knochenschlüssel aus der Tasche. Er war noch immer warm, und diese Wärme fühlte sich jetzt an wie eine Hand, die mich führen will. Aber vielleicht konnte ich diese Hand benutzen, ohne ihr zu gehören.

Ich hielt den Knochenschlüssel ans Schloss.

Er passte nicht.

Nicht einmal ansatzweise. Der Schlitz war zu schmal, das Schloss zu neu. Ein moderner Mechanismus. Knochenschlüssel sind für alte Türen, für alte Geheimnisse. Diese Tür war alt im Material, aber neu in der Absicht.

Ich steckte den Knochenschlüssel zurück.

Dann zog ich die Ledermappe aus der Tasche, die Grundrisse. Sie war feucht geworden, als hätte der Gang ihr Wasser gegeben. Ich blätterte im Lampenlicht, fand das Blatt, auf dem Whitechapel markiert war, dann das mit dem Irrenhaus, dann das mit dem Mason-Haus. Und da war ein weiteres Blatt, das ich bisher nicht beachtet hatte, weil ich es für einen Fleck hielt.

Es zeigte einen schmalen Gang.

Zwei Spiegel.

Eine Tür mit 17.

Und neben der Tür, an der Wand, ein kleines Symbol: ein Kreis, unvollendet.

Ich leuchtete an die Wand neben der Tür. Dort, wo die Tapete hier unten nicht existierte, wo nur Stein war. Und tatsächlich: Da war eine Linie aus grauem Staub, kaum sichtbar, aber eindeutig. Ein unvollendeter Kreis, genau wie im Hotelzimmer am Spiegel.

Der Kreis war nicht geschlossen.

Nicht fertig.

Ich begriff, was er wollte: Er wollte, dass ich ihn vollende. Ich sollte die Grenze selbst ziehen. Ich sollte das Ritual selbst beenden. So wie er wollte, dass ich schreibe.

Ich zog das Fläschchen hervor und hielt es über die Aschelinie. Ein Tropfen würde reichen, um sie zu zerstören. Ein Tropfen würde reichen, um zu prüfen, ob der Kreis wirklich etwas hält.

Doch bevor ich den Tropfen fallen ließ, hörte ich im Spiegel neben der Tür eine Bewegung.

Nicht im Gang. Im Spiegel.

Hinter meinem Spiegelbild glitt eine dunkle Kontur vorbei. Kein vollständiger Körper, eher ein Schatten, der sich zu nah am Glas bewegte. Und dann, im gleichen Moment, hörte ich hinter der Tür ein Geräusch, das nicht Tropfen war.

Ein leises, ersticktes Schluchzen.

Eine Frauenstimme.

Nicht laut. Nicht klar. Aber menschlich. Und genug, um mir das Blut in den Kopf zu treiben, weil Hoffnung und Gefahr hier denselben Klang haben.

Mary, dachte ich.

Das Schluchzen kam wieder. Und diesmal hörte ich ein Wort, abgerissen, wie durch Stoff gesprochen:

...Hels...

Mein Name, halb verschluckt.

Ich schloss die Augen einen Augenblick, nicht um mich zu beruhigen, sondern um mich zu erinnern, warum ich überhaupt noch Entscheidungen treffe. Ich öffnete sie wieder und sah in den Spiegel, nur kurz, im Rand.

Der Schatten hinter mir war jetzt deutlicher. Ein Mantel, der nicht ganz in den Spiegel passte. Ein Regenschirm, dessen Spitze die Glasoberfläche berührte.

Kein Tippen. Nur Kontakt.

Als würde er warten, dass ich den Kreis vollende.

Ich hob das Fläschchen, nicht als Drohung, sondern als Werkzeug, und ließ einen einzigen Tropfen genau auf die unvollendete Aschelinie fallen.

Es zischte.

Die Asche zog sich zurück, als hätte sie sich verbrannt. Der Kreis wurde noch unvollständiger. Und in demselben Moment, als die Linie reagierte, hörte das Schluchzen hinter der Tür abrupt auf.

Stille.

Zu abrupt. Zu sauber.

Die Luft im Gang wurde kälter. Das Licht der Lampe flackerte. Und im Spiegel neben der Tür sah ich, wie mein eigenes Spiegelbild für einen Bruchteil einer Sekunde nicht synchron mit mir war. Als hätte es einen Atemzug zu spät reagiert.

Dann bewegte sich die Klinke der Tür.

Von innen.

Langsam.

Als würde jemand dort drinnen die Tür öffnen wollen, aber nur, wenn ich es wirklich sehen soll.

Die Klinke senkte sich einen Millimeter, dann noch einen. Nicht ruckartig, nicht panisch. Langsam, als würde eine Hand dort drinnen die Bewegung studieren, um sie perfekt menschlich wirken zu lassen. Und genau das machte sie unmenschlich. Menschen öffnen Türen, um durchzugehen. Dieses Öffnen war eine Vorführung.

Ich blieb stehen. Ich trat nicht näher. Ich trat nicht zurück. Ich ließ den Körper still und die Gedanken wach. Der Tropfen aus dem Fläschchen hatte die Aschelinie beschädigt, das Schluchzen verstummen lassen. Das bedeutete: Die Linie war nicht Dekoration. Sie war Leitung. Und hinter der Tür war nicht nur ein Raum, sondern eine Reaktion.

Im Spiegel neben der Tür sah ich mein Gesicht, und einen Herzschlag lang hatte ich das Gefühl, dass die Augen darin nicht ganz meine waren. Ein winziger Versatz, wie Mary es beschrieben hatte. Der Spiegel ist kein Spiegel. Er ist eine zweite Oberfläche, die Antworten speichert.

Die Klinke bewegte sich weiter. Ein leises Knacken kam aus dem Schloss, als würde ein Riegel nachgeben. Dann öffnete sich die Tür einen Spalt.

Kein Luftzug kam heraus. Kein Geruch. Nicht einmal das Tropfen. Es war, als würde der Raum dahinter die Luft festhalten, um mir nichts zu geben, außer der Einladung.

Ich hob die Lampe höher und leuchtete durch den Spalt.

Dunkelheit. Aber keine gewöhnliche Dunkelheit. Es war eine Dunkelheit, die das Licht nicht schluckte, sondern ablehnte. Der Lichtkegel stand wie vor einer Wand, obwohl da keine Wand war. Als würde etwas Unsichtbares direkt hinter der Tür beginnen und sagen: Bis hierhin, nicht weiter.

Und dennoch... am Boden, knapp im Türspalt, sah ich etwas Glänzendes.

Ein dünner Streifen, feucht.

Blut.

Frisch. Der Geruch von Eisen schlug mir wieder in die Nase, diesmal so stark, dass es nicht mehr nur Erinnerung sein konnte. Ein Metallgeschmack setzte sich auf die Zunge.

Ich beugte mich minimal vor, nicht hinein, nur so weit, dass ich den Streifen genauer sah. Er zog sich vom Spalt aus nach innen, als wäre dort drinnen etwas geschleift worden. Oder jemand.

Im Spiegel neben der Tür glitt der Schatten hinter mir näher. Der Regenschirm berührte das Glas. Kein Tippen. Nur Druck. Und plötzlich verstand ich, dass der Spiegel nicht nur zusieht. Er drängt.

Ich zog das Album nicht hervor, ich nahm nicht das Notizbuch, ich schrieb nichts. Stattdessen zog ich den metallenen Schlüssel mit der 17 aus der Tasche und hielt ihn in die Luft, so dass die Lampe ihn glänzen ließ. Ein lächerlicher Akt, dachte ein Teil von mir. Ein Stück Metall gegen einen Raum, der sich nicht an Physik hält.

Doch der Schlüssel reagierte.

Er wurde heiß. Nicht warm. Heiß, als hätte man ihn in eine Flamme gehalten. Ich ließ ihn nicht fallen, aber die Hitze biss in die Haut.

Der Raum hinter der Tür reagierte ebenfalls. Der Spalt wurde einen Hauch größer, als hätte die Tür selbst den Schlüssel erkannt. Als hätte das Schloss nicht nur Metall gefordert, sondern Zustimmung.

Ich fluchte leise, nicht aus Moral, sondern aus Schmerz. Und in diesem Moment hörte ich es wieder: nicht Schluchzen, nicht Stimme, sondern ein einzelner Atemzug. Flach, schwach, menschlich.

Er kam von drinnen.

Ich sagte leise: Mary?

Keine Antwort. Nur ein zweites, noch schwächeres Atmen. Wie jemand, der sich Mühe geben muss, überhaupt noch da zu sein.

Wenn es eine Täuschung war, war sie grausam. Wenn es keine war, war sie dringlich. Und genau zwischen diesen beiden Möglichkeiten baut sich die Falle: Man zwingt dich, deine Menschlichkeit gegen deine Vorsicht auszuspielen.

Ich nahm meine andere Hand und legte sie nicht an die Klinke, sondern an den Türrahmen, damit ich nicht das Gefühl habe, ich „öffne“. Ich drückte die Tür mit dem Unterarm ein Stück weiter auf. Der Spalt wurde breit genug, dass ich die Lampe hineinhalten konnte.

Das Licht traf wieder diese unsichtbare Grenze. Doch diesmal, als ich den Schlüssel näher an den Spalt hielt, zuckte das Licht, als würde es kurz durchkommen. Ein flackernder Streifen, der für einen Moment den Boden dahinter zeigte.

Und was ich sah, reichte.

Ein Raum, niedrig, feucht. Steinwände. Ein Boden, der glänzte, als wäre er nass. Und in der Mitte, auf dem Boden, lag etwas Helles, das sich bewegte.

Eine Hand.

Eine Frauenhand, dünn, schmutzig, die Finger gespreizt. Sie zuckte einmal, als würde sie nach etwas greifen. Nach Luft. Nach Hilfe. Nach einem Wort.

Ich trat einen halben Schritt vor, ohne es zu wollen. Der Instinkt hatte gewonnen.

Im Spiegel neben der Tür sah ich, wie der Schatten hinter mir ebenfalls einen Schritt machte. Nicht wie ein Mensch. Wie eine Welle.

Ich hielt inne. Ich zwang den Körper zurück in Kontrolle. Ich sagte leise, als würde ich mit der Hand im Raum sprechen: Mary, wenn du es bist, bewege zwei Finger.

Die Hand zuckte nicht sofort. Dann, langsam, bewegten sich zwei Finger. Zeige- und Mittelfinger. Ein schwaches, absurderweise klares Zeichen.

Mein Herz schlug hart. Das war kein Zufall. Das war Antwort. Und wenn es Täuschung war, dann eine, die zu perfekt passte. Aber die Bewegung war zu schwach, zu ungeschickt, um gespielt zu sein. Sie war echt. Oder sie war mit echtem Schmerz gefüttert.

Ich atmete einmal tief ein. Eisen. Erde. Feuchtigkeit.

Ich sagte: Ich komme.

Und in dem Moment, als ich diesen Satz aussprach, passierte etwas im Gang.

Der Spiegel neben der Tür machte ein leises, kaum hörbares Knistern, wie Glas, das sich bewegt. Nicht bricht. Atmet. Und die dunkle Kontur darin wurde deutlicher. Der Regenschirm hob sich im Spiegel, als würde er sich öffnen wollen.

Ich hatte keine Zeit.

Ich hielt den heißen Schlüssel vor den Spalt und schob ihn in das Schloss, bevor ich mir noch einmal einreden konnte, dass Vorsicht hier reicht. Der Schlüssel drehte sich, und diesmal war es kein leichtes Drehen. Es war, als würde man durch zähe Flüssigkeit drehen. Widerstand. Dann ein Nachgeben, wie ein Knochen, der knackt.

Die unsichtbare Grenze hinter der Tür flackerte.

Für einen Augenblick war sie weg.

Das Licht der Lampe drang in den Raum, und ich sah Mary vollständig: Sie lag auf dem Boden, halb auf der Seite, das Haar wirr, das Gesicht blass, die Lippen aufgesprungen. An ihrem Hals, unter dem Kiefer, waren die zwei Einstiche, dunkel, umgeben von einem grauen Schatten, als wäre dort etwas in die Haut gesickert. Ihre Augen waren offen, aber glasig. Und trotzdem sah sie mich.

Ihre Lippen bewegten sich, und ich hörte es diesmal nicht nur im Kopf, sondern wirklich, als kratziger, schwacher Laut:

Nicht... schreib...

Dann flackerte die Grenze wieder.

Das Licht wurde abgeschnitten, als hätte jemand einen Vorhang zugezogen. Der Raum wurde wieder dunkel, die Hand wieder ein helles Stück im Spalt.

Und im Spiegel neben der Tür hörte ich zum ersten Mal wieder das Geräusch, das ich inzwischen mehr fürchte als Schreie:

Tippen.

Einmal.

Dann noch einmal.

Als würde jemand die Sekunden zählen, die ich noch habe, bevor die Tür wieder mir gehört. Oder ihm.

Ich packte die Tür mit der freien Hand, riss sie weiter auf und trat hinein, bevor der Spiegel mir den Mut wegnehmen konnte.

Die Luft dahinter war sofort anders. Schwerer, kälter. Und der Geruch von Eisen war so stark, dass er fast süß wurde.

Hinter mir, im Spalt, sah ich noch einen Moment den Gang. Den Spiegel. Und die dunkle Kontur darin, die sich nach vorn drückte, als wolle sie mir folgen.

Ich schlug die Tür zu.

Nicht vorsichtig. Nicht höflich. Mit aller Kraft.

Das Geräusch hallte durch den Raum wie ein Schuss.

Und in der plötzlichen Dunkelheit, bevor meine Lampe wieder stabil brannte, hörte ich direkt hinter mir, ganz nah, als wäre jemand schon im Raum gewesen, bevor ich ihn betrat, ein leises, zufriedenes Flüstern:

Jetzt bist du nicht mehr allein.

Der Besuch im Irrenhaus

Das Flüstern war so nah, dass ich es nicht mit dem Raum verwechseln konnte. Es war kein Echo, keine Täuschung der Akustik. Es war Atem, der keine Lunge braucht. Für einen Moment stand ich still, weil jede Bewegung in der Dunkelheit zu einer Unterschrift wird: Hier bin ich. Hier bin ich wirklich.

Die Lampe in meiner Hand flackerte, als hätte sie Angst vor dem, was sie zeigen könnte. Dann fing sie sich, und der gelbliche Lichtkegel schnitt in die feuchte Schwärze. Der Raum war niedriger, als ich erwartet hatte, die Decke so dicht über dem Kopf, dass der Gedanke an Einsturz sofort im Nacken saß. Steinwände, feucht glänzend, als hätte der Ort seit Jahren geatmet, ohne jemals auszuatmen. Der Boden war rutschig, nicht nur von Wasser. Der Streifen Blut zog sich wie ein dünnes, rotes Argument über den Stein.

Mary lag ein paar Schritte von mir entfernt. Jetzt, im Licht, wirkte sie kleiner, verletzlicher, und gleichzeitig lebendiger als alles, was ich in den letzten Stunden gesehen hatte. Ihre Augen folgten dem Lampenschein, als wäre er das Letzte, an das sie sich klammern konnte. Als ich näherging, hob sie die Hand einen Fingerbreit, und dieses winzige Zeichen war stärker als jeder Hilferuf.

Ich kniete mich neben sie, ohne den Raum aus den Augen zu verlieren. Der Geruch von Eisen war hier nicht mehr Warnung, sondern Zustand. Ihre Haut war kalt, aber nicht tot. Ich legte meine Finger an ihren Hals, vorsichtig, und spürte einen schwachen Puls, flach, zögernd, als müsse er sich erst wieder daran erinnern, dass er schlagen darf.

Ihre Lippen bewegten sich. Ich beugte mich näher, so dass ich sie hören konnte, ohne sie zum Sprechen zu zwingen.

Nicht... schreiben..., hauchte sie. Und dann, kaum mehr als Luft: Er... nimmt... das.

Ich schluckte, weil ich begriff, dass sie nicht nur vom Tagebuch sprach. Nicht nur von Tinte. Sie sprach von etwas Tieferem. Vom Versuch, den eigenen Kopf zu behalten.

Hinter mir, irgendwo im Dunkel, kam ein leises Geräusch, als würde Stoff über Stein streifen. Kein Schritt. Eher ein Gleiten. Und wieder dieses Gefühl: nicht allein. Nicht im menschlichen Sinn.

Ich zwang mich, nicht den Kopf herumzureißen. Stattdessen richtete ich den Lampenkegel langsam in die Ecken, tastete den Raum ab wie ein Arzt eine Wunde. Nichts bewegte sich im Licht. Aber Licht ist hier keine Wahrheit. Licht ist nur ein Angebot.

Ich schob den Arm unter Marys Schultern, hob sie an. Sie war leichter, als sie sein sollte, als hätte man ihr nicht nur Blut, sondern Gewicht genommen. Sie stöhnte leise, kein Schmerzschrei, eher ein Geräusch, das sagt: Ich bin noch da, aber nur knapp.

Als ich sie aufrichtete, sah ich die Einstiche an ihrem Hals deutlicher. Zwei kleine Punkte, dunkel, und um sie herum ein grauer Schatten, wie Asche unter der Haut. Es war nicht nur Wunde. Es war Markierung.

Ich presste Mary an mich, damit sie nicht wegrutschte, und ging mit ihr zur Tür zurück, die ich eben erst zugeschlagen hatte. Der Metallschlüssel in meiner Tasche fühlte sich heiß an, als würde er sich über meine Nähe zu ihr ärgern. Oder über meine Entscheidung.

Ich legte die Hand an die Tür. Kalt. Ich drückte.

Sie gab nicht nach.

Ich drückte stärker.

Nichts.

Ein humorloses, sachliches Nichts, wie eine Wand. Ein Raum, der behauptet: Du bist hier drin, weil du hier drin sein sollst.

Das Flüstern kam wieder, direkt an meinem Ohr, ohne dass ich einen Mund sah. Kein Satz, nur ein Ton, als würde jemand einen Namen probieren, ohne ihn auszusprechen. Ich spürte, wie Mary in meinem Arm zuckte.

Da, flüsterte sie, kaum hörbar. Nicht Tür. Spiegel.

Ich sah mich um. An der Wand gegenüber, halb im Schatten, hing tatsächlich ein Spiegel. Kein eleganter Rahmen, nur ein Stück Glas in groben Halterungen, als hätte man es eilig befestigt. Die Oberfläche war nicht klar. Sie wirkte, als läge ein dünner Film darauf, etwas wie Atem, der nie trocknet.

Ich ging darauf zu, Schritt für Schritt, Mary an mich gepresst, und mit jeder Bewegung wurde die Luft dichter. Das war kein Gefühl. Das war Physik, die sich falsch verhielt.

Vor dem Spiegel blieb ich stehen. Im Glas sah ich uns beide. Mich, blass im Lampenlicht, die Anspannung im Gesicht. Mary in meinem Arm, die Augen halb offen. Hinter uns im Spiegel — und hier musste ich mich zwingen, nicht in Panik zu fallen — war der Raum anders. Tiefer. Länger. Als würde der Spiegel nicht spiegeln, sondern fortsetzen.

Und dort, in dieser Fortsetzung, stand etwas Dunkles.

Nicht ganz Körper. Mehr wie ein Mantel, der ohne Mensch darin hängt. Und daneben ein Regenschirm, dessen Spitze auf dem Boden stand.

Kein Tippen. Nur Präsenz.

Mary hob die Hand und berührte mit zwei Fingern das Glas. Ihre Finger hinterließen keinen Abdruck. Aber an der Stelle, wo sie das Glas berührte, zog sich der Film zurück, als hätte das Glas kurz auf ihre Berührung reagiert.

Ich hielt die Lampe näher an die Oberfläche. Der Lichtschein wurde im Spiegel nicht richtig reflektiert. Er wurde geschluckt. Und in diesem Schlucken sah ich eine feine Linie, die sich über das Glas zog.

Asche.

Ein unvollendeter Kreis, direkt auf der Spiegeloberfläche, wie ich ihn oben im Hotelzimmer gesehen hatte. Hier unten war er deutlicher, grober, als hätte jemand weniger Geduld gehabt. Eine Unterbrechung an der linken Seite, eine offene Stelle, die schreit: Vollende mich.

Ich zog das Fläschchen aus der Tasche. Nicht, weil ich an Wunder glaubte, sondern weil ich inzwischen gesehen hatte, dass manche Stoffe hier eine Sprache sprechen, die der Nebel respektiert. Ich ließ einen Tropfen an der offenen Stelle des Aschekreises auf das Glas fallen.

Das Zischen war nicht laut, aber es war entschieden. Die Asche zog sich zurück, der Kreis wurde unbrauchbar. Und im Spiegelbild zuckte die dunkle Gestalt, als hätte ich ihr eine Faser aus dem Körper gerissen.

Ich nutzte den Moment. Ich presste Mary noch fester an mich und drückte mit der freien Hand gegen den Spiegel, nicht in der Mitte, sondern an der Stelle, wo die Asche eben reagiert hatte.

Das Glas gab nach.

Nicht wie Glas, das bricht. Wie Wasser, das sich kurz weigert und dann doch nachgibt. Meine Hand sank hinein, kalt, feucht, als würde ich in eine sehr alte Pfütze greifen. Mein Arm folgte, und für einen schrecklichen Augenblick dachte ich: Wenn ich jetzt loslasse, verliert der Spiegel mich.

Mary stöhnte, und dieses Geräusch rettete mich, weil es mich zurück in den einzigen Zweck zog, der zählt: sie raus.

Ich zog sie vor mich, schob ihren Körper in Richtung des Glases, und das Glas nahm sie an, als wäre es dafür gemacht. Ihre Schultern verschwanden, ihr Kopf, dann war sie halb durch, und ich spürte, wie die Luft auf der anderen Seite anders war: kälter, klarer, weniger Eisen.

Hinter mir kam ein leises, wütendes Rascheln, und diesmal hörte ich tatsächlich ein Tippen, kurz und scharf, als hätte jemand die Geduld verloren.

Ich stieß mich ab, ließ den Spiegel mich nehmen, und der Moment war wie ein Sturz ohne Fall: eine Sekunde, in der der Körper nicht weiß, wo oben ist. Dann stand ich auf der anderen Seite.

Ein anderer Gang. Ähnlich eng, ähnlich feucht, aber nicht derselbe. Meine Lampe brannte noch. Mary lag halb in meinen Armen, und ich zog sie vom Spiegel weg, weil ich spürte, dass man nicht zu lange an solchen Oberflächen stehen darf.

Hinter uns wölbte sich das Glas, als würde etwas dagegen drücken. Eine dunkle Form schob sich an die Oberfläche, und ich sah den Regenschirmgriff wie einen Schatten hinter Wasser. Dann, abrupt, wurde das Glas wieder normal. Still. Tot.

Mary atmete flacher, aber sie atmete. Sie sah mich an, und in ihren Augen war etwas, das zwischen Dank und Warnung hing.

Er folgt, flüsterte sie.

Ich nickte, weil ich nicht wusste, ob Nicken hilft, aber ich wusste, dass ich keine Zeit hatte, ihr zu widersprechen.

Wir gingen den Gang entlang. Er führte nicht nach oben in das Hotel zurück, sondern seitlich, tiefer in ein Netz aus Fluren, als wäre unter London ein zweites London gebaut worden, ohne Straßen, nur mit Verbindungen. Nach einigen Minuten erreichten wir eine Treppe, grob, steil, die nach oben führte. Hier roch es nicht mehr nach Eisen, sondern nach feuchter Kohle, nach Stadt. Ein guter Geruch, wenn man gelernt hat, dass Stadtgeruch Freiheit bedeutet.

Oben war eine Tür, alt, schwer. Ich drückte sie auf, und kalte Nachtluft schlug uns entgegen wie ein Schlag ins Gesicht. Nebel. Natürlich. Aber draußen, im Nebel, war wenigstens die Möglichkeit, sich zu bewegen, ohne dass eine Wand behauptet, man gehöre ihr.

Ich winkte die erste Kutsche heran, die ich hörte, bevor ich sie sah. Der Kutscher fluchte, als er Mary sah, blass und halb bewusstlos, aber ich sagte nur zwei Worte, und sie hatten in dieser Stadt immer noch Gewicht: Krankenhaus. Irrenhaus.

Er starrte mich an, als hätte ich mich versprochen.

Ich beugte mich näher und sagte leise: Das Haus für die, die flüstern. Der Mann heißt Renfield.

Bei diesem Namen veränderte sich sein Blick. Er wurde kleiner. Vorsichtiger. Er nickte, als hätte er verstanden, dass es besser ist, nicht zu fragen, warum.

Ich hob Mary hinein, setzte mich neben sie, hielt ihren Kopf, damit er nicht gegen die Wand schlägt, und als die Kutsche anfuhr, spürte ich wieder dieses Tippen, ganz fern, nicht im Wagen, nicht auf der Straße, eher im Rhythmus der Stadt selbst. Als würde irgendwo ein Regenschirm die Sekunden markieren, bis ich ankomme.

Das Irrenhaus lag am Rand der ordentlichen Straßen, dort, wo London so tut, als habe es keine dunklen Ecken. Ein Gebäude aus Stein, sauber, streng, mit Fenstern, die zu hoch saßen, um hinauszusehen. Vor dem Eingang brannte eine Lampe, und das Licht war hart, als wolle es jede Schattenbildung verbieten.

Ich bezahlte den Kutscher doppelt und trug Mary hinein. Ein Pfleger kam, nahm sie mir ab, stellte keine Fragen, weil er an diesem Ort gelernt hat, dass Fragen manchmal gefährlicher sind als Antworten. Ich sagte Marys Namen, und der Pfleger schrieb ihn auf, mit einer Routine, die mich wütend machte, weil Routine hier bedeutet: noch ein Körper, noch eine Nacht.

Dann nannte ich meinen Namen.

Der Pfleger hielt kurz inne, als hätte er ihn schon gehört, ohne zu wissen, woher. Vielleicht stand er bereits irgendwo in einem Buch, das ich noch nicht gesehen hatte.

Man führte mich in einen Flur, der nach Desinfektionsmittel roch und trotzdem nicht sauber wirkte. Türen links und rechts, hinter einigen hörte man Murmeln, hinter anderen nur Stille. Und über allem lag dieses Gefühl, das man an solchen Orten nie loswird: Dass die Wände mehr wissen als die Menschen.

Ein Arzt kam mir entgegen, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, das Gesicht müde von zu vielen Nächten. Er fragte nach meinem Anliegen, und ich sagte: Renfield.

Der Arzt blinzelte. Dann sah er mich genauer an, als würde er versuchen, mich in eine Kategorie zu stecken. Schließlich sagte er: Der Mann spricht heute ungewöhnlich viel.

Ich antwortete: Das tut er immer, wenn er glaubt, dass jemand zuhört.

Der Arzt nickte langsam, als wäre das eine Bemerkung, die man erst später versteht. Dann führte er mich zu einer Tür am Ende des Flurs. Hinter dieser Tür war es still.

Zu still.

Er legte die Hand auf den Schlüsselbund, zögerte einen Moment und sagte leise: Wenn Sie hineingehen, lassen Sie sich nicht von seinen Worten lenken. Er ist... ansteckend.

Ich dachte an das Wort Schreib. An das Flüstern. An die Kreise.

Ich sagte: Ich bin schon angesteckt.

Der Arzt drehte den Schlüssel im Schloss.

Die Tür öffnete sich einen Spalt.

Und aus dem Dunkel des Zimmers drinnen kam sofort, als hätte es die ganze Zeit gewartet, eine Stimme, heiser, freudig, erschöpft vor Begeisterung:

Er kommt. Er kommt. Ich hab's doch gesagt. Er kommt.

Die Stimme kam aus der Dunkelheit wie eine Hand, die einem im falschen Moment die Schulter packt. Sie war nicht laut, aber sie war voll. Voll von einer Freude, die man nur an Orten hört, an denen Freude nichts mehr mit Glück zu tun hat. Der Arzt hielt die Tür offen, als hätte er Angst, dass sie ihm sonst aus der Hand genommen wird.

Ich trat ein.

Der Raum roch nach kaltem Schweiß, nach Seife, die zu oft benutzt wurde, und nach dieser säuerlichen Note, die entsteht, wenn ein Mensch lange genug in einer Zelle lebt, bis die Luft seine Gedanken übernimmt. Ein schmales Bett, ein Stuhl, ein Tisch, eine nackte Glühbirne, deren Licht zu grell war, um tröstlich zu sein. In der Ecke stand ein Eimer. An den Wänden waren Kratzspuren, als hätte jemand versucht, sich durch Stein zu schreiben.

Renfield saß auf dem Bett, die Knie angezogen, die Hände um die Schienbeine gekrallt. Sein Kopf wippte leicht, als würde er innerlich einem Lied folgen, das sonst niemand hört. Er war dünner als in meiner Vorstellung, aber seine Augen waren zu groß für sein Gesicht. Augen, die nicht mehr unterscheiden, ob etwas draußen passiert oder drinnen.

Er sah mich an, und für einen Moment war da etwas wie Erkennen. Nicht mich als Person, eher mich als Signal.

Er kommt, sagte er wieder, und diesmal klang es beinahe zärtlich. Er kommt. Er kommt durch die Türen, die nicht da sind. Durch die Bilder, die nicht spiegeln. Durch die Schritte, die nicht gehen.

Ich blieb einen Schritt entfernt stehen. Der Arzt schloss die Tür hinter mir nicht, aber ich hörte das leise Klicken des Schlosses trotzdem, als hätte das Gebäude selbst entschieden, dass es besser ist, wenn wir diese Szene nicht mit der Welt teilen.

Ich sagte: Renfield.

Er lachte kurz, ein trockenes Geräusch. Namen. Die sind wie Schlüssel, nicht wahr? Man steckt sie rein und dann drehen sie sich von allein.

Ich hielt meinen Blick ruhig. Ich sagte: Mary Harker ist hier. Sie wurde vorhin gebracht.

Sein Lächeln brach nicht ab, aber es veränderte sich, als hätte ich ein anderes Thema in sein Lied geschoben. Mary... ja. Sie schreibt. Sie hat geschrieben. Sie hat den Nebel gefüttert.

Ich spürte, wie sich mein Magen zusammenzog. Ich sagte: Wer hat sie genommen?

Renfield neigte den Kopf, als lausche er. Dann hob er die Hände und hielt sie vor sein Gesicht, als würde er eine unsichtbare Schrift darauf lesen. Niemand hat sie genommen, flüsterte er. Sie ist gegangen. Man geht immer, wenn man glaubt, man hätte eine Wahl. Und er... er liebt Wahlen.

Ich trat einen halben Schritt näher, nicht aggressiv, nur so, dass er mich nicht mehr als Teil der Tapete behandeln konnte. Ich sagte: Ich will wissen, wo er sie hingelegt hat.

Renfield verzog die Lippen, als würde er das Wort schmecken. Hingelegt. Ach, wie ordentlich Sie sind. Als wäre das alles nur Möbel.

Sein Blick glitt an mir vorbei, zur Tür, zum schmalen Spalt zwischen Holz und Rahmen. Er starrte dorthin, als wäre dort eine Bühne.

Er ist dort draußen, sagte Renfield leise. Er hört. Er wartet. Er zählt. Er zählt immer.

Ich wollte antworten, doch in diesem Augenblick flackerte die Glühbirne einmal, ganz kurz, als hätte jemand die Luft angeschnitten. Ein winziger Moment Dunkelheit, dann wieder Licht. Renfield zuckte nicht. Der Arzt draußen im Flur zog hörbar Luft ein, ein unwillkürlicher Laut, als hätte er gerade verstanden, dass Technik hier nicht immer Technik bleibt.

Renfield lächelte. Haben Sie das gesehen? fragte er. Nein, natürlich nicht. Sie haben es nicht gesehen. Sie haben es gefühlt.

Ich sagte: Renfield, hör zu.

Er legte einen Finger an die Lippen. Nicht um mich zu stoppen. Um mich zu erziehen. Hören ist nicht genug, flüsterte er. Man muss auch... zustimmen.

Ich spürte plötzlich wieder dieses Wort in meinem Kopf, das mich seit Stunden verfolgt, wie eine Fliege, die nicht totzukriegen ist. Schreib. Es war schwach, fast höflich, als würde es sich hier, im Irrenhaus, gut benehmen wollen. Und gerade das machte es schlimmer.

Ich setzte mich nicht. Ich blieb stehen. Ich fragte: Wann hat er dich zum ersten Mal berührt?

Renfield blinzelte langsam. Berührt. Dieses Wort, als hätte er es seit Jahren nicht mehr benutzt. Dann grinste er, und der Grinse nicht freundlich. Es war ein Grinsen, das man hat, wenn man eine Wahrheit besitzt, die anderen weh tut.

Er hat mich nie berührt, sagte er. Er hat mir nur gezeigt, wo ich schon offen war.

Ich hielt kurz inne. Offene Stellen. Risse. Umwege. Ich sagte: Und wie zeigt er?

Renfield streckte die Hand aus, nicht zu mir, sondern zum Tisch. Auf dem Tisch lag ein Stück Papier. Ein Notizzettel, den ich vorher nicht bemerkt hatte, weil er so banal war. Renfield nahm ihn zwischen Daumen und Zeigefinger, hielt ihn hoch, und ich sah: Er war leer. Kein Wort.

Er sagte: Sehen Sie?

Ich sagte: Da ist nichts.

Renfield lachte, ein heiseres Krächzen. Genau! Genau. Nichts ist das Beste. Nichts ist ein perfekter Anfang. Auf Nichts kann man alles schreiben.

Er hielt das leere Papier näher an sein Gesicht, als würde er lesen. Dann flüsterte er mit einer Stimme, die plötzlich nicht mehr seine eigene war, nicht ganz: Er kommt, wenn du ihn einlädst.

Ich spürte einen kalten Druck im Nacken, als hätte jemand hinter mir den Raum betreten. Nicht der Arzt. Etwas, das keinen Schritt braucht.

Ich zwang mich, nicht zur Tür zu schauen. Ich fragte: Was willst du von mir, Renfield?

Renfield senkte das Papier und sah mich mit einem Ernst an, der in seinem Gesicht fremd war. Ich will, dass Sie nicht so tun, als wären Sie anders, sagte er. Sie sind schon im Buch. Sie sind schon im Album. Sie sind schon in den Spiegeln. Sie sind schon ein Bild, das jemand betrachtet.

Ich sagte: Wo ist er?

Renfield hob den Kopf leicht, als wäre er stolz auf die Frage. Dann sagte er: Im Rand.

Ich spürte, wie sich die Luft im Raum veränderte. Nicht dramatisch, aber spürbar, wie wenn ein Zug durch einen schlecht schließenden Fensterrahmen zieht. Die Glühbirne flackerte wieder, diesmal länger. Das Licht wurde dünn, dann wieder dick. Der Schatten an der Wand hinter Renfield wuchs kurz, als würde er jemandem Platz machen.

Ich blickte nicht direkt hin. Ich sah in den Rand meines Blickfelds, auf die Ecke des Raums, dort wo die Wand auf die Decke trifft.

Und dort sah ich eine Linie.

Grau. Dünn. Staub.

Asche.

Ein unvollendeter Kreis, an die Wand gezeichnet, als hätte jemand ihn mit einem Finger gezogen. In der Unterbrechung des Kreises war ein kleiner, dunkler Punkt, als hätte man dort etwas aufgesetzt.

Die Spitze eines Regenschirms.

Renfield flüsterte: Wenn Sie den Kreis schließen, wird er kommen. Wenn Sie den Kreis brechen, wird er bleiben. Das ist der Spaß.

Mein Herz schlug einmal hart. Ich dachte an Mary, an ihren schwachen Atem, an ihre Warnung. Nicht schreiben. Nicht allein. Und ich verstand plötzlich, was dieser Raum war: nicht eine Zelle, nicht ein Krankenzimmer, sondern ein Demonstrationsraum. Ein Ort, an dem er zeigt, wie leicht man Menschen dazu bringt, Dinge zu vollenden, die man nicht begonnen hat.

Ich sagte ruhig, so ruhig wie möglich: Renfield, hör mir zu. Mary lebt. Sie ist hier. Ich brauche dich, um sie zu schützen.

Renfield lachte wieder, aber diesmal war es brüchig. Schützen, wiederholte er. Sie wollen sie schützen, indem Sie sie in ein Haus voller Schlösser bringen? Schlösser sind nur für Menschen, Herr van Helsing. Er... er ist kein Mensch.

In diesem Moment klopfte der Arzt draußen an die Tür. Ein kurzer, nervöser Schlag. Herr van Helsing? Alles in Ordnung?

Renfield zuckte zusammen, als hätte man ihn gestochen. Ordnung, flüsterte er. Das Wort mag er. Ordnung ist sein Mantel. Ordnung ist sein Schirm.

Das Licht flackerte ein drittes Mal, und diesmal war es nicht nur Flackern. Es war, als würde die Glühbirne kurz ausatmen. Ein Schatten huschte über den Boden, obwohl niemand sich bewegte.

Renfield starrte an mir vorbei, zur Stelle zwischen mir und der Tür, und sein Gesicht wurde plötzlich bleich, als hätte er für einen Moment etwas gesehen, das er sonst nur hört.

Er flüsterte: Er ist da.

Ich blieb stehen. Ich sagte: Dann sag ihm, er soll sich zeigen.

Renfield schüttelte den Kopf, langsam, fast traurig. Er zeigt sich nie, sagte er. Er lässt dich ihn zeigen.

Und in meinem Kopf, leise, geduldig, als hätte es nur auf diesen Satz gewartet, stand wieder das Wort, das sich nicht vertreiben ließ:

Schreib.

Das Wort stand in mir wie ein sauberer Stempel. Schreib. So still, dass es sich wie ein eigener Gedanke tarnen konnte. Und genau darin lag seine Raffinesse: Er musste nicht schreien, um zu gewinnen. Er musste nur warten, bis ich mich selbst überrede, dass ein Satz die Lösung ist.

Renfield starrte weiterhin an mir vorbei, dorthin, wo zwischen mir und der Tür nur Luft sein sollte. Sein Atem ging schneller, die Hände umklammerten das leere Blatt Papier, als könnte er sich daran festhalten. Der Arzt draußen klopfte noch einmal, diesmal fester. Herr van Helsing? Soll ich—

Ich hob die Hand, nicht zur Tür, sondern in Richtung des Arztes, ein stummes Zeichen: Warten. Es war weniger Autorität als Instinkt. Ein zweiter Mensch im Raum macht Dinge komplizierter. Und Komplexität liebt er.

Ich sagte zu Renfield, ruhig: Du hast Angst.

Renfield lachte, aber das Geräusch war kaum noch Lachen. Angst, wiederholte er, als sei es ein altes Wort, das ihm nicht mehr passt. Nein. Angst ist... wenn man glaubt, dass man sterben kann. Ich glaube nicht mehr an Sterben. Ich glaube an... Wechsel.

Wechsel, dachte ich. Masken. Bote. Spiegel.

Ich sah die Aschelinie an der Wand im Rand meines Blicks. Unvollendeter Kreis. Schirmspitze im Bruch. Ein kleiner, dunkler Punkt. Er wartete auf die alte menschliche Gewohnheit: etwas fertig machen. Einen Kreis schließen, einen Satz beenden, eine Geschichte abrunden.

Ich zog das Fläschchen aus der Tasche.

Renfield zuckte, als hätte er erwartet, dass ich den Kreis vollende. Ich hielt das Fläschchen nicht über den Kreis, sondern über das leere Blatt in seiner Hand.

Renfield blinzelte. Was tun Sie? flüsterte er.

Ich sagte: Ich schreibe nicht. Ich lösche.

Ich ließ einen Tropfen auf das Papier fallen.

Es zischte. Das Papier kräuselte sich sofort an der Stelle, als hätte es eine Haut, die brennt. Renfield stieß einen kleinen Laut aus, erschrocken, wütend, erleichtert, alles zugleich. Das leere Blatt war nicht mehr leer. Es war beschädigt. Und damit war es unbrauchbar für das, was er damit vorhatte. Unbrauchbar für eine Einladung.

In derselben Sekunde flackerte die Glühbirne hart. Ein kurzer Aussetzer, als würde jemand die Luft im Raum kneifen. Der Schatten an der Wand sprang. Und ich spürte ein Ziehen im Brustkorb, als hätte mir jemand kurz die Rippen von innen gedrückt.

Renfield schrie nicht. Er grinste nur, mit weiten Augen. Das gefällt ihm nicht, flüsterte er fast begeistert. Oh, das gefällt ihm gar nicht.

Ich wandte mich nicht der Aschelinie zu. Ich wandte mich dem Raum zu, als wäre er ein Publikum. Ich sagte laut genug, dass selbst die Wände es hören mussten: Ich schreibe nicht für ihn. Und ich vollende nicht, was er beginnt.

Renfield lachte leise, dann hustete er, als würde er etwas aus dem Hals bekommen, das nicht dort hingehört. Er krümmte sich kurz, und als er den Kopf wieder hob, war sein Blick plötzlich klarer. Ein Herzschlag Menschlichkeit. So kurz, dass er sofort wieder wegrutschen konnte.

Sie war im Zimmer siebzehn, sagte Renfield, und diesmal klang es nicht wie ein Lied. Im Haus mit den falschen Fenstern. Aber jetzt ist sie... wo die Menschen sie nicht suchen.

Ich sagte: Wo?

Renfield hob die Hand und deutete an die Wand. Nicht auf den Kreis, sondern knapp daneben, auf einen scheinbar unauffälligen Fleck, eine Stelle, wo die Tapete leicht beschädigt war, als hätte jemand dort oft gegen die Wand gelehnt.

Da ist eine Treppe, flüsterte er. Hinter der Tapete. Aber nicht die, die Sie schon gefunden haben. Es gibt immer eine zweite. Eine, die nur die Kranken sehen.

Ich spürte, wie sich ein Muster schloss. Die Grundrisse. Renfield. Das Symbol mit dem Kreuz. Die Tür aus Glas. Alles führte zu diesem Gebäude, zu diesem Ort, den man offiziell „Heilung“ nennt und in Wahrheit „Aufbewahrung“.

Der Arzt draußen klopfte wieder, jetzt mit spürbarer Sorge. Herr van Helsing, ich—

Renfield fuhr herum, sein Gesicht verzog sich, und er fauchte zur Tür: Still! Still! Er hört durch Holz! Er hört durch Atem!

Der Arzt schwieg. Ich hörte nur sein Schlucken durch den Spalt.

Ich sagte zu Renfield: Hilf mir. Zeig mir die zweite Treppe.

Renfield sah mich an, und in seinen Augen lag ein kurzer, fast kindlicher Wunsch: wichtig zu sein. Dann nickte er langsam. Aber Sie müssen etwas versprechen, flüsterte er. Versprechen sind Kreise.

Ich sagte: Keine Versprechen.

Er verzog das Gesicht, als hätte ich ihm eine Süßigkeit weggenommen. Dann sagte er: Dann nur... hör zu.

Er beugte sich vor, so weit es die Fesseln seiner eigenen Angst zuließen, und flüsterte: Wenn Sie die Treppe finden, zählen Sie die Stufen nicht. Zählen Sie die Spiegel. Wenn es mehr Spiegel sind als Stufen, sind Sie nicht mehr im Haus.

Ein Satz wie aus einem Albtraum. Und doch klang er wie Erfahrung, nicht wie Fantasie.

Ich nickte knapp, ohne es zu stark zu machen. Dann trat ich zur Tür, öffnete sie einen Spalt und sah den Arzt im Flur stehen, blass, die Hand halb erhoben, als hätte er die ganze Zeit gegen eine unsichtbare Wand geklopft.

Ich sagte: Bringen Sie Mary in ein Zimmer ohne Spiegel. Sofort.

Der Arzt blinzelte, als hätte ich ihn gebeten, die Sterne zu verschieben. Ohne Spiegel? Wir haben—

Ich unterbrach ihn. Entfernen Sie sie. Decken Sie sie ab. Drehen Sie sie zur Wand. Irgendetwas. Und niemand soll in diesem Zimmer schreiben. Kein Bericht. Kein Protokoll. Nichts.

Er wollte fragen, ich sah es ihm an. Doch an diesem Ort lernt man schnell, dass manche Fragen nur dazu da sind, um die eigene Angst zu füttern. Er nickte schließlich, einmal, und ging.

Ich schloss die Tür wieder, nicht fest, nur bis zum Einrasten. Renfield atmete schneller, als hätte er den Arzt als Risiko empfunden.

Ich sagte: Die zweite Treppe.

Renfield stand nicht auf. Er konnte nicht. Aber er hob die Hand und klopfte mit dem Fingernagel dreimal gegen die Wandstelle, auf die er zuvor gezeigt hatte. Drei kurze Klopfzeichen. Nicht laut. Und trotzdem klang es im Raum wie ein Ritual.

Als sein Nagel das dritte Mal den Putz berührte, antwortete etwas.

Kein Geräusch.

Ein Gefühl, als würde die Wand einen Moment lang nachgeben. Als würde sich dahinter ein Hohlraum öffnen, der vorher nicht da war.

Die Aschelinie in der Ecke begann zu zittern.

Nicht stark, aber deutlich. Der unvollendete Kreis lebte, als hätte er Blut bekommen. Und der kleine dunkle Punkt in der Unterbrechung — die Schirmspitze — drückte sich minimal in den Raum hinein, als wäre die Grenze weich geworden.

Renfield flüsterte: Jetzt. Jetzt, bevor er merkt, dass Sie nicht spielen.

Ich zog das Fläschchen, ging zur Aschelinie und ließ keinen Tropfen fallen. Ich spritzte. Ein kurzer, scharfer Strahl direkt auf die Unterbrechung, auf die Schirmspitze.

Es zischte laut. Der Geruch stach in die Nase. Der dunkle Punkt zog sich zurück, als hätte er Schmerz. Der Kreis wurde nicht geschlossen, er wurde beschädigt, zerfleddert.

Renfield lachte, ein wahnsinniges, triumphierendes Geräusch. Oh, das... das hat er gespürt.

Das Licht der Glühbirne flackerte, dann stabilisierte es sich. Für einen Moment war der Raum wieder nur Raum. Stein, Bett, Mensch.

Ich ging zur Wandstelle, wo Renfield geklopft hatte. Ich legte die Handfläche darauf. Kalt. Aber unter dem Kalt war Bewegung. Ein Hauch von Luft, der durch einen winzigen Spalt strich. Eine Stelle, an der die Wand nicht Wand war.

Ich fand die Naht im Putz, eine feine Linie, und drückte. Ein Stück Tapete, das dort gar nicht hingehörte, löste sich minimal. Darunter war Holz. Ein Paneel, wie im Hotel. Eine Tür in der Wand.

Ich zog daran, und das Paneel gab nach.

Ein dunkler Schacht dahinter. Eine Treppe, steiler als die erste, enger, als hätte man sie für Menschen gebaut, die nicht schreien können. Und irgendwo unten, ganz schwach, hörte ich wieder ein Geräusch, das mir die Haut am Nacken spannte:

Tippen.

Nicht nah. Nicht weit. Genau dazwischen, wo man nicht weiß, ob es kommt oder ob man hingeht.

Renfield flüsterte, und in seiner Stimme lag etwas wie Bewunderung: Gehen Sie. Und wenn Sie ihn sehen... sehen Sie ihn nicht. Sehen Sie nur, was er berührt.

Ich nickte, nicht weil ich ihm glaubte, sondern weil ich keine Zeit hatte, es zu prüfen. Ich trat in den Schacht, die Lampe voran.

Hinter mir sagte Renfield plötzlich, laut genug, dass der Raum es hören musste: Er kann Türen öffnen, aber er kann keine Namen halten!

Ich erstarrte einen Herzschlag. War das eine Hilfe? Oder ein Ruf? Oder beides?

Dann hörte ich im Flur draußen Schritte. Eilige Schritte. Pfleger. Stimmen. Der Arzt rief nach jemandem. Mary.

Und im gleichen Moment, als würde der Ort auf das Wort „Name“ reagieren, hörte ich oben im Schloss der Zellentür ein leises, sehr höfliches Kratzen.

Nur einmal.

Als Zeichen, dass er ebenfalls gehört hatte.

Ich ging hinab.

Der Sarg im Keller

Die Treppe hinter Renfields Tapete war enger als jede zuvor. Der Schacht nahm die Lampe wie ein fremdes Auge auf und gab das Licht nur widerwillig weiter. Die Stufen waren steil, ungleichmäßig, und bei jedem Schritt knarrte das Holz nicht, sondern seufzte, als würde es sich erinnern, wie viele Menschen hier hinuntergegangen sind, ohne wieder hochzukommen. Ich hielt die Lampe vor mir, und doch blieb ein Stück Dunkelheit immer unmittelbar hinter dem Lichtkegel, wie ein Hund, der nicht bellen muss, um zu zeigen, dass er da ist.

Tippen.

Ich hörte es nicht mehr als Geräusch, sondern als Takt im Körper. Es kam von irgendwo unten, nicht klar, nicht lokalisierbar. Es war, als würde die Treppe selbst zählen, wie viele Stufen ich noch habe, bevor sie mich verschluckt.

Renfield hatte gesagt: Zähl die Spiegel. Wenn es mehr Spiegel sind als Stufen, bist du nicht mehr im Haus.

Ich zählte nicht die Stufen. Ich zwang mich, es nicht zu tun. Die Versuchung war da, aber sie war genau deshalb da. Stattdessen suchte ich die Wände ab, den Rand, das, was nicht zur Treppe passte. Und schon nach wenigen Metern sah ich den ersten Spiegel.

Er hing an der linken Wand, schief, ohne Rahmen, als hätte jemand ihn schnell befestigt. Er spiegelte mein Lampenlicht zurück, aber das Spiegelbild war zu hell, zu scharf. Keine Staubschicht, keine Verzerrung. Ein Spiegel, der frisch wirkte in einem Schacht, der alt roch. Das war falsch.

Ich ging weiter. Nach der nächsten Biegung, der zweite Spiegel. Größer. Klarer. Wieder ohne Rahmen. Zwei Spiegel. Zwei Stufen? Ich wusste es nicht, weil ich nicht zählen wollte. Und genau dieses Nichtwissen war wie eine offene Stelle im Kopf.

Tippen, wieder. Einmal. Dann Pause. Wie ein Höflichkeitsklopfen.

Die Luft wurde kälter, als ich tiefer kam. Nicht die Kälte eines Kellers, sondern eine Kälte, die den Atem dünner macht, als würde sie Sauerstoff rationieren. Der Geruch von Eisen war hier schwach, aber vorhanden. Und darunter war ein anderer Geruch, einer, den ich nur aus den Briefen und aus Whitechapel kannte: Erde, alt, feucht, wie aus einem Grab.

Nach dem dritten Spiegel – ja, ich war sicher, dass es der dritte war, weil der Abstand zwischen ihnen einen Rhythmus hatte – endete die Treppe auf einer kleinen Plattform. Vor mir eine Tür aus schwerem Holz, mit einem metallenen Riegel, der aussah, als sei er für Hände gemacht, nicht für Schlüssel. An der Tür war kein Schild. Keine Zahl. Nur ein kleiner Fleck aus grauem Staub am Rahmen.

Asche.

Ich hielt die Lampe näher. Der Aschefleck war nicht zufällig. Er lag wie eine Markierung. Wie ein Fingerabdruck.

Ich legte die Hand an den Riegel. Er war kalt. Ich hob ihn langsam. Es quietschte nicht. Es war zu leicht. Als hätte man die Tür geölt, damit sie sich lautlos öffnen kann, wenn man es nicht erwartet.

Ich drückte.

Die Tür gab nach.

Ein Geruch schlug mir entgegen, der mich kurz in die Kindheit zurückwarf, in die Erinnerung an Kirchen, an kalte Krypten, an Stein, der nach Menschen riecht, die seit Jahrhunderten nicht mehr sprechen. Moder. Wachs. Und wieder dieses metallische Eisen, deutlicher, aber nicht frisch. Alt.

Ich trat ein.

Der Raum war größer als der Schacht. Ein Kellerraum, gemauert, die Decke niedrig, aber weit. Das Licht der Lampe zeigte Regale an den Wänden, alte Flaschen, Kisten, Werkzeuge. Aber das alles war nur Kulisse. Denn in der Mitte des Raums stand er.

Ein Sarg.

Nicht irgendein Sarg. Ein dunkler Holzkasten, groß, schwer, mit metallenen Beschlägen, die das Lampenlicht schluckten. Der Deckel war geschlossen, aber nicht ganz. Ein Spalt, kaum sichtbar, zog sich entlang einer Seite, als hätte jemand ihn nicht richtig zugedrückt – oder als hätte der Sarg selbst ihn geöffnet.

Ich blieb stehen. Ich trat nicht näher. Särge sind Versprechen. Sie versprechen Ruhe. Und in dieser Geschichte hatte ich gelernt, dass Ruhe die beste Maske ist.

Tippen.

Nicht mehr in der Treppe. Jetzt im Raum. Ganz leise, von irgendwo hinter mir, vielleicht von der Tür, vielleicht vom Schatten. Ich drehte mich nicht. Ich sah im Rand, so gut ich konnte, während ich den Sarg fixierte.

Neben dem Sarg lag etwas auf dem Boden: ein Kreis aus grauem Staub, unvollständig, wie immer. Ein Kreis, der den Sarg nicht umschloss, sondern ihn nur berührte, als wäre der Sarg Teil eines größeren Rituals, das man nicht sehen will.

Ich ging langsam um den Kreis herum, ohne ihn zu betreten. Das Fläschchen war in meiner Hand. Nicht weil ich glaubte, damit alles zu lösen, sondern weil es mir ein Gefühl von Handlung gab. Ein Mensch braucht manchmal eine Geste, um nicht zur Figur zu werden.

Als ich näher kam, roch ich es deutlicher: Erde, Eisen, und etwas Süßliches, das mich wieder an das Zimmer 17 erinnerte. Parfum. Oder die Erinnerung an Parfum. Ein Geruch, der nicht in einen Keller gehört.

Ich leuchtete auf den Boden neben dem Sarg. Dort war eine Spur. Nicht viel Blut, eher schmierig, als hätte jemand mit einer nassen Hand über den Stein gezogen. Und in dieser Spur, halb eingetrocknet, lag ein kleiner Gegenstand.

Ein Haarband.

Grauer Stoff.

Ich kannte es. Es war das Band, das im Zimmer 17 auf dem Stuhl gelegen hatte. Es war nicht nur ein Requisit. Es war Marys Spur. Und wenn es hier war, dann war sie entweder hier gewesen oder sie sollte hier sein.

Ich hob das Haarband mit zwei Fingern auf. Es war feucht. Nicht von Wasser. Von etwas Klebrigem. Und als ich es näher ans Licht hielt, sah ich an der Innenseite dunkle Flecken.

Blut.

Ich spürte, wie die Wut wieder in mir aufstieg, heiß, klar. Ich zwang sie nieder. Wut macht unvorsichtig. Und unvorsichtig ist hier gleichbedeutend mit: geschluckt.

Aus dem Sarg kam ein Geräusch.

Nicht ein Klopfen. Ein leises Schaben. Holz auf Holz. Als würde innen etwas gegen den Deckel drücken. Nicht panisch. Prüfend. Geduldig.

Ich erstarrte.

Dann hörte ich eine Stimme. Nicht laut. Nicht klar. Aber menschlich genug, dass ich sie nicht ignorieren konnte.

Abraham..., flüsterte es aus dem Spalt.

Ich stand da, die Lampe hoch, das Haarband in der Hand, und ich wusste: Das ist die Falle. Genau so. Eine Stimme, die meinen Namen kennt. Eine Stimme, die mich hineinzieht.

Ich zwang mich, nicht zu antworten. Nicht den Satz zu geben, den er braucht.

Das Schaben im Sarg wurde stärker. Der Spalt öffnete sich einen Hauch, gerade so, dass ein Stück Dunkelheit aus dem Inneren herauszuckte, wie Atem.

Die Stimme flüsterte wieder: Nicht... allein...

Ich musste fast lachen, weil es Marys Satz war. Und weil er hier, aus einem Sarg kommend, so falsch war, dass es weh tat. Aber ich lachte nicht. Ich ließ die Lampe den Spalt beleuchten.

Im Inneren sah ich nichts. Nur Dunkel. Und doch hatte ich das Gefühl, dass etwas mich ansieht.

Tippen.

Jetzt direkt neben mir.

Ich spürte es, bevor ich es hörte: die Schirmspitze auf Stein, ein sanfter Kontakt. Keine Gewalt. Nur die Präsenz eines Punktes, der die Szene markiert, wie ein Bleistift auf Papier.

Ich sah in den Rand, zum Schatten neben dem Regal. Dort stand der Regenschirm. Aufrecht. Ohne Hand.

Und neben ihm, kaum erkennbar, hing ein schwarzer Mantel in der Luft, als wäre er an einem unsichtbaren Haken befestigt.

Kein Gesicht. Kein Körper.

Nur die Dinge.

Ich erinnerte mich an Renfields Satz: Sieh nur, was er berührt.

Und ich verstand: Der Sarg ist nicht nur ein Sarg. Er ist eine Tür. Eine Tür, die mich mit einer Stimme lockt, die nicht dazu gehört.

Ich hob das Fläschchen. Meine Hand zitterte nicht. Zum ersten Mal seit langem zitterte sie nicht. Ich sagte, laut genug, dass der Raum es hören musste, aber ohne Pathos: Ich öffne ihn nicht.

Das Schaben im Sarg hörte auf.

Die Stille, die folgte, war so sauber, dass sie wie Applaus klang.

Die Stille hielt an, als würde sie warten, ob ich mich selbst korrigiere. Manche Stille ist nicht Abwesenheit von Geräusch, sondern eine Frage, die gestellt wird, ohne Worte zu benutzen. Der Sarg stand da, der Spalt wie ein dünnes, dunkles Lächeln. Der Regenschirm aufrecht im Schatten, der Mantel daneben wie eine Andeutung. Es war, als hätte jemand die wichtigsten

Requisiten aufgestellt und sich dann zurückgezogen, um zu sehen, ob der Schauspieler seine Szene versteht.

Ich ließ das Fläschchen nicht sinken. Ich hielt es ruhig, denn Ruhe war hier kein Gefühl, sondern eine Haltung. Das Haarband in meiner anderen Hand fühlte sich plötzlich schwer an, als hätte Marys Blut ihm Gewicht gegeben.

Ich sagte nicht: Wer ist da drin. Ich sagte nicht: Zeig dich. Solche Sätze sind Futter. Stattdessen ging ich langsam in die Hocke, so dass ich auf Augenhöhe mit dem Sargspalt war, ohne mich dem Kreis aus Asche zu nähern. Ich wollte sehen, nicht öffnen.

Der Geruch von Erde kam stärker aus dem Inneren, als hätte das Dunkel dort drin einen eigenen Atem. Es war kein muffiger Kellergeruch. Es war Grab. Und darunter wieder der feine Hauch von etwas Süßlichem, etwas, das nicht zur Erde gehört. Wie Parfum auf einem Leichentuch.

Ich leuchtete vorsichtig in den Spalt.

Nichts. Aber nichts ist selten nur nichts.

Ich schob das Licht langsam entlang der Kante, suchte nach einem Reflex, nach einem Stück Stoff, nach einer Hand. Und dann sah ich im Inneren etwas, das mich trotz aller Vorsicht kurz zusammenzucken ließ: eine helle Fläche. Nicht groß. Ein Stück Haut? Ein Stück Papier? Es glänzte minimal.

Ich bewegte die Lampe einen Hauch, und die Fläche verschwand. Das war ein Zeichen. Nicht für Abwesenheit, sondern für Winkel. Für den Rand. Für das, was nur sichtbar ist, wenn man nicht direkt hinsieht.

Ich richtete meinen Blick nicht auf den Spalt, sondern auf die Kante des Deckels, und ließ das Innere im Augenwinkel. Genau dort, wo der Lichtkegel sich brach, sah ich es wieder: ein Stück Weiß. Ein Streifen, der wie Papier wirkte.

Ein Brief.

Ein Brief im Sarg. Natürlich.

Ich spürte, wie sich etwas in mir zusammenzog, nicht Angst, eher die Erkenntnis, dass diese Geschichte sich immer wieder um dasselbe dreht: Schreiben. Briefe. Tagebücher. Alben. Alles Papier, alles Einladung.

Ich streckte die Hand nicht hinein. Ich ließ den Brief da, wo er war. Wer etwas aus einem Sarg nimmt, hat bereits akzeptiert, dass der Sarg etwas zu geben hat. Und geben ist in dieser Welt nie gratis.

Tippen, wieder, sehr leise. Der Regenschirm im Schatten berührte den Boden, als wolle er sagen: Gut. Du hörst.

Ich stellte die Lampe auf den Boden, so dass sie den Sarg von unten beleuchtete und lange Schatten an die Decke warf. Dann zog ich aus der Tasche die Ledermappe mit den Grundrissen. Das Papier war feucht, aber lesbar. Ich schlug die Seite auf, die Renfield

markierte. Das Kreuz. Das Irrenhaus. Ich suchte nach einem Kellerraum. Nach einer Treppe. Nach einem „Sarg“.

Da war nichts eindeutig beschriftet. Aber am Rand des Grundrisses, dort, wo zuvor „RENFIELD“ gestanden hatte, war ein kleiner Zusatz, den ich übersehen hatte: eine kleine Skizze, kaum mehr als ein Rechteck. Daneben eine Linie, unvollendet, wie ein Kreis. Und darunter zwei Worte, in derselben eleganten Handschrift, die die anderen Anweisungen geschrieben hatte.

BEHALTER. ZEUGE.

Ich fror innerlich. Der Sarg war nicht nur Behälter. Er war Zeuge. Ein Gegenstand, der etwas gesehen hat oder etwas festhält, damit es gesehen wird.

Ich sah wieder zum Sarg. Wenn er ein Zeuge war, wovon? Von Mary? Von mir? Von dem Mann im schwarzen Mantel? Oder von etwas, das tiefer im Netz lag?

Marys Haarband klebte noch immer an meinen Fingern. Ich legte es vorsichtig auf den Boden neben die Lampe, so dass es im Licht lag. Ein menschliches Ding als Gegenpol zu all den ritualisierten Dingen. Dann zog ich den Knochenschlüssel hervor.

Er war warm. Zu warm. Und als ich ihn ans Holz des Sargs hielt, spürte ich eine Vibration, so fein, dass man sie nur fühlt, wenn man sie erwartet. Der Schlüssel reagierte auf den Sarg wie auf eine Tür.

Ich zog ihn zurück, hielt ihn gegen den Metallbeschlag. Die Vibration wurde stärker. Es war, als würde der Schlüssel etwas erkennen, das nicht sichtbar ist. Eine Mechanik, die nicht mechanisch ist.

Ich erinnerte mich an Renfields Warnung: Sieh, was er berührt. Und ich sah: Der Regenschirm stand nicht zufällig im Schatten. Er stand genau dort, wo der Schatten des Sargs am dichtesten war. Wo die Kante des Deckels eine Linie in den Raum zog. Er berührte nicht den Sarg, aber er berührte seinen Schatten.

Ich hob den Blick, suchte den Mantel. Er hing noch immer, reglos. Aber am unteren Rand des Mantels löste sich ein Faden, als würde er sich bewegen, ohne Wind. Und ich begriff: Der Mantel war nicht hier, um mich zu erschrecken. Er war hier, um etwas zu halten. Etwas in Stellung zu bringen.

Ich ging einen Schritt zurück. Der Aschekreis am Boden war unvollendet, aber die Unterbrechung zeigte in meine Richtung. Als hätte jemand ihn offen gelassen, damit ich den fehlenden Teil mit meinem Körper ergänze. Ich trat bewusst nicht in diese Lücke.

Ich sagte leise, mehr zu mir als zu irgendwem: Ich bin nicht der fehlende Teil.

Dann hörte ich wieder die Stimme aus dem Sarg.

Nicht „Abraham“. Diesmal etwas anderes. Ein Wort, das nicht wie ein Lockruf klang, sondern wie ein Hinweis.

Fenster.

Das Wort kam so schwach, dass man es für ein Knacken im Holz halten könnte. Aber ich verstand es, weil es zu dem Grundriss passte. FENSTER war rot markiert gewesen. Das Haus der verschlossenen Fenster. Ein Kapitel, das noch vor uns lag, und doch zog es jetzt schon an mir wie ein Magnet. Alles war miteinander verbunden, selbst die Reihenfolge, selbst die Zukunft.

Die Stimme flüsterte wieder: Fenster... offen...

Ich fühlte, wie sich die Falle verfeinerte. Er lockte mich nicht nur mit Mary. Er lockte mich mit dem Inhaltsverzeichnis meines eigenen Weges, mit dem Versprechen, dass ich, wenn ich nur ein bisschen weiter gehe, die Struktur verstehe. Und Struktur ist für Menschen wie mich eine Droge.

Ich beugte mich nicht zum Sarg, ich beugte mich zum Boden, zur Asche. Ich ließ einen zweiten Tropfen aus dem Fläschchen nicht auf die Aschelinie fallen, sondern auf den dunklen Punkt im Schatten, dort, wo die Schirmspitze den Boden berührte.

Der Tropfen traf Stein.

Es zischte nicht.

Der Boden war trocken. Doch im gleichen Moment hörte ich ein leises, kaum hörbares Knacken, als würde Holz im Sarg reagieren. Der Spalt veränderte sich minimal, wurde enger. Als hätte der Tropfen nicht den Schirm getroffen, sondern die Verbindung.

Das Tippen verstummte.

Für einen Herzschlag fühlte sich der Raum leerer an. Nicht sicher, aber weniger gedrückt.

Ich nutzte diesen Herzschlag, trat an die Regale und suchte, ohne zu suchen. Die Hände glitten über Kisten, Flaschen, Staub. Ich fand eine alte Brechstange, rostig. Ein Werkzeug, banal, menschlich. Ich nahm sie.

Nicht um den Sarg aufzubrechen.

Um etwas anderes aufzubrechen: die Vorstellung, dass ich nur reagieren kann.

Ich ging zur Wand gegenüber der Tür, wo der Putz am feuchtesten war. Dort, knapp über dem Boden, sah ich eine Stelle, die anders war: ein sauberer, gerader Schnitt im Stein, als hätte man dort einmal eine Öffnung zugemauert. Ein kleiner Spalt, der nicht zur Mauer passte.

Eine zweite Tür, verborgen wie die Tapete.

Ich setzte die Brechstange an und drückte. Der Stein gab nicht sofort nach. Dann, mit einem leisen, widerwilligen Knacken, löste sich ein Stück Putz. Dahinter war Holz. Und dahinter ein Hohlraum.

Ein schmaler Tunnel. Ein weiterer Gang. Eine weitere Verbindung.

Ich hielt die Lampe hoch und leuchtete hinein.

Der Gang roch nach kalter Luft, nach Stadt. Das war kein Grabgeruch. Das war Ausgang. Oder eine andere Falle, die nach Freiheit riecht.

Hinter mir schabte es im Sarg.

Nicht mehr geduldig. Nicht prüfend.

Wütend.

Der Deckel hob sich einen Hauch, als würde etwas drinnen sich aufrichten. Und im gleichen Moment spürte ich, wie die Temperatur im Raum fiel, als hätte jemand die Kerze der Welt ausgepustet.

Ich drehte mich nicht um. Ich trat zum Tunnel.

Mary war nicht hier, dachte ich. Nicht wirklich. Nur ihre Spur. Sein Spiel.

Ich ging in den Gang, die Lampe voran, und hinter mir hörte ich ein Geräusch, das mir die Haut auf dem Nacken spannte:

Ein Regenschirm, der sich öffnet.

Das Öffnen des Regenschirms war kein gewöhnliches Geräusch. Es war nicht das schnelle Spannen von Stoff über Streben. Es klang eher wie etwas, das sich häutet. Ein trockenes Knacken, ein sanftes Reißen, dann dieses dumpfe, endgültige Einrasten. Als hätte die Luft selbst entschieden, jetzt eine Form anzunehmen.

Ich trat in den Tunnel und zog den Körper so klein wie möglich, ohne zu stolpern. Der Gang war niedrig, die Wände rau, und der Boden war feucht, nicht von Wasser allein, sondern von der Art Nässe, die aus Steinen kommt, die lange etwas verborgen haben. Die Lampe war mein einziger zivilisierter Punkt, und das Licht darin wirkte plötzlich lächerlich, als hätte ich versucht, einen Sturm mit einer Kerze zu verhandeln.

Hinter mir kam ein Luftzug, kalt, und er roch nach Asche.

Nicht nach Erde. Nicht nach Eisen. Nach Asche, trocken, aggressiv. Als würde etwas, das im Keller kein Feuer hatte, plötzlich Rauch produzieren.

Ich ging schneller, ohne zu rennen. Rennen ist ein Versprechen an die Angst. Ich wollte nicht versprechen.

Der Tunnel machte nach wenigen Metern eine Biegung. Ich leuchtete um die Ecke, sah, dass er weiterführte, schmal wie eine Kehle. Und an der Wand, genau auf Augenhöhe, hing ein Spiegelstück. Ein kleines, ovales Glas, wie aus einem Handspiegel herausgebrochen, mit einer Klammer befestigt. Es war völlig fehl am Platz, und genau deshalb war es hier.

Ich blieb nicht stehen. Ich hielt den Blick nicht direkt darauf. Ich ließ es im Rand, ging weiter. Doch im Augenwinkel sah ich, dass mein Spiegelbild darin nicht vollständig war. Die Schultern waren da, die Lampe, das Gesicht – aber hinter mir fehlte etwas, das fehlen sollte.

Der Schatten.

Im Spiegelstück war ein dunkler Fleck hinter meinem Kopf, wie ein zweiter Nacken, der nicht zu mir gehörte. Und dieser Fleck wuchs, je weiter ich ging.

Ich erinnerte mich an Renfields Satz: Wenn es mehr Spiegel sind als Stufen, bist du nicht mehr im Haus. Ich wusste nicht, ob ich noch im Haus war. Ich wusste nur, dass Spiegel hier immer mehr sind als man braucht.

Ein weiteres Spiegelstück tauchte auf, dann ein drittes. Nicht regelmäßig, sondern so gesetzt, dass sie wie Fallen wirken: man sieht sie erst, wenn man schon dran vorbei ist, und dann fragt man sich, was sie gesehen haben.

Das Tippen kam wieder.

Nicht hinter mir, nicht vor mir. Überall. Als würde der Schirmstoff den Klang nicht mehr dämpfen, sondern vervielfachen. Einmal, dann zweimal, dann ein dritter Schlag, schneller, als würde jemand ungeduldig werden.

Ich hielt die Lampe fester und spürte, wie mein Handgelenk schmerzte. Die Lampe war nicht nur Licht, sie war auch Gewicht. Und Gewicht ist ein Vorteil, wenn man es als Waffe denken muss.

Vor mir endete der Tunnel abrupt an einer kleinen Tür, niedrig, fast wie eine Klappe. Sie war aus Metall, mit einem Riegel. Kein Schloss. Kein Schlüssel. Nur ein einfacher Hebel, der so aussah, als wolle er von außen geöffnet werden.

Ich legte die Hand an den Hebel, zögerte einen Herzschlag – nicht aus Unentschlossenheit, sondern weil ich den Moment wählen wollte. Momente wählen ist das Einzige, was einem bleibt, wenn der Ort die Wege vorgibt.

Ich zog.

Die Klappe öffnete sich nach außen, und kalte Nachtluft schlug mir entgegen, so frisch, dass sie fast schmerzte. Dahinter war kein Flur, kein weiterer Gang. Dahinter war eine schmale Gasse, nass, dunkel, irgendwo hinter dem Irrenhaus, dort, wo die Gebäude ihre Rückseiten zeigen. Regen hatte den Stein glänzend gemacht, der Nebel hing tiefer, aber es war dennoch draußen. Draußen hat man wenigstens Himmel über sich, selbst wenn man ihn nicht sieht.

Ich kletterte hinaus, zog die Klappe hinter mir zu und drückte den Riegel zurück. Metall klickte. Ein kleines Geräusch, das mir lächerlich wenig Sicherheit gab. Aber es war ein Abschluss. Ein Punkt.

Für einen Moment war es still.

Dann hörte ich es: nicht Tippen, nicht Kratzen.

Ein leises Rascheln, als würde Stoff sich in einem engen Raum bewegen. Hinter der Metallklappe. Im Tunnel. Als würde der geöffnete Regenschirm sich dort drinnen ausbreiten wollen, aber nicht genug Platz finden.

Ich wich einen Schritt zurück und hob die Lampe. Draußen war sie nutzloser, das Licht verlor sich im Nebel. Dennoch hielt ich sie wie eine Fackel, als würde Feuer hier Regeln setzen.

Ich sah mich um. Links die Rückwand des Irrenhauses, grau, hoch, mit einem Fenster, das vergittert war. Rechts ein schmaler Durchgang, der zur Straße führen könnte. Hinter mir eine Mauer, über die man nicht einfach klettert. London war wieder da, aber es war das London der Hinterhöfe, nicht das der breiten Straßen.

Und dann roch ich es.

Eisen.

Wieder. Frisch.

Ich drehte den Kopf, langsam, und sah auf den Boden der Gasse.

Eine Blutspur.

Nicht viel. Ein paar Tropfen, die in Richtung des Durchgangs führten. Zu frisch, um alt zu sein. Zu klar, um Zufall zu sein. Und ich wusste: Das war kein Opfer von mir. Das war eine Spur, die man legt, damit ich ihr folge.

Ich hätte umdrehen können. Ich hätte zurück zum Eingang gehen können, Hilfe holen, Ärzte, Pfleger, Polizei. Alles das, was man in einer ordentlichen Welt tut.

Aber diese Welt hatte mir gerade gezeigt, dass Ordnung eine Kulisse ist. Der Mann mit dem Regenschirm schreibt seine eigenen Protokolle.

Ich folgte der Blutspur.

Der Durchgang führte in einen kleinen Hof, und dort stand eine Kutsche. Schwarz, ohne Laterne, als würde sie das Licht nicht mögen. Der Kutscher saß hoch, reglos, der Hut tief. Als ich näherkam, hob er nicht einmal den Kopf. Er wartete, als wäre ich bereits Teil der Route.

Ich blieb stehen. Mein Atem dampfte im Nebel.

Ich sagte: Ich fahre nicht.

Der Kutscher antwortete nicht. Stattdessen hob sich im Inneren der Kutsche der Vorhang ein Spalt, als hätte eine Hand ihn von innen gezogen.

Ich sah hinein.

Auf dem Sitz lag ein Gegenstand: ein kleines, braunes Notizbuch. Abgewetzt. Rund an den Kanten.

Marys Tagebuch.

Aber ich hatte es im Hotel, in meinen Händen, in meinem Mantel. Und doch lag es hier, als wäre es gerade erst abgelegt worden. Das war unmöglich. Oder es war die Art von möglich, die man erst versteht, wenn man aufhört, an lineare Wege zu glauben.

Neben dem Tagebuch lag ein Brief. Gelbliches Papier. Dunkle Tinte. Das Siegel war gebrochen, als hätte es jemand für mich geöffnet.

Ich nahm den Brief nicht sofort. Ich lehnte mich nur näher, um zu lesen, was auf der Vorderseite stand.

Nicht mein Name.

Mary Harker.

Und darunter, in derselben eleganten Handschrift:

Zurückgeben.

Ich spürte, wie mir die Kehle eng wurde. Zurückgeben. An wen? An Mary? An ihn? An das Netz?

Der Kutscher sagte nun doch etwas, leise, ohne mich anzusehen: Sie haben noch eine Stunde, bevor die Glocke im Nebel läutet.

Glocke im Nebel. Ein weiterer Knoten, ein weiterer Ort, der schon in der Reihenfolge auf mich wartete. Alles zog.

Ich hob den Blick zum vergitterten Fenster des Irrenhauses. Hinter dem Glas sah ich nichts. Kein Schatten. Kein Gesicht. Nur die Reflexion meines Lampenlichts. Aber im Rand dieser Reflexion, ganz kurz, war eine Bewegung. Eine dunkle Kontur, als würde jemand im Raum hinter dem Fenster einen Regenschirm öffnen.

Ich sah nicht direkt hin. Ich sah nur, was der Rand mir gab.

Ich griff nach dem Tagebuch.

Nicht, weil ich es wollte. Weil ich es musste.

Als meine Finger den Einband berührten, war er warm. Menschlich warm, als hätte Mary es eben erst gehalten. Und in diesem Moment roch ich nicht mehr nur Eisen. Ich roch Parfum. Das alte, schwache Parfum, das Mary umgab.

Ich nahm das Tagebuch und den Brief.

Der Kutscher nickte, als hätte ich die richtige Wahl getroffen. Die Kutschentür stand offen, ohne dass jemand sie geöffnet hatte.

Ich stieg ein.

Und als die Kutsche anfuhr, hörte ich hinter uns, aus der Richtung des Tunnels, ein Geräusch, das im Nebel kaum zu orten war, aber deutlich genug, um zu wissen, dass es nicht endet:

Tippen.

Einmal.

Dann zweimal.

Und dann, wie ein Schlussstrich unter einem Kapitel, ein leises, zufriedenes Klicken.

Als hätte irgendwo eine Tür beschlossen, dass sie mich jetzt kennt.

Ein Biss im Morgengrauen

Die Kutsche roch nach altem Leder und kaltem Regen, aber darunter lag etwas, das mich nicht losließ: Marys Parfum, schwach, wie ein Gedanke, den man nicht zu Ende denken will. Ich hielt ihr Tagebuch auf den Knien, den Brief darauf, und spürte, wie die Wärme des Einbands durch den Stoff meines Mantels drang, als wäre das Buch nicht nur Papier, sondern ein lebender Gegenstand, der sich an mich klammert.

Der Kutscher fuhr ohne Laterne. Im Nebel war das weniger ein Risiko als eine Behauptung: Wir brauchen euer Licht nicht. Die Räder rollten, und jedes Mal, wenn sie über einen Stein im Pflaster liefen, dachte ich unwillkürlich an das Tippen des Schirms. Die Geräusche begannen sich zu vermischen. London selbst klang, als würde es gezählt.

Ich öffnete den Brief nicht sofort. Briefe waren in dieser Geschichte nie nur Nachrichten. Sie waren Türen. Und Türen öffnet man nicht mitten in einer Kutsche, wenn man nicht weiß, wer neben einem sitzt, auch wenn der Sitz leer aussieht. Ich hielt den Umschlag nur gegen das schwache Licht, das durch die Scheibe kam.

Das Papier war dünn. Innen erkannte ich eine dunkle Linie, wie eine Zeichnung. Oder ein Wort, das so groß geschrieben war, dass es durchschimmerte.

Ich zögerte. Dann brach ich den Rest des Siegels und zog das Blatt heraus.

Kein langer Text. Nur ein Satz, in der eleganten Schrift, die inzwischen wie ein Fingerabdruck in meinem Kopf lag:

Bring es ihr zurück, bevor es dich schreibt.

Ich las den Satz noch einmal. Und während ich ihn las, spürte ich dieses leise Drängen in mir, das längst zum Hintergrund geworden war: Schreib. Es war nicht laut, aber es war da, wie ein tropfender Hahn, den man irgendwann nicht mehr hört, bis er plötzlich die ganze Nacht füllt.

Bring es ihr zurück. Mary.

Bevor es dich schreibt. Das Tagebuch war nicht nur Inhalt. Es war Aktivität. Es schrieb. Oder es wollte schreiben. Durch mich.

Ich schlug Marys Tagebuch auf, nicht vorne, sondern irgendwo in der Mitte, weil ich wusste, dass die Mitte oft mehr verrät als der Anfang. Das Papier raschelte, und dieses Rascheln klang in der Kutsche zu laut. Zu lebendig.

Die Seite war nicht leer. Mary hatte geschrieben, aber die Schrift war anders als zuvor. Nicht hastig, nicht verzweifelt. Glatt. Ruhig. Als hätte jemand ihre Hand geführt oder ihre Angst geglättet.

Ich las:

Er mag den Morgen.

Darunter, eine Zeile tiefer:

Weil er dann so tun kann, als sei er nur ein Schatten.

Ich fror. Nicht wegen der Kälte. Wegen der Präzision. Das war kein Tagebucheintrag. Das war eine Warnung.

Ich blätterte weiter. Auf der nächsten Seite stand nur ein Wort.

Morgengrauen.

Und darunter ein kleiner Kreis, unvollendet.

Immer wieder die gleichen Formen. Immer wieder die gleichen Begriffe, wie Motive in einem Lied, das man nicht aus dem Kopf bekommt.

Die Kutsche wurde langsamer. Ich spürte, wie sie einen Bogen fuhr, dann holpriger wurde, als würde sie die ordentlichen Straßen verlassen. Der Kutscher sagte nichts, aber ich hörte seine Hand am Zügel, ein trockenes Knacken, als er das Pferd bremste.

Wir hielten.

Ich blickte hinaus.

Nebel. Ein Kai? Ich roch Wasser, faulig, salzig. Und Kohle. Vielleicht am Fluss. Vielleicht irgendwo, wo morgens Arbeiter kommen, bevor die Stadt wirklich wach wird. Morgengrauen war noch nicht da, aber es lag in der Luft wie ein Versprechen. Das Grau war heller geworden, nicht von Licht, sondern von Erwartung.

Der Kutscher öffnete die Klappe, ohne sich umzudrehen. Sie sind da.

Wo? fragte ich.

Er antwortete: Da, wo es gleich hell wird.

Ich stieg aus. Der Boden unter meinen Schuhen war nass, und das Geräusch meiner Schritte klang hier anders, hohl, als würde der Nebel sie zurückwerfen. Das Tagebuch hielt ich fest, den Brief in der Tasche. Ich hatte das Gefühl, dass, wenn ich das Buch loslasse, es den Weg alleine findet.

Im Nebel tauchten Konturen auf: Pfähle, Kisten, Seile. Ein Lagerplatz am Wasser. Und weiter hinten ein Gebäude, niedrig, mit einem Dach, das sich im Grau verlor. An der Tür hing eine Laterne, die nicht brannte. Als hätte man beschlossen, dass man hier kein Licht braucht.

Der Geruch von Eisen kam zurück, frisch, scharf. Und mit ihm diese innere Anspannung, die sagt: Hier ist etwas passiert. Oder wird passieren.

Ich ging auf das Gebäude zu. Die Tür war nicht abgeschlossen. Natürlich nicht. Türen sind in dieser Geschichte selten verschlossen. Sie sind nur manchmal überzeugt.

Ich trat ein.

Innen war es kalt. Ein Lagerraum, leer bis auf ein paar Kisten. Und in der Mitte stand ein Stuhl. Ein einzelner Stuhl, als hätte jemand ihn wie eine Markierung gesetzt. Auf dem Stuhl lag ein Stück Stoff.

Ein grauer Schal.

Marys Schal.

Ich trat näher, und in dem Moment hörte ich hinter mir ein Geräusch, das ich sofort erkannte, obwohl es hier nicht hinpasste:

Tippen.

Einmal, dann Pause. Nicht auf Stein. Auf Holz. Direkt hinter mir, als hätte jemand den Schirm auf den Boden gesetzt, um mir Zeit zu geben, mich umzudrehen.

Ich tat es nicht sofort. Ich sah zuerst zum Schal. Darunter lag etwas Kleines, das im Halbdunkel glänzte.

Ein Uhrglas. Oder ein kleines Medaillon. Ich nahm es nicht. Ich beobachtete nur.

Der Geruch von Eisen war jetzt so stark, dass ich wusste: Blut ist hier. Frisch.

Ich drehte mich langsam um.

Im Türrahmen stand niemand. Kein Mantel. Kein Mann. Kein Regenschirm.

Doch auf dem Boden, direkt im Lichtkegel meiner Lampe, lag eine Blutspur. Dünn. Frisch. Sie zog sich vom Eingang zum Stuhl, als hätte jemand sie bewusst gelegt.

Und neben der Spur, genau dort, wo der erste Tropfen gefallen war, lag ein kleiner Zettel, sauber gefaltet.

Ich hob ihn auf.

Die Handschrift war Marys. Aber die Worte waren zu ruhig.

Wenn du das liest, ist es fast Morgen.

Ich spürte, wie mein Puls schneller wurde.

Der Zettel ging weiter:

Er kommt nicht in der Nacht. Er kommt im ersten Licht, weil er dann behaupten kann, er sei nur ein Mensch.

Dann:

Gib mir das Tagebuch zurück. Es ist schwer in meinen Händen, aber tödlich in deinen.

Ich hörte meinen eigenen Atem. Ich sah den Schal, den Stuhl, die Blutspur. Und ich begriff: Mary war hier gewesen. Vielleicht nur kurz. Vielleicht gezwungen. Aber sie hatte geschrieben. Oder jemand hatte durch sie geschrieben.

Und irgendwo draußen begann das Grau heller zu werden. Kein Sonnenaufgang, nur ein dünnes Nachlassen des Schwarz. Morgengrauen ist nicht Licht. Es ist die Vorstellung von Licht.

Ich hörte wieder das Tippen, diesmal nicht hinter mir, sondern oben, auf dem Dach. Ein leises Setzen, als würde jemand dort oben gehen, ohne Gewicht.

Ich hob den Kopf.

Und in dem Moment, als ich nach oben sah, spürte ich es am Hals.

Ein kurzer, kalter Druck, genau unter dem Kiefer.

Wie zwei Nadeln.

Der Druck unter dem Kiefer war so präzise, dass er für einen Moment wie eine ärztliche Berührung wirkte. Zwei Punkte, kalt, kaum schmerzhaft – und gerade deshalb gefährlich. Schmerz ist ein Alarm. Diese Berührung war eine Markierung. Ich erstarrte, nicht aus Angst, sondern weil mein Körper instinktiv verstand: Wenn ich jetzt zucke, wird aus Markierung Verletzung.

Die Luft roch nach Eisen und nassem Holz. Der Lagerraum war still, aber die Stille hatte plötzlich Gewicht, als hätte jemand sie an die Decke gehängt. Ich hörte kein Atmen hinter mir. Kein Rascheln. Kein Schritt auf dem Boden. Nur mein eigener Puls, der in den Ohren pochte, und darüber, fast höflich, das leise Tippen auf dem Dach – als würde jemand dort oben die Sekunden zählen, die ich brauche, um zu begreifen, dass ich bereits berührt worden bin.

Ich zwang die Lippen auseinander, ohne den Kopf zu bewegen. Meine Stimme kam leiser heraus, als ich wollte.

Wer...?

Kein Antwortsatz. Nur ein Hauch, knapp am Ohr, als würde die Luft selbst sprechen:

Gib es zurück.

Der Satz war nicht laut. Er war nicht einmal eindeutig eine Stimme. Er war eine Form von Druck, die sich in ein Wort verwandelt. Und ich verstand sofort, was gemeint war. Das Tagebuch auf meinen Knien in der Kutsche. Die Warnung im Brief. Marys Zettel: tödlich in deinen Händen.

Gib es zurück.

Meine Finger krampften sich um den Zettel, den ich eben gelesen hatte. Er raschelte, und dieses Rascheln war im Raum zu laut, als wäre Papier hier ein Instrument. Der kalte Druck unter meinem Kiefer blieb, zwei Punkte, die nicht tiefer gingen, aber auch nicht nachließen.

Ich tat das Einzige, was mir blieb, um nicht zu einem Objekt zu werden: Ich gab dem Moment eine Form.

Langsam hob ich die Lampe, nicht hoch, nicht ruckartig, nur so, dass der Lichtkegel über die Wand wanderte, über die Kisten, den Stuhl, den Schal. Ich leuchtete nicht nach hinten. Ich leuchtete dorthin, wo der Schatten lebt. In Ecken. Unter Kanten. An die Stellen, wo ein Körper nicht steht, aber ein Blick vielleicht wartet.

Der Druck am Hals ließ nach. Nicht vollständig. Er wurde leichter, als hätte die Spitze, was immer sie war, sich zurückgezogen und mich geprüft. Als hätte ich einen Test bestanden, ohne zu wissen, welche Antworten erlaubt sind.

Ich hob die freie Hand langsam und tastete mit den Fingerspitzen über die Stelle unter dem Kiefer. Ein nasser Fleck. Warm. Und dann der Geruch, unmittelbar: frisches Blut, metallisch, lebendig. Der erste echte Schmerz kam erst jetzt, ein kleines Brennen, das mehr Kränkung als Verletzung war.

Ein Biss.

Nicht tief. Nicht tödlich – noch nicht. Eher wie ein Unterschriftstrich.

Ich schloss die Augen einen Herzschlag lang, weil ich spürte, wie in mir etwas ansprang, ein altes, animalisches Bedürfnis, sofort zuzuschlagen, sofort den Raum zu beherrschen. Doch dieser Raum ließ sich nicht beherrschen. Er war gebaut, um mich in Bewegung zu setzen.

Als ich die Augen wieder öffnete, lag der Schal noch immer auf dem Stuhl. Das Medaillon darunter glänzte schwach. Die Blutspur am Boden schimmerte im Lampenlicht. Und der Zettel in meiner Hand fühlte sich plötzlich nicht mehr wie Nachricht an, sondern wie Beweisstück.

Das Tippen oben auf dem Dach verstummte.

Stille.

Zu glatt.

Ich wandte mich dem Stuhl zu, weil der Stuhl der Mittelpunkt war. Der Schal war sorgfältig gefaltet, nicht achtlos. Marys Schal, wie ein Stück von ihr, damit ich nicht vergesse, dass sie wirklich existiert. Ich hob ihn an, spürte die Kälte des Stoffes. Er roch nach Nebel, nach feuchtem Haar, nach etwas, das einmal warm war.

Unter dem Schal lag das Medaillon. Es war kein Uhrglas, sondern ein ovales, dünnes Metallgehäuse, leicht angelaufen. Ich öffnete es nicht sofort. Ich hielt es nur in der Hand. Ein Gegenstand, der zu persönlich ist, um zufällig hier zu liegen.

Ich hörte etwas draußen.

Nicht Schritte. Das Wasser. Ein leises Glucksen am Kai. Und ein anderes Geräusch, weiter weg: die erste Bewegung der Stadt, ein Wagenrad, ein Rufen, gedämpft vom Nebel. Morgengrauen, das sich heranschiebt, ohne dass man es eingeladen hat.

Ich öffnete das Medaillon.

Innen war ein kleines Foto, vergilbt, schwarzweiß. Mary, jünger, lächelnd, und neben ihr ein Mann, dessen Gesicht so vertraut sein sollte, dass es in mir einen Schlag auslöste: nicht Jonathan, nicht einer aus dem Irrenhaus. Ich erkannte ihn nicht – und doch wirkte er, als hätte ich ihn schon hundertmal in London gesehen. Das war das Schlimmste. Ein Gesicht, das sich nicht festhalten lässt, weil es absichtlich in der Durchschnittlichkeit wohnt.

Unter dem Foto war ein winziger Papierstreifen eingelegt, gefaltet, wie eine Zunge, die man im Mund behält.

Ich zog ihn heraus und entfaltete ihn.

Nur drei Worte, in Marys Handschrift, aber so sauber, dass sie nicht unter Zwang geschrieben zu sein schien. Oder gerade deshalb:

Nicht im Licht.

Ich schluckte. Nicht im Licht. Er kommt im ersten Licht, hatte der Zettel gesagt. Er behauptet dann, er sei nur ein Mensch. Und Mary schrieb: nicht im Licht. Vielleicht meinte sie: Trau dem Morgen nicht. Oder sie meinte: Versteck dich nicht vor der Nacht, sondern vor der Lüge des Tages.

Ich steckte den Streifen wieder ins Medaillon, schloss es und spürte, wie meine Finger zitterten. Nicht aus Schwäche, sondern weil mein Körper auf die zwei Punkte am Hals reagierte, als hätte er plötzlich verstanden, dass etwas in mich hineingeschrieben worden ist.

Schreib.

Das Wort war wieder da, sanft, geduldig, wie eine Hand auf der Schulter. Ich presste die Zähne zusammen. Ich wollte nicht schreiben. Ich wollte handeln. Aber Handlung war genau das, was er lenkte.

Ich zog Marys Tagebuch aus der Manteltasche. Es war noch immer warm. Ich hatte es die ganze Zeit bei mir getragen, als wäre es ein Herz. Ich schlug es auf, nicht an einer beliebigen Stelle, sondern dort, wo ich zuvor „Morgengrauen“ gelesen hatte. Die Seite war da, der unvollendete Kreis darunter.

Und jetzt war etwas Neues dort.

Ein frischer Strich.

Nicht von mir. Meine Hand war nie auf dieser Seite gewesen. Und doch zog sich durch den Kreis eine kurze Linie, als hätte jemand begonnen, ihn zu schließen.

Ich fuhr mit dem Finger darüber. Die Tinte war noch leicht feucht.

Mein Magen drehte sich. Das Buch schrieb. Nicht metaphorisch. Es setzte Zeichen, während ich es trug. Es war nicht nur gefährlich in meinen Händen, es war aktiv in meiner Nähe. Es machte aus meiner Gegenwart eine Einladung.

Draußen wurde das Grau heller. Es war nur ein dünner Unterschied, aber der Raum schien darauf zu reagieren. Der Geruch von Eisen wurde schärfer, als würde Blut mehr bedeuten, wenn es heller wird.

Ich hörte ein leises Geräusch am Eingang. Kein Knarren der Tür, eher ein sanftes Streifen, als würde Stoff am Holz entlanggehen.

Der Regenschirm.

Nicht sichtbar, aber anwesend, weil der Klang in meiner Erinnerung lag wie eine Narbe.

Ich sah nicht zur Tür. Ich sah zum Boden. Die Blutspur, die vom Eingang zum Stuhl geführt hatte, bekam neue Tropfen. Frisch. Als würde jemand gehen, ohne dass ich ihn sehe. Und diese Tropfen bildeten eine Linie – nicht zufällig, sondern gezielt – hinaus aus dem Lagerraum.

Eine Spur, die mich weglocken sollte.

Ich klappte das Tagebuch zu. Schnell, entschieden. Ich steckte es unter den Arm, als wäre es eine Waffe, obwohl es eine Wunde war. Ich nahm den Schal und legte ihn über meine Hand, drückte ihn kurz gegen den Biss an meinem Hals. Der Stoff färbte sich sofort. Eisen. Warm. Menschlich. Und in diesem Warmen lag die eigentliche Bedrohung: dass ich mich lebendig fühlte, während etwas in mir einen Besitzanspruch anmeldete.

Ich trat zum Eingang und blickte hinaus.

Nebel. Der Kai. Die Pfähle. Und über dem Wasser eine Helligkeit, die nicht von der Sonne kam, sondern von dem Moment kurz davor, wenn der Himmel so tut, als sei er unschuldig.

Da draußen war niemand zu sehen.

Aber auf einem der Pfähle, ganz nah am Wasser, lag etwas Helles. Ein Blatt Papier, als hätte es sich dorthin verirrt. Und daneben, sauber aufrecht, ein schwarzer Gegenstand, der im Halblicht matt glänzte.

Ein geschlossener Regenschirm.

Allein.

Wie eine höfliche Gabe.

Ich blieb stehen, im Türrahmen, und spürte, wie in mir der Impuls wuchs, hinauszugehen, das Ding zu nehmen, es wegzwerfen, es zu brechen. Doch ich hatte gelernt, dass Dinge, die man bricht, in dieser Geschichte nur in einer anderen Form wiederkehren.

Das Morgengrauen rückte näher. Und der Biss an meinem Hals brannte jetzt stärker, als würde die Haut verstehen, dass der Tag beginnt. Dass etwas jetzt leichter behaupten kann, menschlich zu sein.

Ich atmete einmal tief durch, schmeckte Eisen, und wusste: Wenn ich Mary das Tagebuch zurückgeben will, muss ich erst verhindern, dass es mich weiter schreibt. Und wenn ich verhindern will, dass es mich schreibt, muss ich mich bewegen – aber nicht entlang seiner Spur.

Ich trat einen Schritt hinaus in den Nebel.

Der Nebel draußen war kälter als der Lagerraum, und doch fühlte er sich freier an, weil er keine Wände hatte, die mir ins Ohr flüstern konnten. Die Luft schmeckte nach Wasser und Kohle, und darunter lag weiterhin dieses metallische Eisen, das ich jetzt nicht mehr nur roch, sondern in mir trug. Der Schal an meinem Hals war feucht, das Blut sickerte langsam hinein, und ich spürte, wie die Haut um die zwei Punkte pulsierte, als hätte jemand dort einen kleinen Taktgeber installiert.

Ich trat vom Türrahmen weg, gerade so weit, dass ich nicht mehr im Schutz der Dunkelheit stand. Das Grau des Morgens war noch kein Licht, aber es machte Dinge härter, eindeutiger. Es gab dem Kai Konturen. Den Pfählen Kanten. Und mir die Illusion, dass ich sehen könne, was vor mir passiert.

Der Regenschirm stand aufrecht neben dem Pfahl, wo das Papier lag. Er war geschlossen, das Stoffband sauber um ihn gelegt. Er sah aus wie ein Gegenstand, den jemand vergessen hat. Genau das war die Beleidigung: dass er sich als Vergesslichkeit tarnte.

Ich ging nicht direkt auf ihn zu. Ich ging in einem Bogen, so dass ich ihn im Rand behielt. Und während ich ging, spürte ich, wie der Biss am Hals brannte, stärker, als würde mein Blut auf die Nähe reagieren. Nicht auf den Schirm selbst, sondern auf das, was er bedeutet: Verbindung. Besitz. Einladung.

Als ich mich dem Pfahl näherte, hörte ich das Wasser leise gegen das Holz schlagen. Ein gleichmäßiges, unbeeindrucktes Geräusch. Wasser kennt keine Geschichten. Wasser bleibt Wasser. Ich beneidete es kurz.

Das Papier auf dem Pfahl war nicht vom Wind festgehalten. Es lag dort, als hätte es jemand bewusst hingelegt. Kein Tropfen Regen hatte es durchnässt, obwohl der Stein nass war. Ein zu sauberes Stück Papier in einer zu schmutzigen Umgebung.

Ich hob es auf.

Die Schrift war nicht elegant. Sie war grob, wie mit einem Bleistift schnell gezogen. Keine Zierlichkeit. Keine Spielerei.

KOMM NICHT ZURÜCK.

Darunter, kleiner:

ER IST IM LICHT.

Ich starrte auf die Worte. Sie passten zu Marys Medaillon: Nicht im Licht. Und sie passten zu dem, was der Zettel im Lagerraum gesagt hatte: Er kommt im ersten Licht, weil er dann behaupten kann, er sei nur ein Mensch.

Komm nicht zurück. Zurück wohin? Zum Irrenhaus. Zu Mary. Zu den ordentlichen Wegen.

Ich spürte, wie mir die Kehle eng wurde. Mary war im Irrenhaus, in einem Raum ohne Spiegel, wenn der Arzt getan hatte, was ich sagte. Und ich hatte das Tagebuch bei mir. Ich sollte es ihr zurückgeben. Aber wenn er im Licht war, dann war der Rückweg durch das, was London jetzt als Morgen bezeichnete, genau das, was er wollte.

Der Regenschirm neben mir blieb still. Kein Tippen. Kein Geräusch. Als würde er meine Gedanken respektieren, während er sie lenkt.

Ich ließ den Schirm nicht aus den Augenwinkeln. Ich sah, wie das Stoffband um den Schirmgriff ein wenig verschoben war, als hätte jemand es gerade erst festgezogen. Und dort, zwischen Band und Griff, steckte ein kleiner, dünner Gegenstand.

Eine Feder.

Nicht vom Vogel. Eine Schreibfeder, fein, altmodisch, metallene Spitze. Sie steckte im Band, als wäre sie ein Accessoire, das man hier absichtlich platziert hat.

Schreib, sagte es in mir, sanft und schrecklich.

Ich hob die Hand, nicht um die Feder zu nehmen, sondern um den Schirm mit zwei Fingern am Griff zu berühren, ganz kurz, als man einen heißen Ofen prüft. Mein Finger rührte den Griff an, und sofort fühlte ich es: eine Kälte, die nicht von Temperatur kommt. Eine Kälte, die Ordnung ist.

Und mit dieser Kälte kam ein Bild.

Nicht vor meinen Augen, sondern hinter der Stirn. Ein Flur im Irrenhaus. Weiße Wände. Eine Tür. Und Marys Zimmer. Ich sah sie auf dem Bett liegen, bleich, die Augen halb offen. Neben dem Bett stand ein Pfleger. Er schrieb etwas auf ein Klemmbrett. Ein Bericht. Ein Protokoll.

Ich hatte gesagt: Niemand soll schreiben.

Und doch schrieb er.

Im Bild glitt ein Schatten über die Wand, obwohl keine Lampe flackerte. Ein schmaler dunkler Streifen, wie ein Mantel im Rand. Der Pfleger hob den Kopf, irritiert. Dann senkte er ihn wieder und schrieb weiter. Als würde er gezwungen. Oder als würde er es wollen.

Ich riss die Finger vom Schirmgriff, als hätte er mich verbrannt. Der Biss am Hals pochte stärker, und ich hatte das Gefühl, dass das Pochen nicht nur mein Herz war, sondern eine Antwort.

Er war im Licht. Nicht nur draußen. Drinnen. In Protokollen. In Routine. In jeder Hand, die einen Stift hält.

Ich atmete scharf aus und spürte, wie der Nebel mich umarmte. Der Nebel war plötzlich nicht mehr nur Hindernis. Er war Schutz. Der Nebel nimmt Sicht. Und Sicht ist sein Verbündeter im Morgen, wenn er Mensch spielen will.

Ich steckte den Zettel ein, ohne ihn zu knüllen. Papier ist hier zu wichtig, um es zu beleidigen. Dann nahm ich Marys Tagebuch fester unter den Arm und machte einen Schritt weg vom Pfahl.

In diesem Moment hörte ich ein Geräusch hinter mir.

Nicht das Tippen. Nicht das Öffnen des Schirms.

Ein Husten.

Ein menschlicher Husten, rau, als hätte jemand zu viel Kohle eingeatmet. Ich drehte den Kopf, langsam.

Im Nebel stand ein Mann. Ein Arbeiter, könnte man meinen. Mütze, Mantel, breite Schultern. Er hielt keinen Regenschirm. Er hielt seine Hände in den Taschen. Er sah aus wie jemand, der morgens zur Arbeit geht. Ein Gesicht, das man vergessen kann.

Aber als er näher trat, sah ich seine Augen.

Zu ruhig. Zu klar. Zu geduldig.

Er blieb stehen, keine drei Schritte entfernt. Morgendunst hing an seinem Mantel, als wäre er gerade aus dem Wasser gestiegen, ohne nass zu sein.

Er sagte: Sie bluten.

Ich presste den Schal fester an meinen Hals. Ich sagte: Ein Kratzer.

Er lächelte nicht. Er neigte nur den Kopf, als würde er mein Wort abwägen. Dann sagte er: Ein Kratzer schreibt nicht.

Mein Magen zog sich zusammen. Er war hier. Nicht als Schatten. Als Mensch.

Er setzte einen Schritt vor, und ich roch ihn. Nicht Parfum. Nicht Erde. Etwas anderes. Kaltes Metall. Asche. Und dahinter eine feine Süße, wie ein Versprechen.

Geben Sie es mir, sagte er ruhig.

Ich sagte: Nein.

Er sah mich an, und in seinem Blick lag keine Wut. Nur das sichere Wissen, dass er viele Wege hat.

Dann sagte er: Sie werden es sowieso geben. Entweder mit der Hand oder mit dem Kopf. Ich bevorzuge die Hand. Es ist höflicher.

Ich hielt das Tagebuch fest. Ich spürte die Wärme des Einbands. Und in dieser Wärme lag plötzlich etwas, das ich vorher nicht bemerkt hatte: ein kleines Zucken, als würde das Buch reagieren. Als hätte es seine Stimme. Als würde es mich drängen, es loszulassen.

Schreib, flüsterte es in mir, aber es klang nun fast wie ich selbst.

Ich wich einen Schritt zurück, nicht vor dem Mann, sondern in Richtung Nebel, weil Nebel Deckung gibt. Der Mann folgte nicht sofort. Er ließ mir Raum, und dieser Raum war die wahre Drohung. Raum ist, wo man sich selbst Fehler erlaubt.

Ich sagte: Was bist du?

Er antwortete, als hätte er die Frage schon oft gehört und sich jedes Mal amüsiert: Ich bin der, den Sie beschreiben, wenn Sie nicht hinschauen.

Dann hob er die Hand und deutete nicht auf mich, sondern auf das Tagebuch.

Es ist schon offen, sagte er leise. Sie merken es nur noch nicht.

Ich spürte, wie mir das Blut in die Finger lief. Ich sah auf das Tagebuch unter meinem Arm.

Der Einband war einen Spalt offen.

Nicht viel. Aber genug, dass eine Seite herauslugte. Und auf dieser Seite, sichtbar im ersten grauen Morgenlicht, stand ein Satz, frisch geschrieben.

Nicht von Mary.

Nicht von mir.

Ein Satz, der mich im Kern traf, weil er wie eine Tatsache klang:

Du gehst jetzt zum Irrenhaus.

Ich hob den Blick wieder zum Mann. Seine Augen waren noch immer ruhig.

Er sagte: Sehen Sie? Der Morgen ist so praktisch. Man muss nicht mehr drohen. Man muss nur noch lesen.

In meinem Hals brannte der Biss, und ich verstand: Der Biss war nicht nur Blut. Er war Tinte.

Ich drehte mich nicht um, um zu fliehen. Ich drehte mich zur Seite, in den Nebel, und ging, weil ich wusste, dass Stehenbleiben hier dasselbe ist wie unterschreiben.

Und während ich im Nebel verschwand, hörte ich hinter mir, ganz leise, als wäre es nur ein Geräusch des Kais:

Tippen. Einmal. Dann Stille.

Die Karte mit dem roten Kreuz

Der Nebel nahm mich auf, als hätte er mich erwartet. Nach ein paar Schritten war die Gasse hinter mir nur noch ein grauer Gedanke, das Wassergeräusch ein dumpfes Murmeln, und selbst der Mann mit den ruhigen Augen wurde zu etwas, das man sich einreden kann. Aber ich redete mir nichts ein. Ich spürte ihn noch in der Art, wie die Luft an manchen Stellen schwerer war, als würde sie einen Körper umschreiben. Und in meinem Hals pochte die kleine Wunde, als würde sie sich an den Morgen klammern und behaupten: Ich bin jetzt Teil von dir.

Ich ging nicht schnell. Ich zwang mich, nicht schnell zu gehen. Wer im Nebel hastet, macht Geräusche, und Geräusche sind hier wie Unterschriften. Stattdessen hielt ich den Kopf leicht gesenkt und ließ die Welt im Rand passieren: Laternen, die wie müde Augen durch Grau stachen; das matte Glänzen nasser Steine; die Schatten von Kisten und Pfählen, die aussahen wie wartende Menschen, bis man näher kam.

Das Tagebuch unter meinem Arm fühlte sich schwerer an. Nicht körperlich schwerer, sondern wie etwas, das mehr Bedeutung sammelt, je länger man es trägt. Ich spürte, wie der Einband an meiner Mantelinnenseite rieb, als wäre er ungeduldig. Und ich wusste, ohne nachzusehen, dass die Seite mit dem Satz noch immer leicht herausstand. Du gehst jetzt zum Irrenhaus. Ein Befehl in Tinte, so höflich formuliert, dass er wie ein guter Rat wirkt.

Ich bog in eine andere Straße ein, nicht Richtung Irrenhaus, sondern weg. Nicht aus Trotz, sondern aus Notwendigkeit. Wenn er im Licht war, dann war der direkte Weg eine Bühne. Ich brauchte eine Ecke, eine Hintertür, einen Ort, an dem der Morgen nicht so gut so tun kann, als sei er unschuldig.

Der Nebel dünnte an manchen Stellen aus, und dort wurde die Stadt sichtbarer. Ein Mann schob einen Karren, fluchte leise. Zwei Frauen standen in einem Hauseingang, die Schürzen feucht, die Augen müde. Niemand sah mich wirklich an, und das war das einzige Gute an London am Morgen: Jeder ist so beschäftigt damit, am Leben zu bleiben, dass er nicht fragt, wie andere es schaffen.

Ich spürte, wie mir der Schal am Hals klebte. Das Blut war nicht mehr frisch, aber es war da, und es zog eine dünne Linie auf meiner Haut, die mich an die zwei Punkte erinnerte. Tinte, hatte ich gedacht. Und jetzt, im Gehen, fühlte es sich tatsächlich so an, als hätte jemand nicht nur gebissen, sondern geschrieben. Als würde etwas in mir einen Satz vorbereiten, der nicht meiner ist.

An der nächsten Laterne blieb ich stehen und zog den Schal kurz weg, um Luft an die Wunde zu lassen. Der Biss brannte, und ich roch das Eisen wieder so deutlich, dass mir kurz übel wurde. Ich presste den Schal wieder an und zwang mich, nicht zu würgen. Wer würgt, ist schwach. Wer schwach ist, ist formbar.

Ich musste das Tagebuch zu Mary bringen. Das wusste ich. Aber ich musste es so bringen, dass es mich nicht vorher fertig schrieb.

Eine Tür stand halb offen. Ein Laden, vielleicht eine Druckerei, vielleicht ein Schreibwarenhändler. Das Schild über der Tür war im Nebel nur schemenhaft, aber ich sah im Schaufenster Papierstapel, Tintenfässer, Umschläge. Ein Ort voller Schreibzeug. Ein Ort

voller Gefahr. Und doch zog es mich hinein, weil ich ahnte, dass genau dort etwas liegen könnte, das ich brauche: nicht Worte, sondern eine andere Art von Sprache. Karte. Weg. Zeichen.

Ich trat ein.

Drinne war die Luft wärmer, trocken, und sie roch nach Papier, nach Leim, nach staubiger Tinte. Ein Mann stand hinter einem Tresen, eine Brille tief auf der Nase, die Finger schwarz von Druckerschwärze. Er sah auf, und seine Augen waren nicht ruhig. Sie waren gereizt. Das war beruhigend. Gereizte Menschen sind noch echt.

Was darf's sein? fragte er.

Ich legte das Tagebuch nicht auf den Tresen. Ich hielt es fest, als würde es sonst anfangen, von selbst zu sprechen. Ich sagte: Eine Karte von London. Eine, die die Nebenwege zeigt.

Der Mann blinzelte, musterte meinen Mantel, den feuchten Schal, meinen Blick. Sie sehen nicht aus wie einer, der spazieren will, sagte er.

Ich antwortete: Ich will nicht spazieren. Ich will ankommen, ohne gesehen zu werden.

Er schnaubte leise, zog eine Schublade auf und holte ein zusammengefaltetes Stück Papier hervor. Ein Stadtplan, schon benutzt, die Kanten weich. Er legte ihn hin, und als das Papier den Tresen berührte, spürte ich wieder dieses Ziehen in mir. Schreib. Als hätte der Laden selbst eine Stimme.

Ich zwang meine Hände ruhig zu bleiben. Ich sagte: Haben Sie auch... etwas Markiertes?

Der Mann hob eine Braue. Markiertes Papier? Das ist bei uns selten ein gutes Zeichen.

Ich zog ein paar Münzen aus der Tasche und legte sie hin. Nicht zu viele. Genug, dass er merkt, dass ich es ernst meine, aber nicht so viele, dass er anfängt, sich Geschichten auszudenken. Er nahm das Geld nicht sofort. Er sah mich nur an. Dann griff er unter den Tresen, zog eine flache Mappe hervor und legte sie neben den Plan.

Er öffnete sie nicht. Er schob sie nur zu mir.

Ich fragte: Was ist das?

Er sagte: Eine Karte, die nicht verkauft wird. Sie kommt von Leuten, die lieber nicht in Büchern stehen. Manchmal bringen Polizisten sie. Manchmal Leute, die von Polizisten weglaufen.

Ich schluckte. Ich öffnete die Mappe.

Darin lag ein Plan, sauber gezeichnet, nicht gedruckt. Eine Handzeichnung. Nicht ganz London, nur ein Teil: Straßen, Gassen, Hinterhöfe, unterirdische Verbindungen, als hätte jemand die Stadt nicht von oben, sondern von unten kartiert. Und auf dieser Karte war ein Zeichen, das sofort aus allem herausstach.

Ein rotes Kreuz.

Das Kreuz war nicht groß. Es war präzise, mit einem dünnen Pinsel gesetzt, als wäre die Farbe teuer. Es lag nicht auf einem bekannten Gebäude, nicht auf einer Kirche, nicht auf einem Krankenhaus. Es lag auf einer Stelle, die auf dem Papier nur als leeres Rechteck gezeichnet war, ohne Namen.

Ich sah hoch. Woher haben Sie das?

Der Mann zuckte mit den Schultern. Von einem, der nicht wiederkam, sagte er. Er hat's hier gelassen und gesagt: Wenn jemand mit Blut am Hals nach einem Weg fragt, gib ihm das.

Meine Finger wurden kalt.

Ich sagte nichts. Ich starrte auf das rote Kreuz, als würde es mich zurück anstarren. Ein rotes Kreuz ist normalerweise ein Zeichen für Hilfe. Hier war es ein Ziel.

Ich fragte: Was ist dort?

Der Mann lehnte sich ein Stück vor. Seine Stimme wurde leiser. Dort ist ein Eingang, sagte er. Nicht wie bei normalen Häusern. Ein Eingang, der dich nicht reinlässt, wenn du glaubst, du willst rein. Er lässt dich rein, wenn du schon drin bist.

Das war kein Satz, der aus einer Druckerei kommt. Das war ein Satz aus dem Nebel. Ich spürte, wie sich in mir alles sträubte, und gleichzeitig wusste ich: Diese Karte ist kein Zufall. Sie ist genau das, was die Geschichte von mir will.

Ich faltete die Karte zusammen, sehr langsam, sehr sorgfältig. Papier knistert, wenn man nervös ist. Ich wollte nicht, dass sie meinen Nerv hört.

Der Mann sah auf meine Hände. Dann auf den Schal. Dann sagte er: Wenn Sie zum roten Kreuz gehen, gehen Sie nicht geradeaus. Gehen Sie so, als hätten Sie Zeit. Und wenn Sie das Gefühl haben, jemand läuft hinter Ihnen, bleiben Sie nicht stehen. Bleiben Sie nur... weniger.

Ich nickte, obwohl ich nicht wusste, wie man weniger bleibt. Vielleicht meinte er: im Rand. Vielleicht meinte er: im Nebel.

Ich bezahlte, nahm den gewöhnlichen Plan nicht mit. Nur die Karte mit dem roten Kreuz. Ein einziges Blatt, das plötzlich schwerer war als jeder Sarg.

Als ich wieder hinaus trat, war das Grau heller. Nicht freundlich, nur heller. Morgengrauen hatte die Stadt nicht erlöst, es hatte sie nur sichtbar gemacht. Und Sichtbarkeit war sein Terrain.

Ich ging los, die Karte in der Manteltasche, das Tagebuch unter dem Arm, den Schal am Hals. Ich nahm nicht die großen Straßen. Ich nahm die schmalen, die feuchten, die, in denen die Häuser so dicht stehen, dass der Himmel nur ein schmaler Streifen ist. Ich folgte nicht dem roten Kreuz im Kopf, sondern dem Gefühl, dass ich in Richtung eines Ortes gehe, der sich nicht finden lassen will.

Nach einer Weile blieb ich stehen, nicht weil ich mich verirrt hatte, sondern weil etwas sich veränderte. Die Geräusche um mich herum wurden dumpfer. Der Nebel wurde dichter,

obwohl der Morgen heller wurde. Und in diesem Widerspruch erkannte ich die Handschrift des Tages: etwas, das sich nicht an Wetter hält.

Ich zog die Karte kurz heraus, nur einen Blick, kein langes Studieren. Der rote Punkt lag jetzt näher, gemessen an meinem Gefühl für Straßen. Noch zwei Abzweigungen. Noch ein Hinterhof.

Ich steckte die Karte wieder weg.

Dann hörte ich es.

Nicht Tippen. Nicht Kratzen. Ein anderes Geräusch, das ich inzwischen genauso fürchte: das sanfte Rascheln von Papier, als würde jemand ganz in der Nähe eine Seite umblättern.

Ich blieb stehen, ohne stehen zu bleiben. Ich verringerte nur die Bewegung. Der Nebel vor mir war leer.

Und trotzdem wusste ich: Jemand liest.

Nicht die Karte.

Mich.

Ich ging weiter, und jeder Schritt fühlte sich an, als würde ich über eine unsichtbare Linie treten. Als wäre die Stadt an dieser Stelle nicht mehr Stadt, sondern ein Plan, den jemand mit roter Tinte markiert hat. Und als ich in den Hinterhof einbog, der auf der Karte mit dem Kreuz korrespondierte, sah ich es.

Keine Tür. Kein Schild. Nur eine Backsteinwand.

Aber in der Mitte der Wand, knapp über Augenhöhe, war ein rotes Kreuz aufgemalt. Frisch. Als hätte jemand es gerade eben gesetzt, damit ich nicht falsch stehe.

Und direkt darunter, in den Mörtel geritzt, stand ein einzelnes Wort.

Gib.

Das Wort im Mörtel war nicht groß. Es war auch nicht schön. Es war roh eingeritzt, als hätte jemand ein Messer benutzt und sich keine Mühe gegeben, die Kanten zu glätten. Und gerade deshalb wirkte es so endgültig. Gib. Kein Subjekt. Kein Objekt. Nur ein Imperativ, der so nackt war, dass er wie ein Naturgesetz aussah.

Ich stand im Hinterhof, der Nebel hing hier wie ein nasses Tuch zwischen den Mauern, und das rote Kreuz an der Wand wirkte nicht wie Farbe, sondern wie eine Wunde. Es war zu frisch. Kein Regen hatte es verlaufen, obwohl alles um mich herum nass war. Die Stadt gehorchte hier anderen Regeln.

Ich zog die Karte nicht wieder hervor. Ich wusste, wo ich war. Das Kreuz war nicht Orientierung, es war Bestätigung. Und Bestätigung ist in dieser Geschichte ein gefährliches Geschenk.

Ich hielt Marys Tagebuch unter dem Arm. Ich spürte es warm an den Rippen, als würde es mich trösten wollen. Das machte mich misstrauisch. Dinge, die trösten, sind oft Dinge, die dich weich machen.

„Gib“, stand da.

Ich sagte leise, mehr zu mir als zur Wand: Ich gebe nichts.

Der Satz klang im Hof klein. Der Nebel schluckte ihn und gab ihn nicht zurück. Keine Echo-Antwort. Keine Stimme. Das machte es nicht besser. Es machte es nur konzentrierter.

Ich trat näher an die Wand. Der Backstein war alt, die Fugen bröckelig. Doch an einer Stelle, direkt unter dem Kreuz, war der Stein sauberer, als hätte man ihn oft berührt. Ein glänzender Streifen, nicht von Wasser. Von Händen.

Ich streckte die Hand aus und fuhr mit den Fingerspitzen über den Stein. Kalt. Rau. Und dann spürte ich eine Kante, eine Naht, fein, präzise. Ein Stück Mauer, das nicht Mauer war.

Eine Tür, getarnt als Wand.

Natürlich.

Ich beugte mich vor und suchte nach einem Griff, einem Loch, einem Schloss. Nichts. Nur die Naht. Nur der Befehl.

Gib.

Ich dachte an den Brief: Bring es ihr zurück, bevor es dich schreibt. Ich dachte an Marys Zettel: tödlich in deinen Händen. Ich dachte an den Satz, der im Tagebuch aufgetaucht war, während ich es trug: Du gehst jetzt zum Irrenhaus. Und ich dachte an den Mann am Kai, der mit der Ruhe eines Angestellten gesagt hatte: Der Morgen ist so praktisch. Man muss nur noch lesen.

Wenn ich jetzt das Tagebuch „gebe“, wem gebe ich es? Mary? Oder dem Netz? Und wenn ich es nicht gebe, was dann? Wenn ich es behalte, schreibt es weiter. Wenn ich es gebe, öffnet es eine Tür, die vielleicht nie wieder zugeht.

Ich legte die Handfläche an die Wand. Ich drückte.

Nichts.

Ich drückte stärker.

Immer noch nichts.

Dann, ganz leise, kam ein Geräusch aus dem Stein, als würde innen etwas den Atem anhalten. Kein Knacken. Eher ein Einrasten, das nicht mechanisch war. Eine Entscheidung.

Und plötzlich war da ein Schlitz in der Wand, dort, wo vorher nur Mörtel war. Ein schmaler Schlitz, gerade breit genug für Papier.

Ein Briefschlitz.

Ich starrte darauf. Das war keine Tür für Menschen. Das war eine Tür für Schrift.

Gib.

Ich zog Marys Tagebuch nicht sofort hervor. Ich zog den Brief heraus, den ich in der Kutsche bekommen hatte, und hielt ihn an den Schlitz. Der Brief war dünn. Er passte. Ich schob ihn ein Stück hinein.

Der Schlitz schloss sich um das Papier wie Lippen. Nicht fest, aber spürbar. Als würde die Wand es schmecken.

Ich zog den Brief wieder heraus. Der Schlitz blieb offen.

Also wollte sie etwas anderes.

Nicht Worte. Nicht Warnungen.

Das Buch.

Ich spürte einen Stich am Hals, als würde die Wunde reagieren, als hätte jemand meinen Puls an einem Faden. Ich presste den Schal fester dagegen. Blut war nicht viel da, aber genug, um mich daran zu erinnern, dass ich markiert war.

Ich nahm das Tagebuch in beide Hände und hielt es vor den Schlitz.

Das Buch reagierte.

Die Seiten knisterten, obwohl kein Wind ging. Der Einband vibrierte minimal, als hätte er eine eigene, kleine Erregung. Und in meinem Kopf war es wieder da, nicht als Wort, sondern als Sog. Schreib. Gib. Geh. Alles in derselben Tonlage, die so freundlich wirkt, dass man vergisst, dass sie nicht von einem Freund kommt.

Ich zwang meine Hände ruhig zu bleiben. Ich sagte, laut genug, dass die Wände es hören mussten: Ich gebe es ihr, nicht dir.

Dann schob ich das Tagebuch in den Schlitz.

Es passte nicht.

Zu breit. Zu dick. Die Wand war nicht für Bücher gebaut. Sie war für Blätter gebaut. Für Seiten. Für das, was man herausreißen kann.

Natürlich.

Man gab nicht das Buch. Man gab, was darin steht. Man gab die Seite. Man gab den Text. Und plötzlich verstand ich: Der Biss am Hals, die Aufforderung zu schreiben, der Laden voller Papier – alles führte hierher, zu einem Briefschlitz in einer Mauer. Ein Mund, der Tinte frisst.

Ich hielt das Tagebuch fest und spürte, wie sich in mir Widerstand formte, nicht gegen ihn allein, sondern gegen die Logik dieser Welt. Ich zog das Fläschchen hervor, öffnete es und ließ einen winzigen Tropfen auf den Rand des Schlitzes fallen.

Es zischte.

Der Schlitz zuckte zusammen. Der Mörtel um ihn herum verfärbte sich minimal, als hätte er sich verbrannt. Der Schlitz wurde kleiner, unwilliger.

Ich hatte ihn verletzt.

Aus dem Inneren der Wand kam ein leises Geräusch. Kein Schrei. Kein Flüstern. Das Rascheln von Papier, schneller, ungeduldig. Als würde dort drin jemand hektisch blättern.

Und dann hörte ich etwas, das mich trotz allem still werden ließ.

Marys Stimme.

Nicht aus dem Hof, nicht von draußen. Aus der Wand.

Abraham..., flüsterte sie, und es klang nicht gespielt. Es klang dünn, erschöpft, wie jemand, der zu lange in einem Raum ohne Luft war. Gib... nicht... die Seite...

Ich spürte, wie mir die Kehle eng wurde. Die Stimme war so nah, so menschlich, dass sie mich mitten ins Fleisch traf. Und gleichzeitig wusste ich: Genau so fängt es an. Genau so. Eine Stimme im Stein, die dich dazu bringt, deine Hand zu bewegen.

Ich sagte, leise, zornig: Mary, wenn du es bist, sag mir etwas, das er nicht weiß.

Stille.

Dann, schwach: Das Medaillon... nicht öffnen... im Licht...

Ich erstarrte. Das wusste nur Mary. Das hatte ich gesehen. Das hatte ich getan. Oder konnte er es wissen? Er liest. Aber liest er alles? Liest er auch das, was man nicht aufschreibt? Das Medaillon war ein Ding, kein Text. Und Marys Warnung darin war auf Papier, ja, aber ich hatte es gesehen, nicht geschrieben.

Mein Kopf tat weh von diesem Ringen.

Marys Stimme flüsterte wieder: Der Schlitz... ist nicht der Eingang... Er ist der Köder...

Ich presste die Stirn gegen den kalten Stein, als könnte ich durch das Material fühlen, ob sie da ist. Ich roch nichts außer feuchtem Mörtel. Kein Parfum. Kein Eisen. Nur Stein.

Ich zog die Karte mit dem roten Kreuz aus der Tasche, hielt sie ins Licht, als wäre sie ein Beweisstück. Das rote Kreuz darauf war identisch. Und auf der Karte, direkt unter dem Kreuz, war eine kleine Markierung, die ich vorher übersehen hatte: ein winziger Kreis, unvollendet, daneben ein Pfeil – nicht zur Wand, sondern zur rechten Seite des Hofes.

Ich drehte den Kopf und sah dahin.

Dort war ein Abflussgitter am Boden, halb im Nebel, halb im Schatten. Ein Gully, mit Rost überzogen. Nichts Besonderes. Genau deshalb besonders.

Ich ging hinüber, kniete mich hin und leuchtete mit der Lampe auf das Gitter. Der Rost war alt, aber an einer Stelle war er blanker, als hätte ihn jemand kürzlich berührt. Und neben dieser Stelle lag ein dünner Streifen grauen Staubs.

Asche.

Ein Kreis? Nein. Nur ein Strich. Ein Hinweis.

Ich setzte die Finger an das Gitter und zog.

Es war schwer. Es klemmte. Aber es gab nach, und als es sich hob, kam mir ein Geruch entgegen, der mich sofort zurück in die Kellerszenen riss: kalte Erde. Feuchte Steine. Und darunter, ganz schwach, Eisen.

Ein Schacht führte nach unten. Dunkel. Eng. Und dort unten, im Dunkel, sah ich etwas, das mich gleichzeitig anlockte und warnte: ein Spiegelstück, das das Licht meiner Lampe zurückwarf.

Marys Stimme aus der Wand flüsterte, schwach: Nicht... der Schlitz... der Schacht...

Ich schloss kurz die Augen und atmete aus. Ich hatte eine Wahl, und das war das Schlimmste, weil er Wahlen liebt.

Der Schlitz wollte Seiten. Der Schacht wollte Menschen.

Und irgendwo über uns schob sich das Morgengrauen weiter in den Himmel, als wäre es nur Wetter, während ich im Hof stand und mit einer Wand verhandelte.

Ich steckte das Tagebuch zurück unter den Arm, nahm die Lampe fester und setzte den Fuß auf die erste Kante des Schachts.

Dann hörte ich hinter mir im Hof ein leises Geräusch, so klein, dass es eher eine Geste war als ein Laut.

Tippen.

Einmal.

Und ich wusste: Er weiß, dass ich die andere Tür gefunden habe.

Das Tippen hinter mir war nicht laut genug, um sich wie ein Angriff anzuhören. Es war laut genug, um sich wie Zustimmung anzuhören. Als hätte jemand gesagt: Gut. So ist es richtig. Und genau deshalb war es Gift.

Ich hielt inne, den Fuß bereits auf der Kante des Schachts, die Lampe in der Hand, das Tagebuch unter dem Arm wie ein gefährliches Kind, das man nicht loslassen darf. Der Hof war still, aber diese Stille war nicht leer. Sie war gespannt. Der Nebel hing zwischen den Mauern und tat so, als sei er nur Feuchtigkeit, während er in Wahrheit die Bühne verdeckte.

Ich stieg hinab.

Der Schacht war eng, der erste Tritt glitschig, der Stein kalt und feucht. Ich drückte die Lampe vor mir nach unten, und das Licht tastete die Wände ab: alte Ziegel, schwarze Flecken, Spuren von Wasser, das hier seit Jahren läuft. Der Geruch von Erde wurde stärker, und der feine metallische Hauch von Eisen kroch darunter hervor wie ein Tier, das man nicht sieht, aber riecht.

Nach drei Tritten – ich zählte nicht bewusst, ich wusste es nur, weil mein Körper die Entfernung merkt – sah ich das Spiegelstück deutlich. Es war in die Wand eingelassen, nicht groß, aber glatt. Als hätte jemand es absichtlich so platziert, dass man beim Hinabsteigen unweigerlich hineinsieht.

Ich zwang mich, nicht hineinzustarren. Ich ließ es im Rand und ging weiter. Doch im Augenwinkel bemerkte ich, dass der Spiegel nicht nur mich spiegelte. Er spiegelte den Hof über mir. Und im Hof, im Spiegel, stand etwas, das ich oben nicht gesehen hatte.

Ein schwarzer Mantel.

Nicht getragen. Aufrecht, als würde er hängen. Und darunter, wie ein Punkt, die Spitze eines Regenschirms.

Der Mantel im Spiegel bewegte sich nicht. Aber der Regenschirm tippte.

Ich hörte es nicht wirklich hier unten. Ich sah es. Und mein Körper tat den Rest: Er machte aus dem Bild ein Geräusch.

Ich ging tiefer.

Unten endete der Schacht in einem niedrigen Tunnel, der nach rechts führte. Der Boden war feucht, aber begehbar. Ich duckte mich, hielt die Lampe vor mir, das Tagebuch fest an die Seite gepresst. Die Wände waren so nah, dass ich mit dem Schulterstoff daran entlang strich. Das Geräusch dieses Stoffes auf Stein war mir unangenehm. Es klang wie Schreiben.

Der Tunnel führte nur wenige Meter, dann öffnete er sich in einen kleinen Raum. Kein Kellerraum wie zuvor, eher eine Kammer, niedrig, mit einer runden Decke, als wäre sie aus einem alten Abflussnetz gebaut. In der Mitte stand ein Tisch. Kein richtiger Tisch, eher eine Steinplatte auf zwei Ziegeln. Und auf dieser Platte lag etwas, das im Lampenlicht sofort zum Mittelpunkt wurde.

Eine Karte.

Nicht die Karte aus der Druckerei. Eine andere. Dickes Papier, schwer, sauber, als hätte jemand es gerade erst aufgelegt. Darauf war ein rotes Kreuz gemalt, größer als zuvor, als hätte man die Botschaft für jemanden geschrieben, der sonst Dinge übersieht. Neben dem Kreuz war ein kleiner Kreis, unvollendet.

Und direkt neben der Karte lag ein Messer.

Ein kleines Messer, mit einem dunklen Griff, ordentlich platziert, wie auf einem gedeckten Tisch. Ein Werkzeug, das nicht nur schneiden kann, sondern auch wählen lässt, was man schneidet.

Ich blieb am Eingang der Kammer stehen. Ich trat nicht gleich hinein. Ich roch die Luft. Erde. Eisen. Und jetzt, deutlich: Wachs. Als wäre hier vor Kurzem eine Kerze gebrannt.

Ich sah auf die Wände. Und da waren sie: spiegelnde Stellen. Nicht große Spiegel, aber kleine Glasstücke, eingemauert, wie Schuppen. Zwei. Drei. Vielleicht mehr, wenn man den Kopf dreht. Und ich dachte an Renfields Warnung, obwohl sie hier unten wie ein Fluch klang: Wenn es mehr Spiegel sind als Stufen, bist du nicht mehr im Haus.

Ich war nicht mehr sicher, ob ich überhaupt noch in London war oder nur in einem Modell, das jemand von London gemacht hat, um mich darin laufen zu lassen.

Ich trat einen Schritt in die Kammer.

Nichts passierte sofort. Kein Flackern. Kein Flüstern. Kein Druck. Das machte mich nervös. Sofort bedeutet hier wenigstens ehrlich. Verzögerung bedeutet Planung.

Ich ging zum Tisch. Ich nahm die Karte nicht in die Hand. Ich betrachtete sie.

Sie zeigte nicht Straßen. Sie zeigte Verbindungen. Pfeile, Linien, Knoten. Wie ein Netzplan. Und an einem der Knoten war ein rotes Kreuz. Dieses Kreuz war markiert mit einem Wort, in der eleganten Schrift, die ich inzwischen als seine erkannt hatte.

GABE.

Daneben, ein Pfeil zu einer anderen Markierung:

RÜCKKEHR.

Und bei der Rückkehr stand:

IRRENHAUS.

Ich spürte, wie sich mein Magen zusammenzog. Er hatte den Weg bereits gezeichnet. Und er hatte ihm Worte gegeben. Er wollte, dass ich nicht nur gehe, sondern dass ich verstehe, dass ich auf einer Karte existiere. Dass ich eine Figur bin.

Ich dachte an Mary im Irrenhaus, in einem Zimmer ohne Spiegel, wenn es gelungen war. Ich dachte an den Pfleger in meinem Bild, der schrieb. Ich dachte an den Morgen, der praktisch ist.

Dann sah ich das Messer.

Es lag so, dass der Griff zu mir zeigte. Ein Angebot. Nimm es. Benutz es. Und plötzlich verstand ich: Das Messer war nicht für einen Kampf. Es war für Papier.

Eine Seite schneiden. Herausreißen. Geben.

Gib.

Ich hörte Marys Stimme wieder in der Wand, aber hier unten war keine Wandstimme. Hier unten war nur die Erinnerung an ihre Worte: Gib... nicht... die Seite...

Ich legte die Hand auf das Tagebuch unter meinem Arm. Der Einband vibrierte leicht, als wäre es ungeduldig. Es war zu warm, zu lebendig. Es wollte geöffnet werden. Es wollte, dass ich sehe, was es bereits geschrieben hat.

Und ich spürte den Biss am Hals pochen, als hätte er einen Rhythmus bekommen. Nicht mein Herz. Etwas anderes. Eine Tinte, die warm bleibt.

Ich zog das Tagebuch hervor und legte es auf die Steinplatte, neben die Karte, aber weit genug vom Messer entfernt, dass es nicht aussieht, als hätte ich mich entschieden. Ich öffnete den Einband nur einen Spalt.

Die Seiten bewegten sich von selbst.

Nicht dramatisch. Kein Wind. Kein unsichtbarer Finger. Nur dieses leichte, unnatürliche Blättern, als würde Papier atmen. Es öffnete sich auf einer Seite, die ich nicht gewählt hatte.

Ich sah den Satz, der dort stand. Frisch. Schwarz. Ruhig.

DU GIBST DIESE SEITE.

Darunter war ein unvollendeter Kreis, und in der Unterbrechung des Kreises stand ein kleines Kreuz, rot.

Ich schluckte. Ich hob den Blick zu den kleinen Spiegelstücken in der Wand. In einem davon sah ich mich am Tisch stehen, das Tagebuch offen. Hinter mir, im Spiegel, war nicht die Kammer. Hinter mir war ein Flur. Weiß. Klinikweiß. Irrenhausweiß. Und am Ende dieses Flurs stand der Mann im schwarzen Mantel.

Nicht als Schatten. Klar. Die Hände ruhig. Der Regenschirm geschlossen.

Er tippte nicht.

Er wartete.

Ich sah nicht direkt auf ihn. Ich sah im Rand, und trotzdem spürte ich, wie sich mein Blick an ihm festhaken wollte. Wie der Geist nach einem Punkt sucht, an dem er sich festhalten kann, wenn alles andere schwimmt.

Dann bemerkte ich etwas im Spiegelbild des Flurs: eine Tür. Auf dieser Tür stand eine Zahl.

17.

Immer wieder. Immer wieder dieselbe Nummer, als würde sie nicht ein Zimmer bedeuten, sondern einen Zustand.

Ich zwang mich, wegzusehen – nicht weg vom Spiegel, sondern weg vom Zentrum. Ich sah auf meine Hände. Auf das Tagebuch. Auf die Seite, die es wollte.

Ich nahm das Messer.

Langsam. Ohne Hast. So, dass es wie eine Entscheidung aussieht. Genau das war gefährlich. Aber ich brauchte das Messer nicht, um die Seite zu schneiden.

Ich brauchte es, um etwas anderes zu schneiden: die Verbindung, die das Buch gerade aufbaut.

Ich hielt die Klinge nicht über das Papier. Ich hielt sie über meinen Schal, dort, wo er Blut aufgenommen hatte. Ich schnitt ein kleines Stück Stoff ab, ein rotes, feuchtes Stück, das nach Eisen roch. Ich legte dieses Stoffstück auf die Seite, genau auf das rote Kreuz, das das Buch gezeichnet hatte.

Das Blut tränkte das Papier.

Der Kreis auf der Seite zog sich zusammen, als würde er reagieren. Die Tinte wirkte plötzlich dünner, als hätte sie Angst vor echtem Blut. Für einen Herzschlag war es, als würde das Buch zögern.

Ich nutzte den Herzschlag und schlug das Tagebuch zu.

Nicht sanft. Fest. Mit einem dumpfen Schlag, der in der kleinen Kammer laut klang. Ich drückte den Einband mit beiden Händen nach unten, als könnte ich das Buch damit zum Schweigen bringen.

Im gleichen Moment flackerte das Licht meiner Lampe.

Nicht aus Strom, nicht aus Luft. Als würde die Flamme kurz atmen.

Und aus den Spiegelstücken an der Wand kam ein leises, wütendes Geräusch. Kein Wort. Ein Knistern, wie Glas, das sich bewegt. Als würden die Spiegel protestieren.

Das Tippen war wieder da. Nicht im Raum, sondern in meinem Kopf, als hätte der Biss am Hals es übernommen. Einmal. Dann Pause.

Ich nahm die Karte mit dem roten Kreuz und riss sie nicht. Ich klappte sie zusammen, so dass das Kreuz innen war. Verborgен. Nicht, weil ich dachte, es hilft, sondern weil es mir ein Gefühl gab, die Symbole nicht offen herumliegen zu lassen wie Köder.

Dann trat ich zurück, weg vom Tisch, weg von den Spiegeln, und ging zum Tunnel.

Hinter mir, in einem der Spiegelstücke, sah ich den Mann im Mantel den Kopf leicht neigen, als wäre er amüsiert. Und ich hörte in meinem Inneren kein „Schreib“ mehr, sondern etwas Neues, leiser, aber genauso gefährlich:

Du lernst.

Ich stieg den Schacht hoch, Schritt für Schritt, ohne zu zählen, den Blick im Rand, die Lampe fest. Als ich oben den Hof wieder erreichte, war das Morgengrau heller, und das rote Kreuz an der Wand sah nun aus, als wäre es schon immer dort gewesen.

Der Briefschlitz war noch da. Offen. Hungrig.

Ich ging daran vorbei, ohne ihm etwas zu geben.

Und als ich den Hof verließ, merkte ich, dass ich nicht mehr nur eine Karte bei mir trug, sondern auch etwas, das schwerer war: eine Entscheidung, die ich noch nicht fertig gedacht hatte.

Mary brauchte das Tagebuch. Aber das Tagebuch brauchte mich.

Ich musste beides auseinanderbringen, bevor der Morgen endgültig zum Tag wurde.

Der Zug nach Whitby

Der Hof mit dem roten Kreuz blieb hinter mir wie ein Fleck auf der Netzhaut, den man nicht wegblinkeln kann. Ich ging nicht schnell, aber ich ging entschieden, mit dem Tagebuch unter dem Arm und der Karte tief in der Manteltasche, so gefaltet, dass das Kreuz innen lag, als würde das Papier sich schämen. Der Nebel war dünner geworden, doch das machte die Stadt nicht freundlicher. Es machte sie nur genauer. Jeder Pflasterstein hatte wieder Kanten. Jede Pfütze spiegelte etwas, das man nicht sehen wollte.

An der nächsten Ecke blieb ich kurz stehen und presste den Schal gegen meinen Hals. Der Biss brannte. Nicht wie eine Wunde, die heilt, sondern wie eine kleine, ungeduldige Erinnerung, die sich in die Haut geschrieben hat. Ich wollte nicht nachsehen. Nachsehen bedeutet bestätigen. Bestätigen bedeutet: ja, du bist da.

In einer Auslage sah ich mein Spiegelbild, verzerrt im Glas. Der Schal, die blasse Haut, der Blick. Und für einen Moment, ganz kurz, schob sich hinter meiner Schulter ein dunkler Streifen in die Reflexion, ein Mantelrand, der nicht zu mir gehörte. Ich drehte den Kopf nicht. Ich ging weiter, als hätte ich nichts gesehen. Das war inzwischen meine einzige Form von Mut: so tun, als sei das Unmögliche nicht beeindruckend.

Ich musste Mary das Tagebuch zurückbringen. Aber jeder Schritt in Richtung Irrenhaus fühlte sich an, als würde ich mich auf eine Bühne bewegen, die im Morgenlicht schon aufgebaut war. Er war im Licht, hatte der Zettel gesagt. Er ist im Licht. Und ich hatte das Bild gesehen, den Pfleger mit dem Klemmbrett, die Hand, die schreibt, weil sie es muss.

Also nahm ich den Umweg. Nicht einen, der mich rettet, sondern einen, der mir Zeit gibt, die nächste Bewegung selbst zu wählen.

Eine Bahnhofsuhr tauchte durch den Dunst auf, hoch an einer Ecke befestigt, und ihr weißes Zifferblatt war so sauber, dass es wie eine Lüge wirkte. Die Zeiger standen kurz vor sechs. Morgengrauen hatte sich in einen Morgen verwandelt, und damit in Routine. Männer würden jetzt zur Arbeit gehen, Frauen würden Türen öffnen, Zeitungen würden verteilt werden, und

niemand würde merken, wenn ein Schatten sich in die Ordnung mischt, weil Ordnung Schatten liebt.

Ich bog auf eine breitere Straße ein. Droschken, ein Milchwagen, ein Polizist, der an einer Laterne lehnte und in den Nebel starrte, als hätte er nicht geschlafen. Ich fühlte seinen Blick kurz auf mir, dann wieder weg. Ich war nur ein Mann mit Schal. London ist voller Männer mit Schals. Genau darin liegt die Gefahr: Man kann hier verschwinden, ohne zu merken, dass man verschwindet.

Die Karte in meiner Tasche drückte gegen die Rippen. Ich zog sie in einem Hauseingang kurz hervor, nur einen Blick, keine langes Studieren. Das rote Kreuz war nicht das Einzige auf dem Plan. Von dem Kreuz aus führten dünne Linien weg, wie Adern. Eine davon endete an einem Wort, das ich zuvor übersehen hatte, vielleicht weil ich es nicht sehen wollte.

Whitby.

Es stand nicht groß. Es stand klein, am Rand, als wäre es eine Fußnote. Aber das Wort traf mich wie ein Schlag, weil es plötzlich alles sortierte. Whitby war Küste, Wind, Meer. Whitby war Entfernung. Und Entfernung ist manchmal die einzige Medizin, die man bekommt, bevor der Arzt den Raum betritt.

Ich steckte die Karte wieder ein und spürte, wie der Schal an meinem Hals sich schwer anfühlte. Als hätte der Biss auf das Wort reagiert. Als würde etwas in mir den Namen mögen.

Ich ging Richtung Bahnhof.

Der erste Bahnhof, den ich erreichte, war bereits wach. Dampfswaden hingen zwischen den Hallenbögen, der Geruch von Kohle brannte in der Nase, und das metallische Quietschen von Rädern auf Schienen klang wie eine Sprache, die nie lügt: Stahl sagt immer die Wahrheit, auch wenn Menschen sie übertönen. Arbeiter schoben Karren, ein Schaffner rief eine Abfahrtszeit, irgendwo weinte ein Kind, und die Geräusche waren so gewöhnlich, dass sie fast tröstlich wirkten.

Fast.

Denn während ich durch die Menge ging, spürte ich wieder dieses Rascheln, das mir inzwischen mehr sagte als jede Stimme. Papier, das umblättert. Nicht laut, nicht direkt. Eher wie eine Bewegung in der Luft, als hätte jemand in meiner Nähe etwas gelesen.

Ich hielt das Tagebuch fester. Ich öffnete es nicht. Ich wusste, dass es sich öffnet, wenn man es lässt. Und ich wusste, dass die Seiten gern sprechen, wenn man hinhört.

Am Schalter stand eine Schlange. Ich stellte mich an, den Blick nach vorn, den Rand wach. Ein Mann vor mir redete über Wetter, eine Frau hinter mir hielt einen Korb mit Eiern und roch nach feuchter Wolle. Ich hätte mich in dieser Normalität verlieren können, wenn nicht mein Hals gebrannt hätte wie ein Siegel.

Als ich endlich am Schalter stand, hob der Beamte den Blick. Ein kleiner Mann mit müder Haut und einer Stimme, die nach wiederholten Sätzen klang.

Wohin?

Ich sagte: Whitby.

Das Wort hing einen Moment zwischen uns, ganz normal, ein Reiseziel wie jedes andere. Und doch spürte ich, wie sich etwas in der Luft verschob. Der Beamte zögerte nicht. Er griff nach einem Stapel Karten, reichte mir ein Ticket, nannte einen Preis. Ich bezahlte. Routine. Sauber.

Dann legte er die Hand nicht zurück, sondern hielt sie einen Tick zu lang am Rand des Fensters, als hätte er noch etwas sagen wollen. Seine Augen sahen kurz auf meinen Schal, dann wieder zu mir.

Sie sollten das abdecken, sagte er leise. Nicht aus Mitgefühl. Aus Vorsicht.

Ich sagte: Es ist nur ein Kratzer.

Er nickte, als hätte er genau diese Antwort erwartet. Dann schob er das Ticket ein Stück näher zu mir und sagte noch leiser: Der Zug nach Whitby... fährt heute nicht von Gleis drei.

Ich blinzelte. Die Anzeigetafel hinter ihm zeigte Gleis drei. Klar und deutlich.

Warum? fragte ich.

Der Beamte hob kaum die Schultern. Änderung, sagte er. Und dann, als würde er sich dafür hassen, dass er überhaupt spricht: Gehen Sie zu Gleis fünf. Und schauen Sie nicht in die Fenster, wenn der Zug einfährt.

Ich spürte, wie sich mein Magen zusammenzog. Ich wollte nachhaken, ihn zwingen, zu erklären. Aber Erklärungen sind hier selten Hilfe. Sie sind oft nur ein anderer Weg, sich zu binden.

Ich nahm das Ticket, nickte knapp und ging.

Gleis fünf lag weiter hinten, dort, wo weniger Menschen standen. Der Nebel schien hier in die Halle hineinzudrücken, als wollte er an der Abfahrt teilnehmen. Ich stellte mich an die Wand, nicht direkt am Bahnsteig, sondern leicht versetzt, so dass ich die Ankunft des Zuges im Rand sehen würde, nicht frontal.

Nicht in die Fenster, hatte der Mann gesagt.

Ich hörte ein fernes Rumpeln. Dann ein Pfeifen. Dann das schwere, rollende Geräusch eines Zuges, der in die Halle schiebt wie ein Tier, das zu groß ist für seinen Stall. Dampfwolken wälzten sich über den Bahnsteig, und in ihnen zeichneten sich die Konturen der Waggons ab, dunkelgrün, nass glänzend. Menschen rückten vor, Koffer wurden gehoben, Stimmen wurden lauter.

Ich blieb, wo ich war.

Der Zug kam zum Stehen. Türen wurden geöffnet. Ein Schaffner sprang hinab, rief etwas, das im Dampf verschwand. Und dann, ganz kurz, sah ich in einem der Fenster etwas, obwohl ich es nicht wollte. Nicht direkt. Im Rand.

Ein Gesicht.

Nicht das eines Reisenden. Zu blass, zu still. Es blickte nicht hinaus, um zu sehen, wo es ist. Es blickte hinaus, als würde es zählen, wer da ist. Und in der Scheibe, im Reflex, sah ich für einen Herzschlag den Umriss eines Regenschirms, obwohl niemand einen trug.

Ich wandte den Blick weg und zwang mich, die Knie nicht zu verraten. Der Biss am Hals pochte. Das Tagebuch unter dem Arm wurde warm, als hätte es sich über den Zug gefreut.

Ich ging zum Waggon, den mein Ticket auswies, und stieg ein. Der Gang roch nach Kohle, nach altem Stoff, nach nassem Holz. Ein Geruch, der aus einer anderen Zeit zu kommen schien. In meinem Abteil saß niemand. Das war gut. Allein ist gefährlich, aber Zeugen sind es auch. Ich hatte gelernt, dass man manchmal nur zwischen zwei Arten von Gefahr wählen kann.

Ich setzte mich ans Fenster, aber nicht direkt davor. Ich ließ den Vorhang halb zugezogen, so dass ich hinaussehen konnte, ohne das Glas als Spiegel zu benutzen. Ich legte das Tagebuch auf den Sitz neben mir, nicht auf den Tisch. Auf einem Tisch liegt es wie Einladung. Auf einem Sitz liegt es wie Gepäck.

Der Zug ruckte leicht. Ein Ziehen, ein Anspannen, dann die Bewegung. Langsam setzte er sich in Gang, und die Halle glitt vorbei, die Menschen wurden zu Schatten, die Dampfwolken zu weißem Rauschen.

Als wir den Bahnhof verließen, wurde das Licht draußen heller. Das erste echte Tageslicht, dünn und grau, aber eindeutig. Und in diesem Licht sah ich, wie mein eigenes Spiegelbild im Fensterglas stärker wurde, obwohl der Vorhang halb zu war.

Ich zwang mich, nicht hineinzusehen.

Neben mir raschelte das Tagebuch.

Ich hatte es nicht berührt. Es raschelte trotzdem, leise, als würde eine Seite sich von selbst bewegen. Ich hielt die Hände ruhig, aber ich spürte den Drang in den Fingern, es aufzuschlagen, zu prüfen, ob es wieder geschrieben hat. Dieser Drang war nicht Neugier. Er war Kontrolle. Und Kontrolle ist genau das, was man einem nimmt, indem man ihn einem anbietet.

Ich atmete langsam aus und starrte auf den Stoff des Sitzes, auf das Muster, auf die kleinen Flecken, die nichts bedeuten. Ich hörte dem Rhythmus der Räder zu. Ein gleichmäßiges Schlagen, das fast beruhigt hätte, wenn ich nicht gewusst hätte, dass Rhythmen hier nicht neutral sind.

Dann, ganz leise, als käme es aus dem Polster oder aus dem Holz der Wand, hörte ich ein Geräusch, das nicht zum Zug gehörte.

Tippen.

Einmal.

Nicht auf dem Bahnsteig. Nicht auf einem Dach. Nicht in einem Hof.

Im Gang draußen, vor meinem Abteil, als würde jemand mit einer Schirmspitze den Boden prüfen, ob er trägt.

Das Tippen im Gang draußen war so leise, dass es sich fast wie ein Teil des Zugrhythmus tarnen konnte. Fast. Es hatte nicht die Metallhärte der Räder, nicht die ehrliche Regelmäßigkeit der Schienen. Es war vorsichtiger, als würde jemand prüfen, ob die Welt unter der Spitze nachgibt. Ich hielt den Blick auf das Sitzmuster geheftet und wartete auf den Moment, in dem mein Körper den Fehler macht und sich umdreht.

Das Tippen kam ein zweites Mal. Dann Stille.

Der Zug fuhr weiter, die Landschaft draußen wurde zu grauen Streifen, zu Hecken, zu vereinzelt Bäumen, die im Morgen standen wie Zeugen, die nicht aussagen wollen. Im Abteil roch es nach nassem Stoff und nach dem bitteren Atem von Kohle, der durch jede Ritze drang. Ich hörte Stimmen im Gang, entfernt, gedämpft, das leichte Schieben von Koffern, das Murmeln eines Schaffners. Alles normal. Und genau darin lag die Gefahr: Normalität ist die beste Verkleidung.

Neben mir raschelte das Tagebuch wieder. Nicht laut. Nur dieses leise, trockene Reiben von Papier, das sich bewegt, ohne dass man es bewegt. Ich ließ meine Hände auf den Knien, zwang mich, nicht zu reagieren. Wer kontrollieren will, verliert. Kontrolle ist der Köder.

Ein Schatten fiel über den Spalt unter der Abteiltür, als hätte jemand kurz davor gestanden. Ich sah nur die dunklere Linie, nicht die Füße. Dann ging der Schatten weiter. Kein Schrittgeräusch, nur das leichte, gleichmäßige Gleiten, als würde jemand nicht ganz den Boden berühren.

Ich atmete langsam aus. Der Schal an meinem Hals war inzwischen nur noch feucht, nicht mehr warm. Das Brennen am Biss war nicht verschwunden, es hatte sich verändert. Es war nicht mehr Schmerz, eher ein juckender Druck, als würde die Haut dort etwas lernen, was sie nie lernen sollte.

Draußen zog ein Tunnelmund vorbei, ein schwarzer Halbkreis, und für einen Moment wurde das Abteil dunkler. Im Dunkel sah ich mein Spiegelbild im Fensterglas stärker, klarer, als würde die Dunkelheit das Glas in einen Spiegel verwandeln. Ich starrte nicht hinein. Ich sah nur, wie sich die Kontur meines eigenen Kopfes vor das Grau legte. Und im Rand dieser Kontur war etwas, das nicht zu mir gehörte: ein schmaler, gerader Strich, als würde ein Stab hinter meinem Rücken stehen.

Der Zug tauchte in den Tunnel. Die Geräusche wurden enger, dumpfer. Das Klackern der Räder klang wie ein Herz, das zu groß ist für den Brustkorb. Der Vorhang am Fenster vibrierte leicht, und im Glas war plötzlich nichts mehr zu sehen außer Dunkel.

Dann hörte ich es wieder, sehr nah.

Tippen.

Nicht draußen im Gang. Direkt an meiner Abteiltür. Ein einziges Mal, als hätte jemand mit einer Spitze kurz dagegen berührt, um zu prüfen, ob sie noch da ist.

Ich hätte aufspringen können. Ich hätte die Tür aufreißen können. Ich tat es nicht. Ich blieb sitzen, und ich merkte, wie schwer es ist, sitzen zu bleiben, wenn der Körper schreien will: Tu etwas.

Der Tunnel endete. Licht kehrte zurück, dünn, grau. Der Druck in der Luft ließ nach. Und gleichzeitig hörte ich ein neues Geräusch im Abteil, das mich sofort kalt machte: ein leises Kratzen.

Nicht an der Tür. Nicht am Fenster.

Vom Sitz neben mir.

Ich sah nicht sofort hin. Ich ließ den Kopf nur minimal drehen, so dass der Sitz im Augenwinkel lag. Marys Tagebuch lag dort, geschlossen, und doch bewegte sich der Einband, ganz leicht, als würde etwas darunter drücken. Ein winziges Schaben von Papier gegen Leder.

Das Buch wollte auf.

Ich legte die Handfläche flach auf den Einband. Nicht um es zu öffnen, sondern um es zu beruhigen, wie man eine Hand auf ein zitterndes Tier legt. Die Wärme darunter war unnatürlich. Das Buch fühlte sich an, als hätte es Blut.

In diesem Moment klopfte es an die Abteiltür. Ein normales Klopfen. Knöchel auf Holz. Dreimal, freundlich.

Die Stimme eines Schaffners: Fahrkarten, bitte.

Ich zog die Hand vom Tagebuch, als hätte er mich bei etwas ertappt, das man nicht tut. Ich öffnete die Tür nur einen Spalt. Der Schaffner stand im Gang, eine Laterne in der Hand, die Uniform sauber, der Bartstoppel ordentlich. Ein Gesicht, das man auf tausend Zügen gesehen hat. Seine Augen waren müde, aber nicht ruhig. Eher vorsichtig.

Ticket, sagte er.

Ich reichte es ihm.

Er nahm es, hielt es kurz ins Licht seiner Laterne, prüfte Datum, Ziel, Abteilnummer. Routine. Dann blieb seine Hand einen Moment zu lang am Ticket. Seine Finger hielten das Papier, als wolle er fühlen, ob es wirklich Papier ist.

Whitby, murmelte er. Sein Blick hob sich zu meinem Schal. Dann zu meinen Augen. Dann wieder zum Ticket.

Alles in Ordnung, Sir? fragte er, und die Frage war so neutral, dass sie nach Protokoll klang. Aber in seinem Ton lag eine winzige Abweichung. Nicht Mitgefühl. Warnung.

Ich sagte: Ja.

Er nickte, als hätte er genau diese Antwort erwartet. Dann beugte er sich einen Tick näher, so dass seine Stimme nicht für den Gang bestimmt war. Sie reisen allein?

Ich hielt meinen Blick auf seiner Laterne, nicht auf seinen Augen. Ich sagte: Ja.

Der Schaffner schluckte. Dann sagte er noch leiser: Dann schließen Sie die Tür nicht ganz. Und wenn jemand fragt, ob Sie schreiben... sagen Sie nein.

Mein Magen zog sich zusammen. Ich sagte: Wer würde das fragen?

Der Schaffner blinzelte, als hätte ich den falschen Satz gesagt. Dann richtete er sich auf, wurde wieder der Mann der Routine, und sagte mit normaler Stimme: Angenehme Reise.

Er gab mir das Ticket zurück und ging weiter. Seine Schritte klangen plötzlich schwerer, als würden sie absichtlich Gewicht bekommen, um etwas anderes zu übertönen.

Ich schloss die Abteiltür nicht ganz. Ich ließ sie nur anlehnen, so dass ein dünner Spalt blieb. Ein Spalt ist nicht Sicherheit. Aber ein Spalt ist eine Entscheidung gegen das endgültige Klicken eines Schlosses.

Ich setzte mich wieder. Der Zug fuhr, und draußen zogen Felder vorbei, die jetzt heller wurden. Mehr Himmel. Weniger Nebel. Das Tageslicht war nicht freundlich, aber es war offen. Und Offenheit ist gefährlich, wenn jemand im Licht Mensch spielen will.

Das Tagebuch unter meiner Hand vibrierte wieder, als würde es etwas hören, was ich nicht höre. Ich spürte dieses Rascheln aus dem Inneren, das ungeduldige Blättern. Ich drückte den Einband fester zu, ohne Gewalt, nur mit Nachdruck. In meinem Kopf tauchte der Gedanke auf, der nicht meiner sein wollte: Öffne es. Prüfe, was drinsteht. Du musst wissen, was als Nächstes kommt.

Das ist die List, dachte ich. Nicht das Schreiben. Das Wissenwollen.

Im Gang draußen ging jemand vorbei. Ich hörte den Stoff eines Mantels, ein leises Streifen. Dann ein kurzes Stehenbleiben vor meinem Abteil. Kein Klopfen. Kein Wort. Nur dieser Moment, in dem die Luft vor der Tür schwerer wird.

Ich sah durch den Türspalt.

Da war nichts als ein dunkler Streifen, als würde jemand direkt vor der Tür stehen und so nah sein, dass man nur den Mantel sieht. Kein Gesicht. Keine Hände. Nur Stoff, schwarz, matt.

Dann bewegte sich der Streifen weiter. Lautlos.

Mein Hals brannte plötzlich stärker. Ich fasste unter den Schal, berührte die Haut. Sie war warm. Zu warm. Und als ich die Finger zurückzog, war da ein dunkler Fleck an der Kuppe. Nicht viel. Ein winziger Punkt Blut, frisch. Als hätte der Biss beschlossen, sich im Zug zu erinnern.

Ich wischte den Punkt am Schal ab und zwang mich, nicht auf die Finger zu starren. Finger, die Blut tragen, wollen schreiben. Unsinn, dachte ich. Und doch war es genau dieser Unsinn, der sich in mir festsetzte, weil er wie eine Regel klang.

Der Zug pfiiff. Eine Durchsage wurde gerufen, ich verstand nur Bruchstücke. Irgendein Halt. Irgendein Name. Menschen im Gang standen auf, Türen gingen auf und zu. Der Wagen füllte

sich mit Bewegung. Bewegung ist Deckung, aber auch Gelegenheit. In Bewegung kann man sich näher kommen, ohne dass es auffällt.

Meine Abteiltür wurde plötzlich ein Stück weiter geöffnet. Nicht viel. Gerade so, dass der Spalt sich in eine Öffnung verwandelte.

Ich sah hin.

Eine Frau stand dort. Vielleicht Ende zwanzig, vielleicht älter, schwer zu sagen im Zuglicht. Sie trug einen dunklen Mantel, einen Hut, der ihr Gesicht im Schatten hielt. Ihre Hände waren leer. Keine Tasche, kein Koffer. Das allein war schon ungewöhnlich. Reisen ohne Gepäck bedeutet: Man will nicht bleiben.

Entschuldigen Sie, sagte sie. Ist hier noch frei?

Ihre Stimme war ruhig, aber nicht höflich ruhig. Eher kontrolliert ruhig, wie jemand, der sich jeden Satz vorher aussucht.

Ich sagte: Ich glaube, ja.

Sie trat ein, ohne auf meine Zustimmung zu warten, und setzte sich mir gegenüber. Ihr Mantel roch nach nasser Wolle und nach etwas Süßlichem, das mir sofort unangenehm vertraut war. Nicht Marys Parfum, aber aus derselben Familie von Düften, als hätten sie denselben Ursprung.

Sie sah nicht aus dem Fenster. Sie sah auf meine Hände. Dann auf meinen Schal. Dann auf den Sitz neben mir.

Auf das Tagebuch.

Ich zog es unauffällig näher an mich, als wäre es nur ein Gepäckstück, das man nicht im Weg liegen lässt.

Die Frau lächelte nicht. Sie sagte: Sie sind verletzt.

Ich antwortete nicht sofort. Ich sagte dann: Ein Kratzer.

Sie nickte, als hätte sie das Wort schon gehört. Dann fragte sie, ganz beiläufig, als wäre es eine Frage nach der Uhrzeit: Schreiben Sie?

Mein Magen zog sich zusammen, weil der Schaffner genau dieses Wort benutzt hatte. Ich hörte seine Warnung wie einen Nagel im Kopf: Wenn jemand fragt, ob Sie schreiben... sagen Sie nein.

Ich sagte: Nein.

Die Frau hielt den Blick auf mir, zu lange, als würde sie prüfen, ob das Nein ein Satz ist oder eine Schutzlinie. Dann lehnte sie sich zurück und sah endlich aus dem Fenster.

Draußen lag die Landschaft offen. Felder, kleine Häuser, ein paar Schafe wie helle Punkte. Alles normal. Alles Licht. Und doch fühlte ich mich, als hätte sich gerade etwas im Abteil festgesetzt, etwas, das nicht hinausfährt, auch wenn der Zug fährt.

Die Frau sagte nach einem Moment, leise, fast gedankenverloren: Whitby ist ein guter Ort für Anfänge.

Ich sagte nichts.

Sie fuhr fort: Und ein guter Ort für Rückgaben.

Meine Finger pressten sich in den Stoff meiner Hose. Ich spürte die Kante der Karte in der Tasche. Ich spürte das Tagebuch wie ein Herz, das nicht meines ist.

Die Frau drehte den Kopf zu mir, und in dem Moment, als ihre Augen das Licht trafen, sah ich, dass sie nicht ruhig waren wie die des Mannes am Kai. Ihre Augen waren wach. Zu wach. Als würden sie nicht nur sehen, sondern lesen.

Sie sagte: Sie sollten das Buch nicht bei sich tragen. Es trägt sonst Sie.

Der Zug ratterte weiter, das Licht draußen wurde klarer, und in der Fensterscheibe, im Rand meines Blicks, sah ich für einen Herzschlag hinter dem Spiegelbild der Frau eine dunkle Linie, die nicht zu ihrem Mantel passte.

Ein Stab.

Eine Spitze.

Und ich wusste: Das Tippen ist nicht mehr nur draußen im Gang. Es ist im Abteil angekommen, ohne die Tür zu öffnen.

Ich hielt den Blick nicht auf die Frau. Ich hielt ihn auf den kleinen Spalt zwischen Vorhang und Fensterglas, auf das, was draußen vorbeizog: Felder, Zäune, ein einzelner Baum, der sich in der Bewegung zu einer Linie zog. Bewegung ist ehrlich. Menschen sind es nicht immer.

Die Frau saß mir gegenüber, die Hände im Schoß, der Mantel glatt, als hätte er keinen Staub, keinen Faden, keine Geschichte. Ihr Hut war so gesetzt, dass man nur den unteren Teil ihres Gesichts klar sah: der Mund, der nicht lächelt, die Kinnlinie, die zu fest wirkt für jemanden, der fragt, ob man schreibt.

Sie hatte gesagt: Sie sollten das Buch nicht bei sich tragen. Es trägt sonst Sie.

Das klang wie ein Ratschlag, aber es war ein Satz, der Besitz beansprucht. Wer solche Sätze spricht, steht schon zu nah.

Ich fragte nicht: Wer sind Sie? Namen sind hier wie Schlüssel. Man steckt sie rein, und dann dreht sich etwas, das man nicht drehen wollte. Stattdessen sagte ich: Sie kennen das Buch.

Die Frau sah nicht sofort zu mir. Sie ließ den Satz im Raum liegen, als würde sie prüfen, ob er Gewicht hat. Dann antwortete sie: Ich kenne, was Bücher tun, wenn man sie füttert.

Ich spürte, wie sich mein Hals zusammenzog. Der Biss brannte wieder, nicht schmerzhaft, eher wie eine kleine Hitze, die sich ausbreitet. Ich hielt den Schal locker genug, um zu atmen, fest genug, um nicht zu fühlen.

Sie fuhr fort, ganz ruhig: Sie sind nicht der Erste, der damit reist. Und nicht der Erste, der glaubt, er könne es zurückbringen.

Ich sagte: Zu wem?

Die Frau hob die Augenbrauen minimal, als hätte ich etwas Naives gesagt. Zu ihr, sagte sie, und ich wusste, dass sie Mary meinte, ohne ihren Namen auszusprechen. Namen sind Kreise.

Ich spürte das Tagebuch neben mir, wie ein ungeduldiges Tier. Ich hatte es näher an mich gezogen, aber das half nur körperlich. Es lag trotzdem im Raum, als wäre es ein dritter Reisender, der jederzeit aufspringen kann.

Der Zug fuhr über eine Weiche, ein kurzes Rucken, Metall auf Metall, und in diesem Rucken hörte ich plötzlich, ganz klar, ein Geräusch, das nicht zu Schienen gehört.

Tippen.

Einmal.

Nicht im Gang. Nicht draußen. Hinter mir. Direkt am Fenster, als hätte jemand die Schirmspitze an das Glas gesetzt. Ich sah nicht hin. Ich sah nur, wie sich die Reflexion im Glas minimal veränderte, als würde ein dunkler Punkt neben meinem Spiegelbild auftauchen.

Die Frau bemerkte meine Spannung. Sie sagte leise: Wenn Sie es hören, ist es schon da.

Ich sagte: Und wenn ich es nicht höre?

Sie antwortete: Dann schreibt es trotzdem.

Ein Satz wie ein Messer, das man nicht sieht, bis es schneiden soll.

Ich atmete langsam aus. Ich wollte nicht, dass sie meine Angst riecht. Angst ist ein Duft. Manche Menschen spüren ihn, bevor man selbst ihn kennt.

Ich sagte: Warum sind Sie hier?

Sie lächelte nicht. Sie sagte: Um zu verhindern, dass Sie etwas Dummes tun.

Ich hörte mich selbst fast lachen, weil Dummes in dieser Geschichte ein weiter Begriff ist. Ich fragte: Und was wäre dumm?

Sie deutete mit einem kaum sichtbaren Blick auf das Tagebuch. Die Seite, sagte sie. Die Seite herausreißen. Die Seite geben. Das ist der einfache Weg. Er liebt einfache Wege.

Ich erinnerte mich an die Kammer unter dem roten Kreuz. Der Briefschlitz, der Seiten wollte. Das Messer, das so platziert war, dass meine Hand es nehmen sollte. Und das Tagebuch, das eine Seite aufgeschlagen hatte wie eine Zunge, die sagt: Du gibst diese Seite.

Ich sagte: Dann gibt es einen anderen Weg.

Die Frau nickte minimal, als hätte sie genau darauf gewartet. Es gibt immer einen anderen Weg, sagte sie. Aber der andere Weg verlangt, dass Sie etwas nicht tun. Und Menschen sind schlecht darin.

Ich fragte nicht: Was nicht tun? Ich wusste es bereits. Nicht schreiben. Nicht vollenden. Nicht bestätigen.

In dem Moment öffnete sich die Abteiltür ohne Klopfen.

Nicht weit. Nur ein Spalt. Gerade so, dass kalte Gangluft herein kam.

Ich sah nicht zur Tür. Ich sah auf den Boden, auf den Schatten, der sich in den Abteilraum schob. Ein schmaler Streifen Dunkel, zu glatt, zu gleichmäßig.

Eine Stimme kam aus dem Spalt, freundlich, als würde man nach Fahrkarten fragen: Entschuldigen Sie. Haben Sie—

Sie stockte. Ein winziger Moment, in dem man hört, dass der Satz einen anderen Plan hatte.

Die Frau gegenüber hob den Kopf. Ihr Blick ging zur Tür, und zum ersten Mal sah ich in ihrem Gesicht etwas, das nicht Kontrolle war. Es war Abneigung. Vielleicht Angst. Vielleicht beides.

Die Stimme im Spalt sagte dann, als wäre sie plötzlich sicher, dass sie hier sein darf: Schreiben Sie?

Wieder dieses Wort. Wieder genau diese Frage. Als wäre es der Code, der Türen öffnet.

Ich sagte sofort: Nein.

Die Frau sagte gleichzeitig: Nein.

Zwei Stimmen, ein Nein. Es klang fast wie ein Schutzkreis, weil es gleichzeitig war.

Die Abteiltür blieb trotzdem einen Moment offen. Ich hörte kein Atmen. Kein Rascheln von Stoff. Nur dieses Gefühl, dass jemand dort steht, ohne Gewicht, ohne Wärme. Dann schloss sich die Tür wieder, langsam, ohne dass eine Hand sichtbar wurde. Das Schloss klickte nicht. Es lehnte nur an.

Die Frau atmete zum ersten Mal hörbar aus. Sie sagte leise: Gut.

Ich fragte: Wer war das?

Sie antwortete nicht direkt. Sie sagte: Er benutzt, was hier üblich ist. Schaffner. Damen. Fragen. Wenn er im Licht ist, braucht er keine Schatten. Dann reicht ihm Form.

Ich sah aus dem Fenster, nicht in das Glas, sondern durch den Spalt neben dem Vorhang. Die Landschaft war heller, die Farben klarer. Der Zug fuhr jetzt durch offenes Land. Weniger Nebel. Mehr Sicht.

Mehr Gefahr.

Die Frau beugte sich leicht nach vorn. Ihr Ton blieb ruhig, aber jetzt war er härter. Hören Sie, sagte sie. In Whitby wird man Ihnen Dinge zeigen. Man wird Ihnen sagen, es sei Zufall. Ein Brief, der da liegt. Eine Tür, die offen ist. Eine Einladung ohne Absender. Sie kennen das Muster. Dort ist es stärker, weil das Meer alles trägt.

Sie hielt inne, als würde sie wählen, ob sie den nächsten Satz wirklich sagen soll. Dann sagte sie: Wenn Sie dort ankommen, gehen Sie nicht zuerst zur Stadt. Gehen Sie zuerst zum Kloster. Zu den Ruinen. Wo der Wind die Worte wegnimmt, bevor sie sich festsetzen.

Kloster. Ruinen. Wind. Whitby. Ich spürte, wie sich im Inneren etwas ordnete, als hätte ich eine Anweisung bekommen, die nicht aus dem Tagebuch stammt. Das war gefährlich, weil ich mich nach solchen Anweisungen sehnte. Aber es war auch notwendig, weil ich ohne Anweisung nur eine Seite in seinem Buch bin.

Ich fragte: Und Mary?

Die Frau sah kurz auf meinen Schal. Dann sagte sie: Mary ist noch in London. Aber das Buch— sie deutete auf das Tagebuch, ohne es anzusehen — das Buch ist nicht an London gebunden. Es ist an Sie gebunden. Und an das, was in Ihnen schon geöffnet wurde.

Ich spürte den Biss am Hals brennen, als hätte er auf diese Worte reagiert. Ein kleiner Schmerz, wie ein zustimmendes Nicken der Wunde.

Der Zug ratterte weiter. Eine Durchsage kündigte den nächsten Halt an. Ich verstand den Namen nicht, aber ich hörte, wie Menschen im Gang aufstanden, Koffer zogen, Türen öffneten. Bewegung, wieder. Deckung, wieder. Gelegenheit, wieder.

Die Frau stand ebenfalls auf. So plötzlich, als hätte sie einen inneren Befehl bekommen. Sie glättete ihren Mantel, griff nach nichts, weil sie nichts hatte, und sagte: Ich steige hier aus.

Ich blinzelte. Warum? Whitby ist doch—

Sie unterbrach mich nicht, sie ließ den Satz einfach nicht fertig werden, indem sie schon zur Tür ging. Im Türrahmen drehte sie sich noch einmal um und sagte: Wenn Sie in Whitby das Gefühl haben, dass jemand hinter Ihnen geht, drehen Sie sich nicht um. Drehen Sie sich nur... anders.

Dann war sie weg, ihre Schritte im Gang verschwanden zwischen anderen Schritten, und ich merkte erst jetzt, wie sehr ihre Anwesenheit mich gleichzeitig beruhigt und beunruhigt hatte. Ein Mensch als Gegengewicht. Oder ein Mensch als weiterer Hebel.

Die Abteiltür stand einen Moment offen, und in dem Spalt sah ich den Gang. Menschen. Koffer. Kein Mantel. Kein Schirm.

Doch am Ende des Gangs, weit weg, dort wo das Licht flacher war, stand etwas Schwarzes, klein, fast unsichtbar, wie ein Punkt im Blick.

Ein geschlossener Regenschirm, aufrecht, als würde er warten, bis jemand ihn abholt.

Ich schloss die Tür nicht. Ich ließ den Spalt. Ich setzte mich wieder, legte die Hand auf das Tagebuch und spürte, wie es warm war, als würde es sich freuen, dass ich allein bin.

Ich presste die Hand fester darauf, nicht brutal, nur bestimmt. Ich sagte leise, ohne Pathos, als würde ich es einem Tier beibringen: Nein.

Draußen wurde der Himmel heller. Whitby rückte näher. Und während der Zug durch das Licht fuhr, hörte ich in meinem Inneren, ganz leise, nicht als Wort, eher als Gedanke, der sich selbst schreibt:

Du kommst trotzdem an.

Das Zimmer mit den Kratzspuren

Whitby empfing mich nicht mit einem Willkommensgruß, sondern mit Wind. Kein freundlicher Seewind, der einem die Wangen rot küsst, sondern ein Wind, der prüft, ob man fest genug gebaut ist, um stehen zu bleiben. Als der Zug ausrollte, war das erste, was ich wahrnahm, nicht das Meer, sondern die Art, wie das Licht hier anders war. Londoner Morgenlicht tut so, als sei es sauber, während es in Wahrheit nur so hell ist, dass man den Schmutz besser sieht. Hier oben an der Küste war das Licht dünner, heller und gleichzeitig fremder, als hätte es einen anderen Ursprung. Es legte sich auf Dinge, ohne sie zu besitzen.

Ich stieg aus, ohne mich umzudrehen, obwohl ich das Bedürfnis hatte, den Bahnsteig hinter mir abzusuchen. Das Bedürfnis war inzwischen ein vertrauter Feind. Ich hielt den Blick geradeaus, ließ die Welt im Rand arbeiten: Reisende mit Taschen, ein Schaffner, der rief, ein Hund, der über den Boden schnüffelte, als wäre der Bahnsteig ein Buch, das man lesen kann. Ich spürte das Tagebuch unter meinem Arm wie einen warmen, unruhigen Muskel. Der Schal am Hals klebte noch immer, und die Stelle darunter pochte, als würde sie in diesem Wind stärker werden. Nicht weil die Wunde schlimmer war, sondern weil etwas in mir die Küste erkannte.

Ich ging vom Bahnhof weg, nicht Richtung Stadtmitte, nicht dahin, wo Schilder und ordentliche Wege sind. Die Worte der Frau aus dem Zug lagen mir wie ein Stein im Mund: erst zu den Ruinen, wo der Wind Worte wegnimmt. Ich hatte keine Lust, fremden Anweisungen zu folgen. Und doch war es die einzige Anweisung, die sich nicht wie ein Befehl aus Tinte anfühlte.

Der Weg hinauf war steiler, als ich erwartet hatte. Whitby ist nicht flach und verzeihend. Whitby ist ein Ort, der dich zwingt, deinen Atem zu hören. Ich ging die Stufen, die sich an den Hang klammerten, und zählte nicht, nicht einmal im Kopf. Ich zählte nur die Spiegel, wie Renfield gesagt hatte, und hier oben gab es keine. Nur Fenster, die in der Früh grau glänzten, und Pfützen, die das Himmellicht zurückwarfen, als wollten sie beweisen, dass es wirklich existiert.

Als ich die Ruinen erreichte, standen sie da wie Zähne, aus denen man den Mund herausgerissen hat. Mauerreste, Bögen, Stein, der sich gegen die Zeit stemmt. Der Wind piff durch die leeren Fensteröffnungen, und dieser Pfeifton war nicht romantisch, sondern praktisch: Er machte jedes Flüstern unmöglich. Worte, die man hier spricht, werden sofort

weggeblasen, bevor sie sich festsetzen können. Es war der erste Ort seit Stunden, an dem ich das Gefühl hatte, dass ich nicht sofort gelesen werde.

Ich setzte mich nicht. Ich blieb stehen, hielt das Tagebuch fester und öffnete es nicht. Ich hatte gelernt, dass jedes Öffnen ein Angebot ist. Stattdessen zog ich die Karte mit dem roten Kreuz heraus, nur kurz, geschützt vor dem Wind im Schatten einer Mauer. Das Papier wollte flattern, und ich hielt es fest, als wäre es ein Vogel, der weg will. Das rote Kreuz war auf dieser Karte nicht nur ein Ziel gewesen, sondern ein Knoten. Von Whitby aus führte eine dünne Linie zu einem Punkt, der mit einem einzigen Wort beschriftet war: Zimmer. Kein Name, keine Adresse, nur Zimmer. Als hätte jemand beschlossen, dass Orte hier nicht mehr Orte sind, sondern Zustände.

Ich steckte die Karte wieder ein und ging den Hang hinunter, diesmal Richtung Stadt. Die Häuser wurden dichter, die Gassen enger. Möwen kreischten, und ihr Kreischen klang wie Lachen. Ein Geräusch, das man nur erträgt, wenn man glaubt, es sei harmlos. Das Meer lag irgendwo rechts von mir, verborgen durch Häuser und Nebelfetzen. Ich roch Salz und Tang, und darunter wieder, in winzigen, unwillkommenen Dosen: Eisen. Ich wusste nicht, ob ich es wirklich roch oder ob mein Körper den Geruch inzwischen wie eine Erwartung produziert.

Ich fand ein Gasthaus, ohne es zu suchen. Es stand da, als hätte die Stadt es mir hingestellt. Ein Schild hing schief über der Tür, die Buchstaben ausgebleicht. Drinnen roch es nach Holz, nach Tee und nach nassen Mänteln. Eine Frau hinter dem Tresen sah auf, und ihr Blick war nicht neugierig, sondern müde. Sie stellte keine Fragen, wie London es gelernt hat. Küstenorte lernen es auch. Zu viele Fremde, zu viele Geschichten.

Ein Zimmer, sagte ich.

Sie musterte meinen Schal. Ihre Augen blieben einen Tick zu lang daran hängen, dann glitten sie weiter, als wollte sie nicht wissen, was sie gerade gesehen hat. Sie griff nach einem Schlüsselbrett, nahm einen Schlüssel ab und legte ihn hin.

Zweites Stockwerk, sagte sie. Gang links. Letzte Tür. Nicht schön, aber trocken.

Nicht schön, dachte ich. Trocken. Worte, die wie Mitleid klingen sollen, aber in Wahrheit nur Routine sind. Ich nahm den Schlüssel. Er war kalt.

Als ich die Treppe hinaufging, spürte ich das Tagebuch unter dem Arm wieder wärmer werden, als würde es sich über die Bewegung freuen. Ich sagte nichts dazu. Man spricht nicht mit Dingen, die antworten.

Der Gang im zweiten Stock war schmal, das Holz knarrte leise. Türen links und rechts, alle geschlossen. Ich ging bis zur letzten Tür. Der Schlüssel passte sofort. Ein Klick, das zufrieden klang. Ich schob die Tür auf.

Das Zimmer war klein. Ein Bett, ein Stuhl, ein Tisch, ein Waschtisch. Ein Fenster, das auf eine Gasse hinausging, in der der Wind den Geruch des Meeres trug. Alles gewöhnlich. Und doch spürte ich sofort, dass etwas nicht stimmte. Nicht, weil etwas sichtbar falsch war, sondern weil der Raum sich anfühlte, als hätte er zu lange auf jemanden gewartet.

Ich stellte die Lampe, die ich noch immer bei mir trug, auf den Tisch, obwohl es Tag war. Gewohnheit. Vielleicht auch ein Versuch, dem Raum meinen eigenen Mittelpunkt zu geben.

Dann legte ich das Tagebuch nicht auf den Tisch. Ich legte es auf das Bett, auf die Decke, als wäre es ein Mantel. Ein Ding, das man ablegt, um atmen zu können.

Ich ging zum Fenster und zog den Vorhang ein Stück auf. Das Glas spiegelte mich schwach, und ich zwang mich, nicht hineinzusehen. Es war schwerer hier, weil das Licht stärker war. Im Licht wird jedes Glas zum Spiegel, wenn man es lässt.

Als ich mich wieder umdrehte, fiel mein Blick auf die Wand neben dem Bett.

Die Tapete war alt, blass, und an einer Stelle war sie beschädigt. Nicht durch Wasser, nicht durch Abnutzung. Durch Kratzer.

Sie waren tief. Mehrere Linien, parallel, unregelmäßig, als hätte jemand mit Fingernägeln oder etwas Schärferem in die Tapete und den Putz darunter gerissen. Ein verzweifelter Muster. Nicht zufällig. Und je länger ich hinsah, desto mehr erkannte ich, dass die Kratzer nicht chaotisch waren. Sie hatten Rhythmus. Sie bildeten fast—fast—eine Form.

Ein Kreis.

Unvollendet.

Ich trat näher, nicht zu nah, nur so, dass ich die Linien klarer sah. Die Tapete war dort aufgerissen, und darunter war der Putz dunkel verfärbt, als hätte man ihn wieder und wieder berührt, bis Schmutz und vielleicht Blut sich eingearbeitet hatten. In der Unterbrechung des Kreises, dort, wo er nicht geschlossen war, war ein kleiner Punkt. Kein Loch, kein Nagel. Ein dunkler Fleck, als wäre dort Asche eingerieben worden.

Mir wurde kalt, obwohl der Wind draußen warm genug war, um Möwen fliegen zu lassen.

Ich hörte nichts. Kein Tippen. Kein Flüstern. Nur mein Atem.

Und genau das war schlimmer, weil es bedeutete: Der Raum braucht keine Geräusche mehr. Er hat bereits Spuren.

Ich setzte mich auf den Stuhl, nicht weil ich müde war, sondern weil ich in einem Raum mit Kratzspuren nicht stehen will wie ein Opfer. Sitzen gibt einem die Illusion, dass man entscheidet, wie hoch die Angst kommt. Ich zog den Schal am Hals leicht weg, nur einen Moment, um zu prüfen, wie die Wunde aussieht. Zwei kleine Punkte. Dunkelrot. Der Rand leicht geschwollen. Nichts Dramatisches. Und doch spürte ich darunter ein Kribbeln, als würde sich etwas ausbreiten, das nicht aus Fleisch besteht.

Ich ließ den Schal wieder fallen und griff nach dem Tagebuch auf dem Bett.

Ich öffnete es nicht sofort. Ich legte nur die Hand darauf. Warm. Zu warm.

Dann schlug ich es auf, schnell, bevor ich mich wieder selbst überreden konnte, es nicht zu tun. Wenn man etwas Gefährliches tun muss, ist Zögern manchmal gefährlicher als die Tat.

Die Seiten lagen still. Kein selbstständiges Blättern. Kein Rascheln. Als würde das Buch in diesem Zimmer plötzlich höflich sein.

Ich blätterte zu einer leeren Seite.

Sie war nicht mehr leer.

In der Mitte stand ein einziger Satz, frisch, sauber, als hätte jemand ihn eben erst geschrieben:

Du bist angekommen.

Mein Hals zog sich zusammen. Ich sah nicht auf den Satz, ich sah auf die Tinte. Sie glänzte leicht, als wäre sie noch feucht. Und ich wusste: Niemand außer mir war hier. Niemand, der körperlich hier war. Und doch hatte jemand in diesem Zimmer geschrieben. Oder etwas hatte durch mich geschrieben, während ich die Treppe hochging.

Ich riss den Blick von der Seite los und sah wieder zur Wand mit den Kratzspuren.

Der unvollendete Kreis dort sah plötzlich nicht mehr wie eine alte Spur aus, sondern wie eine offene Aufgabe.

Ich hielt den Atem an.

Dann hörte ich es, ganz leise, so leise, dass es auch ein Knacken des Hauses hätte sein können.

Tippen.

Einmal.

Nicht im Gang. Nicht auf dem Dach.

Direkt hinter der Tapete.

Das Tippen hinter der Tapete war nicht laut genug, um als Geräusch durchzugehen. Es war laut genug, um als Botschaft durchzugehen. Ein einziges Setzen, als würde jemand mit einer Spitze an der Innenseite der Wand prüfen, ob ich zuhöre. Ich blieb sitzen, weil Aufspringen das ist, was man in Geschichten tut, wenn man Angst hat. Ich wollte nicht, dass der Raum meine Angst als Bewegung lesen kann.

Ich legte das Tagebuch langsam zu. Nicht weil ich glaubte, damit etwas zu schließen, sondern weil das Buch offen auf dem Bett aussah wie ein Mund, der auf weitere Worte wartet. Ich schob es ein Stück weg, so dass es nicht direkt zwischen mir und der Wand lag. Manchmal hilft es, Dinge auseinander zu stellen, auch wenn man weiß, dass Abstand hier nur eine Idee ist.

Das Tippen kam nicht wieder. Stattdessen hörte ich etwas anderes, viel schwächer: ein sanftes Reiben, als würde jemand Papier auf Stein ziehen. Und in meinem Hals begann der Biss zu kribbeln, als würde er darauf antworten.

Ich stand langsam auf. Keine Hast. Keine Wut. Ich ging zur Wand und hielt die Lampe – die Lampe, die ich im Tageslicht immer noch benutzte, als wäre sie ein religiöses Symbol – dicht an die Kratzspuren. Der Kreis war nicht sauber, aber er war eindeutig gewollt. Fingernägel, dachte ich. Oder etwas, das Fingernägel nachahmt.

In der Unterbrechung des Kreises, dort, wo er nicht geschlossen war, lag der dunkle Fleck. Ich berührte ihn nicht direkt. Ich hielt nur die Lampe so, dass das Licht schräg darüber lief. Die Oberfläche war nicht einfach schmutzig. Sie war pulvrig. Asche.

Wie im Hotel. Wie im Irrenhaus. Wie überall.

Ich zog das Fläschchen hervor. Der Glasrand klirrte leise, als ich es öffnete. Das Geräusch klang in diesem Zimmer zu laut. Es war, als hätte der Raum sofort den Kopf gehoben.

Ich ließ keinen Tropfen fallen. Noch nicht. Ich wollte zuerst wissen, ob diese Asche hier dieselbe Funktion hat wie die anderen. Grenze. Einladung. Leitung.

Ich lehnte das Ohr nicht an die Wand. Ich hielt nur den Atem an und lauschte. Hinter der Tapete war es nicht still. Nicht wirklich. Da war ein leises, gleichmäßiges Geräusch, das sich wie das Meer anhörte, aber nicht so offen, nicht so groß. Eher wie Wasser, das in einem Rohr läuft. Ein innenliegendes Rauschen.

Ein verborgenes Rohr. Ein Schacht. Eine Verbindung.

Der Gedanke brachte das ganze Zimmer in ein anderes Licht: Es war nicht nur ein Gasthauszimmer. Es war ein Knoten. Ein Punkt auf einer Karte, der „Zimmer“ hieß, weil es keine Adresse brauchte. Man findet es, wenn man gefunden werden soll.

Ich ließ den Blick über den Raum gleiten, und ich zwang mich, die Dinge als Dinge zu sehen, nicht als Bedeutung. Bett. Stuhl. Tisch. Waschtisch. Fenster.

Spiegel.

Der Spiegel hing über dem Waschtisch, klein, oval, mit einem dünnen Rahmen. Ein harmloser Gegenstand in jedem Zimmer. Hier war er ein Feind.

Ich ging nicht direkt hin, aber ich stellte mich so, dass ich ihn im Rand hatte. In der Spiegeloberfläche sah ich mich, das bleiche Gesicht, den Schal, die Lampe. Hinter mir das Bett, auf dem das Tagebuch lag. Und in der Spiegeloberfläche, ganz leicht verzerrt, sah ich etwas, das in meinem echten Zimmer nicht da war.

Ein Schatten am Fuß des Bettes.

Nicht wie eine normale Verdunkelung, sondern wie eine Form. Ein Mantel ohne Körper.

Ich bewegte mich nicht. Ich atmete nicht tiefer. Ich ließ das Bild im Rand und prüfte, ob es sich verändert. Der Schatten im Spiegel bewegte sich nicht. Das war schlimmer. Bewegungen verraten Absicht. Stillstand ist Besitz.

Ich drehte mich langsam zum Bett um.

Kein Schatten dort. Nur die Decke, glatt, und das Tagebuch wie ein dunkler Fleck.

Ich drehte mich wieder minimal zum Spiegel. Der Schatten im Spiegel war noch da.

Das Zimmer lügt. Oder der Spiegel erzählt eine andere Wahrheit. Und ich wusste längst, welche von beiden Möglichkeiten gefährlicher ist: Die Wahrheit, die nicht in der Welt ist, aber in einem Glas existiert.

Ich ging zum Waschtisch und nahm ein Handtuch. Grob, nach Seife riechend. Ich warf es über den Spiegel.

Sofort fühlte sich der Raum anders an. Nicht sicher. Aber weniger beobachtet. Als hätte man einem Auge die Lider zugezogen.

Das Tippen hinter der Tapete kam wieder. Einmal. Dann ein zweites Mal, schneller. Ungeduldig. Der Raum mochte es nicht, wenn man seine Augen abdeckt.

Ich ging zurück zur Wand mit den Kratzspuren. Ich kniete mich hin und fuhr mit den Fingerspitzen knapp über die Tapete, ohne die Asche zu berühren. Der Putz darunter fühlte sich an einer Stelle anders an. Nicht hohl, aber weniger fest. Eine Naht. Eine Linie.

Eine Tür.

Natürlich.

Aber diesmal war es keine Tür, die man mit einem Schlüssel öffnet. Es war eine Tür, die man mit einem Kreis öffnet. Mit einem Vollenden. Mit einem Opfer, das nicht Blut sein muss, aber oft Blut wird.

Ich zog die Karte mit dem roten Kreuz aus der Tasche und hielt sie neben die Kratzspuren, nur als Vergleich. Das rote Kreuz auf dem Papier war sauber. Der Kreis an der Wand war verzweifelt. Und doch sprachen sie dieselbe Sprache.

Ich sah genauer hin: Am unteren Rand des Kratzkreises, fast verborgen in den Linien, war eine kleine Kerbe, wie ein winziger Buchstabe. Ich leuchtete näher.

Es war kein Buchstabe. Es war eine Zahl.

17.

Natürlich. Immer wieder. Ein Knoten, der sich nicht lösen lässt, weil er sich selbst wiederholt.

Ich spürte Wut aufsteigen. Nicht laut. Nicht explosiv. Eher kalt. Ich sagte leise: Genug.

Und ich ließ einen Tropfen aus dem Fläschchen auf die Asche in der Unterbrechung des Kreises fallen.

Es zischte. Die Asche zog sich zusammen, als hätte sie Schmerz. Der dunkle Fleck wurde heller, als würde er verbrennen. Und im selben Moment hörte ich hinter der Tapete ein Geräusch, das mich sofort auf die Füße brachte.

Ein Riegel. Ein Klicken. Ein Nachgeben.

Nicht die Tür zum Zimmer. Die Tür in der Wand.

Die Tapete vor mir wölbte sich minimal, als würde etwas dahinter dagegen drücken. Dann, ganz langsam, schob sich ein schmales Paneel zur Seite. Holz, mit Tapete beklebt, genau so wie im Hotel. Eine Wiederholung, die mich gleichzeitig beruhigen und erschrecken wollte. Als würde man sagen: Siehst du? Du kennst das doch schon.

Hinter dem Paneel war Dunkelheit. Ein schmaler Schacht, und darin eine Treppe, die nach unten führte. Feuchte Stufen. Ein Geruch von Erde.

Und das Rauschen, das ich zuvor gehört hatte, war jetzt deutlich: Wasser, das irgendwo unten läuft. Nicht Meer. Leitungen. Rohre. Ein altes Netz.

Ich hielt die Lampe in den Schacht und sah an der Wand des Schachts etwas glitzern.

Ein Spiegelstück.

Natürlich.

Renfields Warnung kroch mir in den Nacken. Spiegel zählen. Nicht Stufen.

Ich setzte den Fuß auf die erste Stufe, vorsichtig, ohne zu zählen. Mein Blick blieb im Rand. Ich sah den Spiegel im Schacht, und in ihm sah ich das Zimmer hinter mir. Den Stuhl. Den Tisch. Das Bett.

Und auf dem Bett lag das Tagebuch.

Doch im Spiegelbild lag das Tagebuch nicht still. Es war offen. Und auf der offenen Seite bewegte sich etwas, als würde eine Hand schreiben.

Ich drehte mich scharf um.

Das echte Tagebuch lag geschlossen. Still.

Ich drehte mich zurück zum Schacht.

Das Spiegelbild zeigte weiterhin das offene Buch.

Und ich begriff: Ich musste nicht mehr das Buch öffnen. Der Spiegel öffnet es für mich. Der Spiegel macht aus Möglichkeiten Tatsachen.

Ich schluckte, setzte den zweiten Schritt, dann den dritten, und ging hinunter, weil ich wusste, dass ich oben im Zimmer irgendwann nur noch der Mann sein würde, der sich an einer Wand festhält und hofft, dass ein Handtuch über einem Spiegel reicht.

Unten, im Dunkel, wartete das Wasserrauschen. Und das Gefühl, dass der Tag draußen heller wird, während ich in ein Netz hinabsteige, das keinen Morgen kennt.

Die Treppe war schmal, feucht, und sie roch nach einer Zeit, die nie ans Tageslicht darf. Meine Lampe schnitt einen gelben Kegel durch den Schacht, und doch blieb das Dunkel wie eine zweite Haut an allem hängen. Ich ging langsam, den Blick nicht auf die Stufen, sondern auf die Spiegelstücke, die in unregelmäßigen Abständen in den Wänden saßen, wie Augen, die man in Stein gepflanzt hat.

Der erste Spiegel zeigte das Zimmer über mir: das Bett, den Stuhl, die Tür. Alles vertraut. Doch die Vertrautheit war hier unten keine Beruhigung, sondern ein Beweis, dass der Schacht nicht nur nach unten führt, sondern nach innen. In den zweiten Spiegel blickte ich nicht direkt, aber im Rand sah ich eine Bewegung, als würde im Spiegelbild die Tür des Zimmers einen Spalt aufgehen.

Ich blieb stehen, ohne stehen zu bleiben. Mein Körper wurde nur langsamer. Dann ging ich weiter, weil ich wusste: Wenn ich oben im Zimmer bleibe, bin ich in der Nähe des Buches. Wenn ich hier unten bleibe, bin ich in der Nähe der Spiegel. Beides ist schlecht. Aber Bewegung ist zumindest ein eigener Fehler, kein fremder.

Das Wasserrauschen wurde lauter. Nicht wie Meer, eher wie ein ständiges, geduldiges Fließen, das irgendwo unter der Stadt seine Wege zieht. Es klang, als würde Whitby unter der Oberfläche noch einmal existieren, als Schattenversion von sich selbst. Und ich dachte unwillkürlich an London, an das Netz aus Gängen, das mich vom Hotel ins Irrenhaus gebracht hatte. Vielleicht sind alle Städte so. Vielleicht haben sie alle ihre unterirdische Schrift.

Die Stufen endeten in einem niedrigen Gang. Backstein, feucht glänzend, der Boden uneben. An der Decke liefen Rohre, und aus einem Tropfen fiel Wasser in regelmäßigen Abständen in eine Pfütze. Das Tropfen war ein anderer Rhythmus als das Tippen. Ehrlicher. Und doch lernte ich inzwischen, dass auch ehrliche Rhythmen benutzt werden können.

Ich ging in den Gang hinein. Der Gang führte nach links und nach rechts. Beide Seiten dunkel. Beide Seiten rochen nach Erde. Auf der linken Wand, knapp über dem Boden, sah ich einen dünnen Strich aus grauem Staub.

Asche.

Ein Hinweis. Eine Richtung. Wie eine Kreidezeichnung für jemanden, der den Weg nicht zählen darf.

Ich folgte dem Aschestrich nach links.

Nach wenigen Metern kam ich an eine Stelle, wo der Gang sich verengte und das Rohrrauschen lauter wurde. Hier stand das Wasser nicht nur in Pfützen. Hier floss es in einem schmalen Kanal entlang der Wand, als hätte man den Abfluss so gebaut, dass er nie ganz verschwindet. Und dort, über diesem Kanal, hing etwas an einem Haken.

Ein Mantel.

Schwarz.

Nicht getragen. Nur hängend, als wäre er zum Trocknen aufgehängt. Der Stoff glänzte nicht. Er schluckte Licht. Und obwohl ich wusste, dass Stoff in feuchten Kellern auf Haken hängt, fühlte sich dieser Mantel nicht wie ein Gegenstand an. Er fühlte sich wie eine Geste an.

Ich blieb stehen. Ich trat nicht näher. Ich leuchtete nur. Der Mantel bewegte sich nicht. Kein Wind hier unten. Nur Wasser.

Neben dem Mantel war ein Spiegelstück in die Wand eingelassen. Größer als die anderen. Klarer. Und im Spiegel sah ich nicht mich. Ich sah einen Flur.

Nicht den Gang, in dem ich stand. Einen Flur aus weißem Stein, heller als alles hier unten, als wäre er von innen beleuchtet. Und am Ende dieses Flurs stand eine Tür mit einer Zahl.

17.

Es war, als würde die Stadt unter der Stadt mir dieselbe Ziffer wie einen Finger unter die Nase halten und sagen: Du hast es noch nicht begriffen.

Ich spürte meinen Hals brennen. Der Biss pochte wie ein kleiner Herzschlag. Ich tastete die Stelle unter dem Schal und fühlte eine leichte Schwellung. Warm. Und plötzlich war da ein Gedanke, der nicht aus Worten bestand, sondern aus einer Richtung: zurückgeben. Mary. Irrenhaus. Flur. Tür 17.

Das Tagebuch war oben im Zimmer, dachte ich. Aber dann spürte ich es. Warm an meiner Seite. Ich blickte hinab.

Ich trug es noch immer unter dem Arm.

Natürlich. Es war nie weg gewesen. Ich hatte es in der Hand, auf der Treppe, im Schacht. Ich hatte es nicht zurückgelassen. Und doch hatte der Spiegel mir gezeigt, es liege oben offen. Der Spiegel hatte eine zweite Version erzeugt, eine, die nicht lügt, sondern erweitert. Vielleicht war das Buch an zwei Orten zugleich. Vielleicht reicht ihm ein Spiegel, um sich zu verdoppeln.

Ich hielt den Einband fester. Der Gedanke war ekelhaft, weil er plausible Formen annahm. Eine Welt, in der Dinge sich über Spiegel kopieren, ist eine Welt, in der man nie sicher ist, ob man etwas wirklich bei sich hat oder ob es einen nur bei sich hat.

Ich ging am Mantel vorbei, ohne ihn zu berühren. Berühren ist Zustimmung. Ich ließ den Mantel im Rand und ging weiter. Der Gang führte zu einer Tür. Nicht Holz. Metall. Eine schwere, niedrige Metalltür, mit einem Riegel. Auf der Tür war kein Schild, keine Zahl. Aber im Metall war ein kleines rotes Kreuz eingraviert. Nicht gemalt. Eingedrückt. Als hätte man es in das Metall geschlagen.

Die Karte mit dem roten Kreuz brannte plötzlich wie eine Idee in meiner Tasche. Ich zog sie heraus, hielt sie unter die Lampe, und dort, neben dem Kreuz, war tatsächlich ein kleiner Zusatz, den ich vorher nicht beachtet hatte: eine Reihe von drei Punkten, die wie eine Treppe gezeichnet waren. Daneben stand ein Wort:

KRATZSPUREN.

Diese Tür war also der Punkt, den die Karte meinte. Das Zimmer war nicht das Ziel. Es war nur der Eingang. Der Schacht war der Übergang. Und diese Tür war—was? Der Raum dahinter? Die Wahrheit? Oder nur die nächste Kulisse?

Ich legte die Hand an den Riegel. Kalt. Feucht. Ich zog.

Der Riegel gab nicht nach.

Ich zog stärker.

Nichts.

Wieder dieses sachliche Nichts, das sagt: Du hast keinen Zugriff. Nicht so.

Ich sah mich um. Neben der Tür, im Mauerwerk, war ein kleiner Schlitz. Kein Briefschlitz, eher eine Aussparung für etwas Dünnes. Ich leuchtete hinein. In der Aussparung lag grauer Staub.

Asche.

Und daneben, in den Stein geritzt, stand wieder ein Wort.

Gib.

Natürlich.

Die Aussparung war für eine Seite. Für Papier. Für Text. Für eine Gabe.

Ich spürte, wie mir der Schweiß kalt den Rücken hinunterlief. Der Biss am Hals pochte. Und in meinem Kopf war das Wort „Schreib“ nicht mehr nur ein Flüstern. Es war ein Impuls, der die Finger kribbeln ließ, als hätten sie ein eigenes Gedächtnis.

Ich zog das Tagebuch hervor. Ich schlug es nicht auf. Ich hielt es nur vor die Tür, als würde ich einem Tier ein Stück Fleisch zeigen, um zu sehen, ob es reagiert. Und es reagierte.

Der Einband vibrierte. Die Kanten der Seiten knisterten. Als würde das Buch wissen, dass es hier unten gebraucht wird.

Ich schluckte, nahm das Messer nicht. Ich hatte kein Messer. Aber ich brauchte vielleicht auch keins. Denn als ich mit dem Daumen über die Kante der Seiten fuhr, spürte ich, dass eine Seite bereits locker war. Als hätte jemand sie vorgelöst. Als hätte das Buch selbst entschieden, welche Seite es geben will.

Ich öffnete das Tagebuch.

Auf der Seite stand ein Satz, frisch geschrieben:

DU BIST DER BOTEN.

Ich starrte darauf. Der Satz war falsch. Nicht grammatikalisch, sondern im Kern. Er wollte mich definieren. Er wollte mich zu einer Funktion machen.

Darunter war ein rotes Kreuz gemalt, klein. Und daneben ein unvollendeter Kreis.

Ich riss den Blick los, sah zur Aussparung in der Wand, und wusste: Wenn ich diese Seite dort hineinstecke, wird die Tür aufgehen. Und wenn die Tür aufgeht, wird etwas passieren, das ich nicht kontrolliere. Aber wenn ich es nicht tue, bleibe ich hier unten, mit dem Mantel, den Spiegeln, dem Wasserrauschen, und dem Buch, das mich bereits „Boten“ nennt.

Ich dachte an Mary. Nicht als Symbol. Als Mensch. Ihre kalte Haut im Kellerraum. Ihr schwacher Atem. Ihre Warnung: nicht schreiben. Und ich dachte an die Möglichkeit, dass sie

in London, im Irrenhaus, gerade jetzt in einem Raum liegt, während jemand in ihrem Namen Berichte schreibt.

Ich atmete einmal tief ein, schmeckte feuchte Erde und Eisen.

Dann tat ich etwas, das nicht auf der Seite stand.

Ich riss nicht die vorgelöste Seite heraus. Ich schlug das Tagebuch auf einer anderen Seite auf. Einer Seite, die noch nicht beschrieben war—oder es zumindest sein sollte. Ich fand eine Stelle, wo das Papier blank war, und ich legte meinen blutfeuchten Schalzipfel darauf, genau auf das Zentrum. Das Blut zog in die Fasern, hinterließ einen Fleck.

Kein Wort. Kein Satz. Nur Blut.

Ich riss diese Seite heraus.

Das Geräusch war laut im kleinen Gang. Papier, das reißt, klingt wie ein Schrei, wenn niemand sonst schreit.

Die Seite mit dem Blut hielt ich in der Hand, und ich spürte sofort, wie der Biss am Hals stärker brannte, als würde er protestieren. Als würde das Buch sich ärgern, dass ich nicht die Seite gebe, die es ausgewählt hat.

Ich steckte die blutige Seite in die Aussparung.

Die Asche darin zischte leise, als hätte sie die Seite erkannt. Nicht die Worte, nicht die Tinte—das Blut.

Die Metalltür vibrierte. Ein tiefes, langsames Zittern, als würde dahinter ein Mechanismus erwachen, der nicht aus Zahnrädern besteht.

Dann gab der Riegel nach.

Ganz langsam schob er sich von selbst zur Seite, als würde eine unsichtbare Hand ihn ziehen.

Die Tür öffnete sich einen Spalt.

Und aus dem Spalt kam nicht Dunkelheit.

Aus dem Spalt kam Licht.

Helles, weißes Licht, klinisch, wie aus einem Korridor, den ich schon gesehen hatte—im Spiegel. Und in dieses Licht hinein hörte ich eine Stimme, leise, vertraut, erschöpft, als käme sie aus sehr weiter Nähe:

Abraham...?

Mary.

Oder die Erinnerung an sie.

Ich stand vor der Tür, das Tagebuch in der Hand, das Blut am Hals, das Licht vor mir, und wusste: Jetzt beginnt der Raum, in dem der Morgen immer ist.

Der Priester, der schwieg

Das Licht hinter dem Türspalt war zu weiß, zu sauber, als hätte es nie durch Staub, nie durch Atem müssen. Es erinnerte an Krankenhäuser, an Flure, in denen Menschen leiser sprechen, weil sie glauben, Lautstärke könne den Tod provozieren. Der Kontrast zu dem feuchten Backsteingang war brutal. Hier unten roch es nach Erde und alten Rohren, nach dem geduldigen Fließen des Wassers. Dort drinnen roch es nach nichts. Geruchlosigkeit ist eine Form von Drohung.

Die Stimme hatte meinen Namen gesagt. Nicht laut. Nicht eindringlich. Eher so, als würde jemand prüfen, ob ich wirklich da bin, ob ich mich wirklich habe hinunterlocken lassen. Es klang wie Mary, und gerade das machte es gefährlich. Marys Stimme war in den letzten Stunden zu einem Werkzeug geworden, das man beliebig an jede Wand hängen konnte, wie einen Mantel.

Ich trat nicht sofort durch die Tür. Ich hielt die Hand am Metall, spürte die Kälte, und ich spürte das Tagebuch in meiner anderen Hand wie ein lebendiges Stück Wärme. Der Biss am Hals brannte, als hätte das Licht hinter der Tür ihn berührt, obwohl zwischen uns noch immer Stein, Metall und ein Spalt lagen. Ich dachte an die blutige Seite, die ich in die Aussparung geschoben hatte. Blut als Schlüssel. Blut als Unterschrift. Der Gedanke ekelte mich, und doch war er wahr: Hier unten öffnen sich Dinge, wenn man etwas von sich abgibt.

Ich lehnte mich minimal vor, nur so weit, dass ich den Raum dahinter sehen konnte, ohne meinen Körper preiszugeben.

Es war kein Raum. Es war ein Flur.

Ein Flur aus weißem Stein oder weiß gestrichenem Ziegel, so glatt, dass er im Lampenlicht nicht glänzte, sondern matt zurückstrahlte. An der Decke waren keine Rohre, keine Spinnweben. Es sah aus, als sei er eben erst gebaut worden, und gleichzeitig fühlte er sich alt an, wie eine Idee, die schon immer da war. Der Boden war trocken. Das allein war verdächtig.

An der Wand weiter vorn stand eine Tür. Auf ihr: 17.

Natürlich.

Es war, als würde jemand eine Karte auslegen und den gleichen Knoten immer wieder mit dem Finger antippen, bis man versteht, dass man längst daran hängt. Der Flur war ruhig. Zu ruhig. Keine Schritte. Kein Tropfen. Kein Wind. Nur dieses sterile Licht und die Zahl, die sich wie ein Haken anfühlte.

Ich trat einen Schritt näher an den Spalt, ohne ihn zu überschreiten. Meine Lampe war hier unten fast lächerlich, ein kleiner gelber Kegel vor einer weißen Wand, die so hell war, dass sie das Licht schluckte und gleichzeitig behauptete, es nicht zu brauchen. Ich hob die Lampe höher und leuchtete an die Kante der Tür 17. Etwas glitzerte dort, kurz, ein feiner Reflex.

Glas.

Ein kleines Sichtfenster, wie man es an Kliniktüren sieht. Ein Auge, das von beiden Seiten funktioniert.

Ich hätte hineinsehen können. Ich tat es nicht. Glas ist ein Spiegel, wenn es will. Und hier wollte jedes Glas.

Stattdessen richtete ich die Lampe auf den Boden im Flur. Dort war eine Linie, kaum sichtbar, wie eine Spur, die jemand mit einem feuchten Tuch gezogen hat. Sie führte von der Tür 17 zurück in meine Richtung. Und genau an der Stelle, wo der Flur in den Schacht mündete, lag ein winziger grauer Rand.

Asche.

Die Spur war kein Zufall. Jemand wollte, dass ich erkenne: Du bist nicht der Erste, der hier steht. Du bist nur der nächste.

Die Stimme kam wieder, etwas näher, und jetzt klang sie schwächer, als würde sie aus dem Flur selbst kommen, nicht aus einem Mund.

Abraham... bitte...

Das „bitte“ war das Schlimmste. Bitten ist menschlich. Bitten ist das, was einen überreden soll, wenn Drohen nicht reicht. Bitten gibt dem Opfer das Gefühl, es habe eine Wahl, dabei ist das Bitten selbst schon die Entscheidung des Täters, welche Maske heute passt.

Ich schloss kurz die Augen und zwang mich, an etwas Banales zu denken: an das Gewicht des Schlüssels, an den Geruch von Druckerschwärze in London, an den Wind oben in den Ruinen. Etwas, das nicht in diesen Flur gehört. Denn wenn ich mich jetzt nur auf Mary konzentriere, wird das Wort „Mary“ zu einem Seil, an dem man mich ziehen kann.

Ich öffnete die Augen wieder und trat durch den Türspalt.

Sofort änderte sich die Luft. Es war, als würde ich aus einem Keller in einen anderen Zustand treten. Die Temperatur war nicht höher, nicht niedriger. Sie war neutral. Und Neutralität ist hier nie neutral. Sie ist gemacht.

Meine Schuhe machten kein Geräusch auf dem Boden. Kein Knirschen, kein Klackern. Der Flur schluckte Schritte. Das fühlte sich falsch an. Geräusche sind Beweise. Ein Ort, der sie schluckt, will keine Beweise.

Hinter mir blieb die Metaltür offen. Ein Spalt. Ich drehte mich nicht um, um zu prüfen, ob sie sich schließt. Prüfen ist hier ein Ritual. Rituale sind nicht meine Freunde.

Ich ging langsam Richtung Tür 17. Mit jeder Bewegung spürte ich den Biss am Hals deutlicher, als würde der Flur ihn lesen. Das Tagebuch hielt ich fest an die Seite, als könnte es sonst anfangen zu sprechen. Ein Teil von mir wollte es zurücklassen, es im Schacht fallen lassen, es irgendwo verlieren. Aber das war eine Illusion. Man verliert so etwas nicht. Man wird nur von ihm verloren.

Kurz vor der Tür 17 blieb ich stehen. Das Sichtfenster war klein, doch ich spürte seine Präsenz wie einen Blick. Ich sah nicht hinein. Ich leuchtete stattdessen auf die Klinke.

Keine normale Klinke. Ein Griff, der zu glatt war. Und um den Griff herum, fast unsichtbar, ein dünner Kreis aus grauem Staub, als hätte jemand Asche mit einem Finger aufgetragen. Unvollendet. Eine kleine Unterbrechung, direkt dort, wo der Griff endet.

Eine Aufforderung: Vervollständige mich.

Ich atmete langsam aus. Der Flur roch nach nichts, aber meine Gedanken rochen nach Asche. Ich zog das Fläschchen aus der Tasche, hielt es in der Hand und ließ es geschlossen. Nicht noch einmal. Nicht hier. Das Fläschchen war zu sehr ein Schlüssel geworden. Ich wollte nicht, dass dieser Ort entscheidet, welche meiner Werkzeuge er akzeptiert.

Ich legte die Hand auf die Tür 17, nicht auf die Klinke. Das Holz – oder was immer es war – fühlte sich kühl an, aber nicht feucht. Es gab einen minimalen Widerstand, wie eine Oberfläche, die vorgibt, fest zu sein, aber eigentlich nachgibt, wenn man sie lange genug berührt.

Und dann hörte ich hinter der Tür ein Geräusch.

Nicht Atmen. Nicht Schluchzen.

Ein leises Scharren.

Als würde etwas an der Innenseite der Tür kratzen.

Die Kratzspuren, dachte ich. Das Zimmer oben. Der Kreis an der Tapete. Alles war ein Echo, das sich selbst in verschiedenen Räumen wiederholte.

Ich zog die Hand zurück. Für einen Moment überlegte ich, ob ich überhaupt öffnen darf. Mary hatte mich gewarnt, nicht im Licht. Und dieses Licht war so hell, dass es fast blau wirkte. Kein Morgenlicht. Krankenhauslicht. Ein Licht, das alles sehen will.

Da draußen, im echten Whitby, musste es inzwischen heller geworden sein. Menschen würden aufstehen, Türen öffnen, Boote vorbereiten. Hier unten war Zeit stillgestellt, als hätte jemand sie in eine Glasglocke gesperrt. Und Zeit, die stillsteht, steht selten für dich still.

Ich hörte Schritte im Flur.

Nicht meine. Hinter mir.

Ganz leise, als würden sie nicht aus Schuhen bestehen, sondern aus Stoff, der den Boden berührt.

Ich drehte mich nicht sofort. Ich ließ nur den Blick im Rand zurückgleiten, so weit man im Rand zurücksehen kann, ohne den Kopf zu bewegen. Im weißen Flur hinter mir war eine Gestalt, oder eher eine Form, die dort nicht hingehörte.

Ein Mann in einem schwarzen Priesterrock.

Ein Kragen, weiß, sauber. Ein Gesicht, das im Licht zu blass wirkte, als hätte es nie Sonne gesehen. Er stand still, die Hände vor dem Bauch gefaltet, so wie Priester stehen, wenn sie trösten wollen. Aber sein Blick tröstete nicht. Er beobachtete, als würde er abwägen, wie viel ich schon verstanden habe.

Ich konnte den Regenschirm nicht sehen. Doch ich spürte ihn, wie man etwas spürt, das man zu oft gehört hat.

Der Priester sagte nichts.

Ich wartete. Ein Teil von mir wollte ihn ansprechen, ihn zwingen, zu reagieren, die Maske zu verrutschen. Aber ich tat es nicht. Ich erinnerte mich an den Titel auf der Karte: GABE. Rückkehr. Irrenhaus. Worte, die zu viel Bedeutung haben, um sie leichtfertig auszusprechen.

Ich sagte schließlich nur: Wo ist sie?

Der Priester bewegte die Lippen nicht. Er nickte nicht. Er machte keine Geste. Er blieb still.

Und in dieser Stille lag eine Antwort, die schlimmer war als jedes Wort: dass er nicht hier ist, um zu erklären. Er ist hier, um zu bezeugen.

Ich wandte den Blick wieder zur Tür 17. Das Scharren dahinter wurde kurz stärker, dann verstummte. Als hätte das, was dahinter ist, ebenfalls zugehört.

Der Priester hinter mir trat einen Schritt näher. Kein Geräusch. Und ich spürte am Hals, genau an der Stelle des Bisses, einen Hauch von kühler Luft, als würde jemand ganz nah ausatmen, ohne Atem zu haben.

Der Priester schwieg weiterhin.

Die Tür 17 vor mir wartete.

Und ich verstand plötzlich, dass dies kein Ort ist, an dem man eine Tür öffnet, um jemanden zu retten. Es ist ein Ort, an dem man eine Tür öffnet, um zu zeigen, wie weit man bereit ist zu gehen, bevor man sich selbst nicht mehr erkennt.

Ich legte die Hand auf die Klinke, ohne sie zu drücken, und spürte, wie meine Finger leicht zitterten, nicht aus Angst, sondern aus Widerstand. Und während ich dort stand, zwischen dem schweigenden Priester im Rücken und der kratzenden Tür vor mir, raschelte das Tagebuch an meiner Seite, ganz leise, wie ein Blatt, das sich schon löst.

Das Rascheln des Tagebuchs war das einzige Geräusch, das sich im Flur traute, echt zu sein. Es klang nicht wie Wind. Es klang nicht wie Wasser. Es klang wie Papier, das sich bewegt, weil es sich bewegen will. Und gerade dadurch wurde es zur lautesten Sache hier unten, denn der Flur schluckte Schritte, schluckte Atem, schluckte sogar das Knirschen von Angst.

Meine Hand lag auf der Klinke von Tür 17. Der Aschekreis um den Griff war unvollendet, die Unterbrechung so platziert, dass mein Daumen genau dort ruhte. Als hätte man mich in eine Position gebracht, in der ich den Kreis mit meiner Haut schließen kann, ohne es zu merken.

Ich zog die Hand zurück.

Nicht ruckartig. Nur einen Fingerbreit. Genug, um zu zeigen, dass ich verstanden habe, was er will. Und genug, um dem Flur zu signalisieren: Ich mache nicht blind, was du vorbereitet hast.

Hinter mir stand der Priester. Ich sah ihn nicht direkt, aber ich spürte seine Anwesenheit wie einen Schatten, der kein Licht braucht. Er sagte nichts. Er würde nichts sagen. Sein Schweigen war nicht Leere. Es war eine Methode.

Ich fragte noch einmal, leiser: Wo ist sie?

Der Priester bewegte sich nicht. Er gab keine Antwort, keine Geste. Stattdessen hob er langsam eine Hand – nicht als Wink, eher als Hinweis – und deutete auf das Tagebuch an meiner Seite.

Ein Priester, der auf ein Buch zeigt. Ein Bild so alt, dass es fast banal wäre, wenn es nicht in einem Flur stünde, der die Geräusche frisst.

Ich zog das Tagebuch hervor. Ich öffnete es nicht sofort. Ich hielt es nur im Licht des Flurs, und in diesem Licht wirkte das Leder des Einbands stumpf, als hätte es keinen Glanz mehr übrig. Vielleicht hatte es ihn unterwegs verloren. Vielleicht war Glanz etwas, das man hier unten abgibt.

Der Biss am Hals pochte, als würde er auf das Buch reagieren. Ich zog den Schal fester und spürte, wie das Blut darin längst zu einem dunklen Fleck getrocknet war. Der Fleck war klein, aber er fühlte sich an wie ein Siegel, das nicht nur auf Stoff, sondern auf mir liegt.

Ich schlug das Tagebuch auf.

Nicht auf einer beliebigen Seite. Die Seiten fanden die Stelle selbst. Es war kein dramatisches Blättern, kein Sturm. Nur ein stilles Öffnen, als wüsste das Buch genau, welche Seite jetzt passt.

Dort stand ein einzelnes Wort, groß, klar, frisch:

BEICHTE.

Darunter ein unvollendeter Kreis, und in der Unterbrechung ein rotes Kreuz.

Ich starrte darauf, und in meinem Kopf formte sich sofort die nächste Verbindung: Der Priester. Der Titel. Schweigen. Beichte. Ein Raum, der nichts hört außer dem, was man freiwillig sagt.

Ich hob den Blick zum Priester.

Sein Gesicht war im klinischen Licht zu glatt. Zu wenig Schatten in den Falten. Seine Augen waren hell, aber nicht lebendig. Eher wie Glas, das Licht durchlässt, ohne es zu halten.

Er hob langsam die Hand und legte den Zeigefinger an seine Lippen.

Das Zeichen war so eindeutig, dass es lächerlich gewesen wäre, wenn es nicht so bedrohlich wäre. Schweigen. Nicht sprechen. Nicht beichten. Nicht geben, was er will.

Und gleichzeitig zeigte das Buch: BEICHTE. Als würde es mich in zwei Richtungen ziehen: der Priester befiehlt Schweigen, das Buch fordert Sprechen. Beides ist Kontrolle. Beides ist sein Spiel.

Ich schloss das Tagebuch wieder. Nicht aus Trotz, sondern um mir die Hände frei zu machen. Ich steckte es zurück unter den Arm und sah wieder zur Tür 17.

Das Scharren dahinter begann erneut. Diesmal nicht unregelmäßig. Rhythmisch. Drei kurze Kratzer, eine Pause, drei kurze Kratzer. Als würde jemand klopfen, aber nicht mit Knöcheln. Mit Nägeln.

Ein SOS, dachte ich. Oder ein Muster, das so klingt, damit ich es als Hilferuf deute.

Ich drehte den Kopf minimal zum Priester, nur so weit, dass ich ihn aus dem Augenwinkel sehen konnte. Er stand still. Seine Hände waren wieder gefaltet. Er schwieg.

Aber seine Finger bewegten sich.

Ganz leicht. Als würden sie etwas zählen.

Drei. Pause. Drei.

Er zählt.

Ich spürte, wie mir die Kehle trocken wurde. Nicht wegen Angst, sondern wegen der Erkenntnis, dass selbst Hilferuf-Rhythmen hier nicht frei sind. Man kann mit den gleichen Zeichen retten und fangen.

Ich musste herausfinden, ob Mary wirklich hinter Tür 17 war. Nicht durch Hören. Nicht durch Fragen. Durch etwas, das er nicht so leicht benutzen kann.

Ich ging nicht näher an die Tür heran. Ich ging an ihr vorbei.

Der Flur war länger, als er von der Metalltür aus gesehen hatte. Hinter Tür 17 gab es weitere Türen, alle geschlossen, alle weiß, alle ohne Namen. Nur an Tür 17 stand die Zahl. Als wäre sie das einzige, was zählt.

Am Ende des Flurs stand ein kleines Fenster. Kein Blick nach draußen, sondern ein Blick in einen anderen Raum. Eine Art Wachfenster. Dahinter sah ich einen Raum, der nach Kapelle aussah: Bänke, ein Altar, ein Kreuz. Ein echtes Kreuz, nicht rot gemalt, sondern aus Holz. Und davor stand ein Mensch.

Ein richtiger Mensch. Warm genug, um Schatten zu werfen.

Ein Priester. Ein anderer.

Er kniete, die Hände vor der Brust, die Lippen bewegten sich, als würde er beten. Sein schwarzer Rock war verwaschen, sein Haar grau. Er sah aus wie jemand, der alt geworden ist, ohne es zu merken. Und während ich ihn beobachtete, spürte ich sofort: Dieser Mann ist nicht Teil einer Kulisse. Er ist eine Lunge. Ein Herz. Ein echtes Gewicht.

Ich trat näher ans Fenster, vorsichtig, und klopfte nicht. Ich klopfte nie. Ich hob nur die Hand und legte sie an das Glas, als könnte Wärme durch.

Der kniende Priester hob den Kopf. Seine Augen trafen das Fenster, trafen mich. Er erschrak nicht. Er wirkte eher traurig, als hätte er mich erwartet. Er stand langsam auf, ging zum Fenster, und ich sah seine Lippen ein Wort formen, das ich nicht hörte. Der Flur ließ keine Töne durch. Aber ich konnte lesen, weil das Licht zu hell war:

Gehen.

Er hob den Zeigefinger und machte eine kleine Bewegung, nicht nach hinten, nicht nach vorn, sondern nach unten. Als würde er sagen: nicht diese Tür. Nicht dieser Flur. Unten.

Der Priester hinter mir – der schweigende – stand noch immer da. Ich spürte ihn näher, als würde der Flur ihn leiser, aber dichter machen. Ich drehte mich nicht um.

Der echte Priester hinter dem Glas hob beide Hände, als würde er ein Geständnis ablegen oder um Vergebung bitten. Dann deutete er auf seinen Mund und schüttelte den Kopf. Er kann nicht sprechen. Oder er darf nicht.

Er zeigte auf sein Ohr, dann auf den Flur, dann wieder schüttelte er den Kopf. Hören ist hier nicht sicher.

Dann griff er an seinen Kragen und zog etwas hervor, das an einer Kette hing: ein kleines silbernes Kreuz. Er hielt es hoch, zeigte es mir. Dann drehte er es um.

Auf der Rückseite war etwas eingeritzt. Eine Zahl.

17.

Ich fror innerlich. Selbst sein Kreuz trägt diese Zahl. Als hätte man ihn ebenfalls markiert.

Der echte Priester öffnete plötzlich den Mund weit und formte lautlos einen Satz. Ich konnte an seinen Lippen lesen, aber nur bruchstückhaft:

... nicht ... ihr ...

Dann legte er die Handfläche an das Glas, genau gegenüber meiner.

Seine Hand zitterte.

In diesem Moment machte der schweigende Priester hinter mir eine Bewegung. Kein Schritt. Eher ein Gleiten. Ich spürte einen Hauch von kalter Luft an meinem Hals, direkt an der Bissstelle, und das Brennen dort wurde für einen Herzschlag zu einem scharfen, stechenden Schmerz. Als würde jemand an einer Wunde drehen.

Ich ballte die Hand zur Faust, nicht gegen ihn, sondern gegen den Schmerz. Und ich verstand: Er will, dass ich beichte. Er will, dass ich rede. Oder er will, dass ich schweige. Es ist egal. Hauptsache, ich tue etwas, das er als Ritual benutzen kann.

Ich wandte mich vom Fenster ab und ging zurück Richtung Tür 17. Nicht, weil ich ihr vertraute, sondern weil ich sehen musste, was sie mit mir macht. Manchmal muss man die Falle anfassen, um ihre Form zu verstehen.

Vor Tür 17 blieb ich stehen.

Das Scharren dahinter war jetzt still. Als würde das Ding dahinter gemerkt haben, dass ich nicht sofort gehorche.

Der schweigende Priester stand ein paar Schritte hinter mir. Ich spürte ihn wie einen Schatten im Rücken.

Ich sagte nicht „Mary“. Ich sagte nicht „Bitte“. Ich sagte nur, klar und leise: Wenn du Mary bist, sag etwas, das nur sie weiß.

Stille.

Dann, schwach, ganz nah hinter der Tür, kam ein Flüstern, das mich traf wie ein dünner Nagel:

Das Medaillon... nicht... im Licht...

Der Satz, den Mary mir gegeben hatte.

Ich schloss kurz die Augen.

Und als ich sie wieder öffnete, merkte ich, dass der Aschekreis um die Klinke sich verändert hatte. Die Unterbrechung war kleiner geworden, als hätte jemand ihn von innen mit einem unsichtbaren Finger ein Stück weiter geschlossen.

Die Tür arbeitete an sich selbst.

Und ich stand davor und spürte, wie der Flur mir den Atem dünn macht, während der Priester hinter mir schwieg, und das Tagebuch an meiner Seite warm wurde wie ein Urteil.

Die Unterbrechung im Aschekreis um die Klinke war kleiner geworden, als hätte die Tür begriffen, dass sie nicht ewig warten kann. Kreise schließen sich hier nicht nur durch Hände. Sie schließen sich durch Zeit. Und Zeit war in diesem Flur eine zähflüssige, gehorsame Substanz, die sich nach fremdem Willen formt.

Ich hielt die Hand nicht mehr über der Klinke. Ich hielt sie neben dem Kreis, bewusst außerhalb der Linie. Es war eine kleine Geste, aber kleine Gesten sind manchmal das Einzige, was einem bleibt, wenn man in einem Raum steht, der einem größere Gesten aufzwingen will.

Der schweigende Priester hinter mir sagte nichts. Er würde nichts sagen. Seine Gegenwart drückte gegen meinen Rücken wie kalte Luft. Ich spürte ihn nicht als Mensch, sondern als Funktion: Kontrolle. Beichte. Schweigen. Er war ein Schild ohne Text.

Hinter der Tür 17 war es still geworden. Kein Scharren mehr, kein Kratzen, kein rhythmisches Klopfen. Nur dieses Wissen, dass dort etwas ist – oder dass dort etwas sein soll. Und die

Stimme, die im richtigen Moment den richtigen Satz flüstern konnte, damit ich glaube, sie sei Mary.

Ich dachte an den anderen Priester hinter dem Glas. An seine zitternde Hand. An seine stumme Warnung. Nicht ihr. Unten. Und an die Zahl 17 auf der Rückseite seines Kreuzes. Er war markiert, aber er war nicht leer. Das machte ihn zu einem gefährlichen Verbündeten und zu einem möglichen Köder zugleich.

Ich musste eine Entscheidung treffen, aber nicht die, die der Flur mir anbietet.

Ich zog das Fläschchen aus der Tasche. Der Glasrand war kalt. Ich öffnete es nicht sofort. Ich hielt es nur in der Hand, als würde ich damit das Gewicht eines echten Gegenstands gegen dieses klinische Nichts setzen.

Dann nahm ich einen tiefen Atemzug. Der Flur roch nach nichts. Und gerade deshalb roch mein eigener Atem plötzlich nach allem: nach Eisen, nach Kohle, nach Meer. Ich war die einzige Geruchsquelle hier. Ich war der einzige Beweis, dass ich noch Mensch bin.

Ich sagte leise, ohne Pathos: Wenn du mich in den Kreis ziehen willst, musst du näher kommen.

Der Satz war ein Risiko. Sätze sind hier immer Risiko. Aber er war nicht die Art Satz, die ein Ritual vollendet. Er war eine Herausforderung, keine Einladung.

Nichts geschah sofort. Kein Lichtflackern. Kein Rascheln. Keine Wut. Das war typisch. Er reagiert selten sofort. Er wartet, bis man sich selbst an der Stille wundschreibt.

Der Biss am Hals brannte wieder, stärker, als hätte die Wunde den Satz gehört. Ich presste den Schal dagegen, spürte kurz den Puls. Schnell. Aber noch meiner.

Dann hörte ich ein Geräusch, so fein, dass es eher ein Gefühl war: ein leichtes Gleiten von Stoff über Boden. Der schweigende Priester hatte sich bewegt.

Ich drehte mich nicht um. Ich sah nur im Rand, wie sein Schatten – falls man es Schatten nennen kann – näher kam. Und in diesem Moment begriff ich etwas, das mich gleichzeitig erleichterte und erschreckte: Er will nicht, dass ich die Tür öffne. Er will, dass ich es selbst tue. Er will, dass ich mich selbst zur Klinke führe. Seine Hände bleiben sauber.

Also musste ich seine Hände schmutzig machen.

Ich drehte mich langsam um und sah den Priester zum ersten Mal direkt an.

Sein Gesicht war zu ruhig. Nicht die Ruhe eines Menschen, der Frieden hat. Die Ruhe eines Bildes. Seine Augen waren offen, aber sie fühlten sich leer an, als würde etwas anderes durch sie schauen. Er stand einen Schritt näher als zuvor, ohne dass ich Schritte gehört hatte. Der Kragen war makellos. Der Rock hing gerade. Keine Staubspur, keine Falte, die von Leben erzählt.

Ich hob das Fläschchen und hielt es zwischen uns, wie man einem Tier etwas vor die Nase hält, um zu sehen, ob es zurückweicht. Der Priester reagierte nicht. Kein Blinzeln, keine Bewegung.

Ich sagte: Bist du echt?

Er schwieg.

Natürlich.

Ich machte den Fehler nicht, erneut zu fragen. Fragen sind Kreise. Stattdessen hob ich die Hand mit dem Fläschchen und ließ einen winzigen Tropfen auf den Boden fallen, direkt zwischen seine Schuhe und meine.

Der Tropfen traf den weißen Boden.

Es zischte.

Ein kleines, aggressives Geräusch, das in diesem geräuschlosen Flur plötzlich wie ein Schuss klang. Der Boden an der Stelle verfärbte sich minimal, als hätte man ihn verbrannt.

Der Priester zuckte nicht. Aber etwas in seinem Gesicht veränderte sich. Nicht Ausdruck, eher Spannung. Als würde ein Mechanismus kurz hängen bleiben.

Und dann hörte ich es: ein kaum hörbares, sehr menschliches Keuchen.

Nicht von ihm. Aus dem Flur selbst, wie ein Atemzug hinter den Wänden. Als hätte der Flur Schmerzen.

Der Priester hob langsam die Hand. Nicht zum Segen. Nicht zum Schweigen. Er hob sie, als würde er mich berühren wollen.

Ich wich nicht zurück. Ich ließ ihn näher kommen.

Als seine Fingerspitzen meinen Schal berührten, genau an der Stelle des Bisses, schoss ein kalter Schmerz durch den Hals, scharf und sauber. Ich presste die Zähne zusammen, zwang mich, kein Geräusch zu machen. Geräusche sind hier Geständnisse.

Der Priester hielt die Finger einen Moment zu lang dort, als würde er prüfen, wie tief der Biss schon ist. Dann zog er die Hand zurück.

An seinen Fingerspitzen war ein winziger dunkler Fleck.

Mein Blut.

Der Priester starrte auf den Fleck, und in diesem Starren lag zum ersten Mal so etwas wie Reaktion. Nicht Ekel. Interesse. Als hätte er gerade eine Tinte bekommen, die er benutzen kann.

Ich sagte: Jetzt bist du beteiligt.

Der Priester hob den Kopf. Seine Lippen öffneten sich minimal.

Zum ersten Mal glaubte ich, er würde sprechen.

Er tat es nicht. Stattdessen hörte ich hinter mir, an Tür 17, ein leises Klicken.

Ich drehte den Kopf, und ich sah, dass die Klinke sich bewegt hatte. Nicht durch meine Hand. Durch etwas von innen. Der Aschekreis um den Griff war weiter geschlossen, fast vollständig. Nur ein dünner Spalt blieb. Und aus diesem Spalt kam wieder Marys Stimme, diesmal klarer, dringender:

Abraham... schnell...

Ich spürte, wie mein Körper sofort reagieren wollte. Schnell. Das Wort ist ein Hebel. Es drückt auf alles, was man in sich hat: Schuld, Angst, Hoffnung.

Ich zwang mich, nicht schnell zu sein.

Ich ging in normalem Tempo zurück zur Tür und blieb davor stehen. Meine Hand blieb neben der Klinke, nicht darauf.

Ich sagte, ruhig: Mary, wenn du dort bist, klopf dreimal. Jetzt.

Stille.

Dann, hinter der Tür, drei kurze Kratzer. Pause. Drei kurze Kratzer.

Dasselbe Muster.

Das ist kein Beweis, dachte ich. Das ist ein Trick. Ein Trick, der genau so gebaut ist, dass man ihn als Beweis nehmen möchte.

Ich hob den Blick zum Sichtfenster in der Tür, und diesmal ließ ich mir keine Ausrede. Ich trat einen halben Schritt zur Seite, so dass mein Spiegelbild im Glas nicht im Zentrum lag, und sah hinein.

Hinter dem Glas war ein Raum. Weiß. Klein. Ein Bett. Ein Stuhl. Und auf dem Bett lag jemand.

Mary.

Oder eine Frau, die Mary genug ähnelte, dass mein Körper sofort glaubte. Ihr Haar lag dunkel auf dem Kissen, das Gesicht blass, die Augen halb geöffnet. Ihre Lippen bewegten sich, als würde sie sprechen.

Aber ihr Blick war nicht auf mich gerichtet. Er war leicht daneben, als würde sie nicht mich sehen, sondern etwas hinter mir.

Ich spürte, wie sich meine Nackenhaare aufstellten.

Langsam, sehr langsam, hob ich im Sichtfenster den Blick ein Stück nach oben, dorthin, wo sich hinter mir im Glas spiegeln könnte, was im Flur ist.

Und im Glas sah ich es.

Nicht den Priester.

Nicht mich.

Einen Regenschirm.

Offen.

Schwarz.

So nah hinter mir, dass er das Licht im Glas verdunkelte.

Ich drehte mich nicht um. Ich bewegte mich nicht. Ich ließ das Bild im Glas stehen, als wäre es ein Gemälde, das man nicht stört. Denn wenn ich mich jetzt umdrehe, bestätige ich ihn. Ich gebe ihm mein Gesicht.

Stattdessen sprach ich in den Flur hinein, ohne mich zu bewegen: Du willst, dass ich die Tür öffne.

Keine Antwort. Nur das leise Knacken von Schirmstreben, als würde er sich minimal neu spannen.

Ich sagte: Dann öffne sie selbst.

Die Stille dehnte sich.

Dann hörte ich hinter mir den schweigenden Priester einen Schritt machen. Endlich ein Geräusch. Ein ganz leises, aber echtes Geräusch. Als hätte er für einen Moment Gewicht bekommen.

Ich verstand: Der Priester ist die Hand, die die Tür öffnen kann, ohne dass ich sie öffne. Er hat mein Blut. Er ist beteiligt. Und er ist, ob er will oder nicht, ein Werkzeug.

Ich machte einen Schritt zur Seite, weg von der Klinke, und ließ dem Priester den direkten Weg zur Tür frei. Es war eine Einladung an ihn, nicht an mich. Und wenn er die Tür öffnet, dann ist der Kreis nicht durch meine Hand geschlossen.

Der Priester glitt zur Tür. Seine Hand hob sich zur Klinke. Der Aschekreis um den Griff schien einen Herzschlag lang zu leuchten, nicht wirklich, eher so, als würde das Weiß des Flurs ihn betonen.

Seine Finger berührten die Klinke.

In dem Moment zischte mein Hals, als würde die Wunde kurz aufreißen. Schmerz. Warm. Ein Tropfen Blut lief unter den Schal.

Der Priester hielt inne. Seine Hand zitterte minimal.

Dann drückte er.

Die Klinke gab nach. Die Tür öffnete sich.

Ein Strom weißen Lichts strömte heraus, so hell, dass ich blinzeln musste. Und mit dem Licht kam ein Geruch, der mir sofort den Magen umdrehte: Eisen. Frisch. Stark. Blut.

Ich trat einen Schritt vor, die Lampe nutzlos in der Hand, und sah in den Raum.

Das Bett war da. Der Stuhl war da.

Aber auf dem Bett lag nicht Mary.

Auf dem Bett lag ein Sargdeckel.

Holz. Dunkel. Und darauf, mit frischen Kratzspuren eingeritzt, stand ein Satz, roh, wie mit Nägeln geschrieben:

BEICHTE.

Der Priester neben mir schwieg.

Und irgendwo hinter uns, im Flur, hörte ich das Tippen nicht mehr als Geräusch, sondern als Schlusszeichen, als hätte jemand eine Szene beendet.

Einmal.

Dann Stille.

Die Blutspur am Kai

Das Wort auf dem Holz war roh, als hätte es ein Mensch in Panik hineingerissen, und doch war es sauber genug, um Absicht zu verraten. Beichte. Nicht als Bitte, nicht als Befehl, sondern als Besitzanspruch. Ich stand im Türrahmen, die Lampe in der Hand wie ein lächerliches Spielzeug, und sah, wie der weiße Raum sich selbst als Klinik ausgab, während er gleichzeitig nach frischem Eisen roch, nach Blut, das gerade erst beschlossen hatte, warm zu sein.

Der Priester neben mir schwieg. Sein Schweigen war jetzt nicht mehr nur Methode, sondern Komplizenschaft. Er hatte die Klinke gedrückt. Er hatte den Kreis geschlossen, ohne zu wissen, ob er es wollte. Und damit hatte er dem Flur gegeben, was er verlangte: eine Handlung, die nicht meine war und doch an mir kleben blieb wie Rauch.

Ich trat einen Schritt in den Raum, nur weit genug, um zu prüfen, ob der Boden mich akzeptiert. Kein Geräusch. Das war das erste Zeichen. Ein Raum, der Schritte verschluckt, will nicht, dass man sich erinnert, wie man hineingegangen ist. Der Sargdeckel lag auf dem Bett wie ein Körperteil, abgetrennt, aber noch bedeutungsvoll. Die Kratzspuren darauf waren frisch, und an manchen Rillen war dunkler Glanz, als hätte etwas Flüssiges die Linien kurz gefüllt, bevor es gerann.

Ich hob die Lampe näher. Sie war hier fast wirkungslos, doch ihr gelber Ton war meine einzige Farbe gegen dieses klinische Weiß. Der Holzdeckel war nicht völlig sauber. An der

Kante klebte ein winziger Faden Stoff. Grau. Wie ein Rest Schal. Oder ein Stück Tapete. Oder etwas, das absichtlich wie ein Rest aussieht.

Ich rührte ihn nicht an.

Im Hintergrund des Raums stand ein Stuhl. Auf dem Stuhl lag ein Buch. Nicht Marys Tagebuch, sondern ein dünnes, leeres Heft, wie man es für Protokolle benutzt. Das Papier darin war weiß, und das Weiß war hier eine Drohung. Ich sah es nur kurz, und schon spürte ich den Impuls in den Fingern, danach zu greifen. Schreiben. Beichten. Festhalten. Der Flur hatte mir eine Szene aufgebaut, in der jedes Objekt auf denselben Punkt zeigt.

Ich drehte den Kopf leicht zur Tür zurück. Der Priester stand noch immer da, als hätte man ihn an die Schwelle genagelt. Sein Gesicht war jetzt bleicher, als hätte das Licht ihm den letzten Rest Schatten gestohlen. Ich sah an seinen Fingerspitzen den winzigen dunklen Fleck noch, mein Blut, als würde er ihn wie eine Hostie tragen.

Ich sagte leise: Das ist nicht Mary.

Der Priester schwieg. Natürlich.

Ich ging näher ans Bett und beugte mich über den Sargdeckel, ohne ihn zu berühren. Der Geruch von Eisen stieg auf, nicht aus dem Holz, sondern aus dem Raum. Als würde die Luft selbst bluten. Ich hielt den Atem kurz an und lauschte.

Nichts.

Kein Kratzen. Kein Flüstern. Kein Atemzug hinter dem Weiß. Nur die Art Stille, die man in Kirchen kennt, kurz bevor jemand die ersten Worte spricht.

Ich richtete mich auf und blickte zum kleinen Sichtfenster in der Tür, durch das ich zuvor Mary gesehen hatte. Jetzt spiegelte es nur Licht. Kein Gesicht. Kein Bett. Als hätte der Flur beschlossen, das Bild zurückzunehmen, sobald es seine Arbeit getan hatte.

Ich trat einen Schritt zurück, wieder Richtung Flur. Und in dem Moment, als ich die Schwelle überquerte, spürte ich es am Hals: ein kurzer Stich, nicht wie ein neuer Biss, sondern wie ein Stift, der auf eine alte Wunde drückt, um zu prüfen, ob sie noch da ist. Ich presste die Hand gegen den Schal, und meine Finger wurden feucht.

Blut. Wieder frisch.

Der Priester neben mir machte keine Bewegung. Doch ich bemerkte etwas Neues: Seine Schultern waren minimal abgesenkt, als wäre die Spannung kurz aus ihm herausgelaufen. Als hätte der Raum ihn benutzt und nun fallen lassen.

Ich sah den Flur entlang. Das weiße Licht stand unbeweglich, die Türen glitten aneinander vorbei wie Zähne. Und am Ende, hinter dem Wachfenster, sah ich den anderen Priester noch. Er war nicht mehr am Glas. Er stand weiter im Raum, und seine Hand hielt etwas hoch. Ein Kreuz, ja. Aber darunter, am Boden, zeigte er auf eine dunkle Stelle, die ich von hier aus kaum erkennen konnte: eine Klappe, ein Gitter, eine Öffnung. Unten. Wie er es zuvor gezeigt hatte.

Ich nickte ihm nicht zu. Nicken ist Zustimmung. Ich tat etwas anderes: Ich wandte mich ab und ging, als hätte ich die Richtung selbst gewählt.

Der schweigende Priester folgte nicht. Oder er folgte so, dass ich es nicht hörte. Ich ging zurück zur Metalltür, durch die ich gekommen war. Der Flur blieb still, als würde er mich nicht aufhalten wollen. Das war das Schlimmste: Ein Flur, der dich gehen lässt, lässt dich selten gehen, um dich zu retten.

Im Backsteingang roch es sofort wieder nach Erde und Wasser. Der Wechsel war so abrupt, dass ich kurz schwindlig wurde, als hätte ich die Luft gewechselt wie einen Raum. Ich stieg den Schacht hinauf, die Lampe vor mir, die Spiegelstücke im Rand. In einem Spiegel sah ich den weißen Flur noch einmal, klein wie ein Bild in einem Rahmen. Die Tür 17 stand offen. Im Türrahmen war kein Priester zu sehen. Nur etwas Schwarzes, das wie ein Punkt im Licht hing.

Als ich oben im Gasthauszimmer ankam, schlug mir Wind entgegen, der durch den Fensterspalt drückte. Die Tapete mit den Kratzspuren hing da wie eine beleidigte Haut. Das Handtuch über dem Spiegel war verrutscht, als hätte jemand darunter atmen wollen. Und auf dem Bett lag Marys Tagebuch noch immer, geschlossen, warm, als wäre es nie weg gewesen, als hätte es die ganze Zeit auf mich gewartet wie ein Hund, der nicht entscheidet, ob er dich liebt oder frisst.

Ich packte es nicht ein. Ich ließ es dort.

Nicht aus Mut. Aus Notwendigkeit. Ich konnte nicht gleichzeitig mich retten und dieses Buch weiter tragen, wenn es mich schon im Flur „Boten“ genannt hatte. Wenn es mich schon mit jedem Schritt beschrieb.

Ich ging zum Tisch, nahm die Karte mit dem roten Kreuz aus der Tasche und riss sie nicht. Ich faltete sie ein letztes Mal auf und suchte nach einem anderen Zeichen als Kreuz, einem anderen Ziel als Tür 17. Da war am Rand eine Linie, die ich zuvor nur als Verbindung gesehen hatte. Jetzt sah ich den kleinen Zusatz: ein Punkt am Wasser, markiert mit einem Strich, nicht mit einem Kreuz. Daneben stand nur ein Wort, das wie ein kalter Hauch war:

Kai.

Als hätte jemand beschlossen, dass alle Geschichten am Wasser enden oder beginnen müssen, weil Wasser Spuren trägt und gleichzeitig verwischt.

Ich steckte die Karte ein, nahm meinen Mantel, zog den Schal fester und verließ das Zimmer, ohne mich umzusehen. Auf dem Gang roch es nach Tee und nach nassem Holz. Unten im Schankraum hörte ich Stimmen, Lachen, das man hier an der Küste benutzt wie ein Messer gegen die Kälte. Die Wirtin sah auf, sagte nichts, weil Küstenorte lernen, dass Fragen nur Ärger bringen.

Draußen schlug mir der Wind ins Gesicht. Whitby war jetzt wach. Der Himmel war hell, nicht blau, eher ein dünnes, kaltes Weiß, das alles sichtbar macht. Menschen gingen über die Straße, ein Junge trug einen Korb, Möwen kreischten, als würden sie sich über jeden freuen, der glaubt, heute sei nur ein normaler Tag.

Ich ging Richtung Wasser.

Mit jedem Schritt roch ich das Meer stärker. Salz, Tang, nasse Seile. Und darunter wieder dieser metallische Ton, der sich inzwischen wie eine zweite Zunge in meiner Nase festgesetzt hatte. Eisen. Blut.

Als ich den Kai erreichte, sah ich ihn sofort, noch bevor ich die Kaimauer ganz erreicht hatte: einen dunklen Strich auf den nassen Steinen, der nicht vom Regen kam. Eine Spur, dünn, unregelmäßig, als hätte jemand versucht, sie zu verwischen, aber nicht gründlich genug. Die Spur führte zwischen Kisten hindurch, vorbei an einem Poller, der schwarz vom Salz war, hin zu einer Stelle, wo das Wasser leise schlug.

Ich blieb stehen und ließ den Wind meinen Atem zerreißen, damit er mich nicht verrät.

Die Blutspur war frisch. Sie glänzte noch leicht. Und in einem der Tropfen, der am Rand der Spur lag, spiegelte sich das helle Tageslicht wie in einem Auge.

Ich bückte mich nicht. Ich trat nicht näher. Ich sah nur, wohin sie führte.

Dorthin, wo ein einzelner schwarzer Gegenstand auf dem Kai stand, als hätte ihn jemand dort vergessen.

Ein geschlossener Regenschirm.

Aufrecht.

So ruhig, als wäre er nur ein Teil der Hafenordnung.

Und direkt daneben, auf einer Kiste, lag ein kleines Heft. Dünn. Weiß.

Leer genug, um alles hineinzuschreiben.

Der Regenschirm stand da, als hätte ihn jemand abgestellt, um kurz beide Hände frei zu haben. Diese Normalität war die eigentliche Beleidigung. Ein schwarzer Schirm am Kai ist nichts Besonderes – außer, dass ich ihn inzwischen nicht mehr als Gegenstand sehen konnte. Er war eine Frage. Eine Klammer. Ein Satzzeichen in einer Geschichte, die nicht meine ist.

Das dünne Heft auf der Kiste daneben lag offen. Nicht weit geöffnet, nur so, dass der Wind die erste Seite nicht sofort umblättern konnte. Die Blätter waren weiß, aber das Weiß hatte hier am Wasser etwas Unangenehmes, als wäre es frisch, als würde es noch nicht wissen, was für Worte es tragen soll. Ich blieb stehen, zwei Schritte zu weit weg, um es zu nehmen, und genau nah genug, um mich dafür zu hassen.

Die Blutspur führte zu diesem Punkt, als hätte das Blut selbst beschlossen, hier zu enden. Ich sah die Tropfen genauer. Einige waren kleiner, als würde jemand versucht haben, langsam zu gehen. Andere waren größer, als hätte er gestolpert oder als hätte er für einen Moment stehen bleiben müssen. Und dort, wo die Spur an der Kiste vorbei lief, war ein breiterer Fleck, als hätte jemand die Hand darauf gelegt.

Eine Hand, die blutet. Oder eine Hand, die Blut verteilt.

Ich hob die Lampe – trotz Tageslicht, wie immer – und ließ den Lichtkegel über den Fleck wandern. Das Blut war dunkelrot, frisch, nicht vollständig geronnen. Und darunter, im nassen

Stein, sah ich Kratzspuren. Kleine Linien, als hätte jemand mit einem Ring oder einem Nagel über den Stein geschabt. Keine Botschaft. Nur Unruhe. Ein Körper, der sich gegen den Boden wehrt.

Ich atmete tief ein und spürte Salz, Tang und den bitteren Hauch von Kohle aus einem nahen Schornstein. Der Wind trug Stimmen heran, Hafenarbeiter, ein Ruf, ein Lachen. Alltägliche. Und genau dieses Alltägliche machte mich nervös, weil es so leicht ist, sich hier zu verstecken, wenn man bereit ist, wie ein Mensch auszusehen.

Ich ging nicht direkt zum Regenschirm. Ich ging in einem Bogen, so dass ich ihn im Rand hielt. Der Trick war: nicht mehr tun als nötig. Nicht mehr sehen als nötig. Und trotzdem genug, um nicht blind zu sein.

Als ich an der Kiste vorbei kam, sah ich, dass das Heft nicht leer war.

Auf der ersten Seite stand ein Satz, sauber geschrieben, in der eleganten Handschrift, die ich inzwischen wie einen Geruch erkannte:

SCHREIB, WAS DU SIEHST.

Darunter, in einer zweiten Zeile, kleiner:

UND DANN FINDEST DU SIE.

Ich spürte, wie mir der Magen zusammenzog. Er hatte sogar am Kai Papier platziert. Er hatte die Szene so gebaut, dass jedes normale menschliche Verhalten – lesen, greifen, notieren – zum Ritual wird. Und er hatte den Köder so gewählt, dass er tief greift: Mary.

Ich musste mich zwingen, nicht weiterzulesen. Ich hatte den Satz gesehen. Das reicht. Jeder zusätzliche Blick ist ein weiterer Faden.

Ich legte die Hand nicht auf das Heft. Ich berührte nicht den Regenschirm. Stattdessen sah ich auf das Wasser.

Das Meer schlug ruhig gegen die Kaimauer, als hätte es keine Ahnung von meinem Flur, meinen Spiegeln, meinen Kreisen. Das Wasser war graugrün, und darauf trieben kleine Schaumflecken. Weiter draußen lag ein Boot, ein Kutter, und dahinter nur Horizont, der heute so blass war, dass er fast verschwand.

Und doch war da etwas im Wasser, nahe am Kai, etwas Dunkles, das sich nicht bewegte wie ein Stück Tang. Es war zu regelmäßig. Zu rund.

Ein Fass?

Ich trat näher an die Kante, vorsichtig, und blickte hinunter. Das dunkle Ding war tatsächlich ein Fass, halb im Wasser, an einem Seil festgemacht. Es schwankte leicht mit den Wellen. Ein normales Fass. Bis ich sah, dass etwas an ihm hing, das nicht zum Fass gehört.

Ein Stück Stoff.

Grau.

Wie ein Schalrest. Oder wie ein Mantelfutter. Es flatterte im Wasser, nicht ganz untergetaucht, als wolle es gesehen werden.

Ich spürte, wie die Haare im Nacken sich sträubten. Stoff im Wasser ist selten nur Stoff. Stoff im Wasser ist oft das, was übrig bleibt.

Hinter mir hörte ich Schritte. Menschliche Schritte. Schwer, ungleichmäßig, wie von Stiefeln auf nassem Stein. Ich drehte mich nicht sofort. Ich ließ den Blick im Rand über die Kiste, das Heft, den Schirm wandern. Nichts bewegte sich. Kein Tippen. Kein Rascheln. Nur der Wind.

Die Schritte kamen näher, stoppten ein paar Meter hinter mir.

Eine raue Stimme sagte: Sie schauen da runter, als hätten Sie was verloren.

Ich drehte den Kopf langsam.

Ein Hafenarbeiter stand da, breit, die Hände in den Taschen, Mütze tief, Gesicht wettergegerbt. Seine Augen waren nicht ruhig wie die des Mannes am Kai in London. Sie waren wach, skeptisch, und sie sahen aus, als hätten sie mehr gesehen, als ihnen lieb ist. Ein echter Mann. Ein echter Körper. Das war für einen Moment beruhigend.

Ich sagte: Ich schaue nur.

Er spuckte zur Seite, der Wind nahm es mit. Sie sind nicht von hier, sagte er. Das war keine Frage.

Ich sagte: Nein.

Er nickte, als hätte er es längst gewusst. Dann sah sein Blick an mir hinunter, blieb am Schal hängen. Er tat so, als hätte er es nicht bemerkt, aber er hatte es bemerkt. Jeder bemerkt Blut am Hals, auch wenn es nur ein dunkler Fleck ist.

Er sagte leiser: Heute Morgen war hier einer. Hat gesucht. Nicht wie ein Fischer. Eher wie... wie ein Herr, der glaubt, er kann alles bestellen.

Ich spürte meinen Puls. Ein Herr. Regenschirm. Hand, die Blut verteilt.

Ich fragte: Hat er gesprochen?

Der Arbeiter lachte kurz, ohne Freude. Der hat nicht gesprochen. Der hat geguckt. Und wenn er was wollte, hat er nur gezeigt. Auf Dinge. Auf Leute. Als würden wir alle dazugehören.

Er deutete mit dem Kinn auf den Regenschirm. Der war auch hier. Stand da wie jetzt. Ich hab ihn wegtreten wollen, aber irgendwie... meine Stiefel wollten nicht.

Ich schaute wieder zum Schirm. Noch immer geschlossen, aufrecht. Als würde er hören.

Ich fragte: Hat er jemanden mitgenommen?

Der Arbeiter rieb sich über den Bart. Ein Mädchen, sagte er schließlich. Oder eine Frau. Schwer zu sagen im Nebel am Morgen. Sie war blass. Hat nicht geschrien. Das war das Schlimme. Kein Schrei. Nur... als hätte sie keine Luft übrig für sowas.

Mein Hals zog sich zusammen. Mary? Oder eine andere? Whitby war voller Frauen. Aber die Geschichte war nicht großzügig. Sie wiederholt, was wirkt.

Ich fragte, und ich hasste mich dafür, weil der Satz ein Ritual sein könnte: Wohin?

Der Arbeiter zuckte mit den Schultern. Da runter, sagte er und deutete auf den Abschnitt am Kai, wo eine kleine Leiter ins Wasser führte, halb im Stein eingelassen. Manche nennen das hier den alten Zugang. Früher haben sie da Fässer runtergelassen. Heute gehen da nur Ratten.

Ich sah zur Leiter. Sie war nass, glitschig, und sie führte nicht nur ins Wasser. Sie führte zu einer schmalen Öffnung in der Kaimauer, halb verdeckt von Tang. Ein Loch, groß genug, dass ein Mensch durchpasst, wenn er kriecht. Unten.

Immer wieder unten.

Ich hörte das Rascheln von Papier hinter mir. Nicht laut. Aber in meinem Kopf war es sofort da, weil ich wusste, wo es herkommen musste: das Heft, die offene Seite, die Aufforderung zu schreiben.

Der Arbeiter sagte plötzlich, als hätte er selbst Angst vor dem, was er sagt: Wenn Sie da runtergehen, nehmen Sie nichts, was Sie nicht wieder loswerden können.

Ich nickte knapp.

Er machte eine Geste, als würde er gehen, blieb aber noch einen Moment stehen. Und dann sagte er: Und wenn Sie da was sehen... schreiben Sie's nicht auf. Manche Dinge bleiben besser im Kopf, bis sie sterben.

Er wandte sich ab und ging, seine Stiefel schwer, echt, beruhigend.

Ich stand wieder allein am Kai, mit dem Regenschirm, dem Heft und der Blutspur. Das Meer schlug ruhig, als wäre es unbeteiligt. Und doch hatte es Stoff im Wasser, ein Fass mit einem grauen Fetzen, wie eine Hand, die winkt.

Ich trat zur Leiter. Ich fasste nicht sofort an. Ich sah nur hinunter, in die Öffnung.

Dunkel. Feucht. Ein Geruch von Tang und Erde. Und darunter wieder dieser feine Hauch von Eisen, so schwach, dass er eher eine Erinnerung war als ein Geruch.

Ich drehte mich nicht zum Heft um. Ich ließ es liegen. Ich ließ den Satz „Schreib, was du siehst“ hinter mir wie einen Hund, der bellt, weil er merkt, dass du gehst.

Ich setzte den Fuß auf die erste Sprosse der Leiter.

Und hinter mir, ganz leise, als würde ein Gegenstand auf nassem Stein nur kurz die Balance prüfen, hörte ich:

Tippen.

Einmal.

Das Tippen hinter mir war wie ein Finger am Rücken, nicht hart genug, um zu schubsen, aber deutlich genug, um zu sagen: Ich bin da. Ich stieg weiter hinab, ohne mich umzudrehen, und zwang mich, das Geräusch als Geräusch zu behandeln, nicht als Sprache. Die Leiter war glitschig, die Sprossen kalt, und der Stein der Kaimauer fühlte sich feucht an wie Haut. Der Wind oben wurde schwächer, je tiefer ich kam, und das Meerrauschen verwandelte sich in ein dumpfes, gedämpftes Dröhnen, als hätte man eine Tür hinter der Welt geschlossen.

Unten, knapp über der Wasserlinie, war die Öffnung in der Mauer. Sie war größer, als sie von oben ausgesehen hatte, aber immer noch niedrig genug, um mich zu zwingen, zu kriechen. Tang hing an den Kanten, und Wasser tropfte von oben herab. Ich hielt die Lampe vor mich und sah, wie das Licht das Grün des Tang kurz aufleuchten ließ, bevor es im Dunkel verschwand.

Ich kroch hinein.

Der erste Meter war eng, die Luft schwer, salzig, kalt. Der Boden war nicht Stein, sondern eine Mischung aus Kies und schmieriger Alge. Ich hielt die Lampe hoch, damit sie nicht im Wasser ertrank, und spürte mit dem freien Arm vor mir, wo ich hinsetze. Das Geräusch meiner Bewegung war gedämpft, als würde das Loch alles schlucken. Genau wie der Flur. Orte, die Geräusche schlucken, wollen keine Spuren.

Nach ein paar Metern wurde der Gang höher. Ich konnte mich aufrichten, leicht gebückt. Das Licht zeigte Backsteinwände, alt, mit Muschelkalk fleckig, als hätte das Meer sich hier hinein gefressen. Wasser floss in einer Rinne am Rand, und es roch nach Tang, nach fauligem Salz und nach einer dumpfen Süße, die mich sofort an etwas erinnerte, das ich nicht aussprechen wollte.

Blut.

Nicht frisch wie oben am Kai. Älter. Vermischt mit Wasser. Ein Geruch, der bleibt, wenn das Wasser längst gegangen ist.

Ich ging weiter, langsam, die Lampe vor mir. Der Gang machte eine Biegung, dann eine zweite. Das Geräusch des Meeres wurde weiter weg, und stattdessen hörte ich ein anderes Rauschen, gleichmäßiger: Wasser in Rohren. Wieder dieses unterirdische Netz, das Städte verbinden will, als hätten sie alle denselben Bauch.

An der Wand sah ich Kratzspuren.

Nicht wie im Zimmer. Diese waren tiefer, wilder, als hätte jemand versucht, nicht nur eine Botschaft zu hinterlassen, sondern sich selbst aus dem Stein zu reißen. Und trotzdem, in der Unruhe, erkannte ich wieder das Muster: ein Kreis, unvollendet. Immer wieder derselbe halbe Ring, der sagt: Hier fehlt etwas. Hier kannst du es schließen.

Ich zwang mich, nicht mit dem Finger darüber zu fahren. Berühren ist ein Dialog. Ich wollte nicht, dass der Stein meine Wärme kennt.

Weiter vorn lag etwas auf dem Boden.

Ein Stück Stoff.

Grau.

Ich blieb stehen. Ich leuchtete darauf. Es war ein Schalrest, ausgefranst, nass, schwer vom Wasser. Und als ich ihn sah, spürte ich in meinem Hals ein kurzes Brennen, als würde mein eigener Schal darauf reagieren. Eine Verbindung, die nicht logisch ist, aber sofort da.

Ich trat näher und hob den Stoff nicht auf. Ich betrachtete nur.

Der Stoff roch nach Meer – und darunter nach Parfum. Schwach. Genau so schwach, wie Marys Duft in der Kutsche gewesen war. Mein Herz schlug schneller, und ich hasste mein Herz dafür, weil es so leicht zu manipulieren ist.

Neben dem Schalrest lag etwas anderes, halb im Wasser.

Ein kleines Metallgehäuse.

Ein Medaillon.

Mein Magen zog sich zusammen. Das Medaillon, das ich in London geöffnet hatte. Das Medaillon, das Mary gewarnt hatte: nicht im Licht. Ich wusste nicht, ob es dasselbe war oder nur ein Nachbau, ein Requisit, das jemand in die Szene gelegt hat, weil es gut wirkt. Aber als ich es sah, fühlte ich denselben Widerstand in mir, denselben Wunsch, es nicht zu berühren.

Ich beugte mich hin, langsam, und hob es mit zwei Fingern an, als wäre es heiß. Es war kalt. Nass. Und schwerer, als ich es erinnerte. An der Kante klebte ein winziger roter Fleck.

Blut.

Ich steckte es nicht ein. Ich hielt es nur ins Lampenlicht, so dass ich die Oberfläche sehen konnte. Auf der Rückseite war eine Kerbe. Nicht tief. Eine Zahl.

17.

Natürlich.

Das Netz war überall.

Ich schluckte, und in dem Moment hörte ich ein Geräusch hinter mir.

Nicht Tippen.

Ein Tropfen. Nein, zwei. Dann ein leises Platschen, als würde jemand langsam gehen, sehr langsam, um keine Wellen zu machen. Schritte im seichten Wasser der Rinne. Jemand kam mir nach, aber nicht hastig. Hast ist menschlich. Diese Schritte waren kontrolliert.

Ich hielt still, das Medaillon in der Hand, die Lampe etwas höher.

Und dann hörte ich etwas, das mir den Atem kurz aus dem Körper zog: ein leises, ersticktes Wimmern.

Nicht aus dem Gang hinter mir. Weiter vorn, irgendwo in der Dunkelheit. Ein Geräusch, das nicht gespielt klang, weil es zu schwach war, um als Dramaturgie zu taugen. Es klang wie ein Mensch, der zu wenig Luft hat, um richtig zu schreien.

Mary? Oder jemand, der so klingen soll wie sie? Die Frage war wie eine Klinge.

Ich zwang mich, nicht sofort loszustürmen. Ich zwang mich, den Kopf kühl zu halten. Wer losstürmt, wird gelenkt.

Ich drehte mich nicht ganz um, nur so, dass ich mit dem Rand sehen konnte, wer hinter mir ist. Die Lampe ließ ich vor mir, damit das Licht nicht zum Spiegel wird.

Im Rand sah ich eine dunkle Gestalt, tief im Gang, nicht nah genug, um ein Gesicht zu erkennen. Aber ich sah den Umriss eines Mantels. Und ich sah etwas, das in der Hand der Gestalt wie ein dünner Stab wirkte.

Ein geschlossener Regenschirm.

Er war da.

Und er war nah genug, dass ich die Luft um ihn herum kälter zu spüren glaubte.

Das Wimmern vorn wurde einen Moment lauter, dann brach es ab, als hätte jemand die Hand über einen Mund gelegt. Sofort danach hörte ich ein anderes Geräusch: ein leises Kratzen an Stein, drei kurze Züge, Pause, drei kurze Züge.

Das Muster.

Der Code.

Er spielt mit Hilferufen wie andere mit Münzen.

Ich hielt das Medaillon fester. Und ich begriff, dass ich genau jetzt etwas tun muss, das nicht in seinem Plan liegt. Nicht rennen. Nicht beichten. Nicht schreiben.

Ich ließ das Medaillon fallen.

Es platschte ins Wasser der Rinne, und das Geräusch war klein, aber es war ein anderes Geräusch als alles zuvor. Kein Ritual. Kein Tippen. Kein Kratzen. Ein zufälliger, menschlicher Fehler. Und genau das war der Trick: Es war kein Fehler. Es war mein Signal an mich selbst, dass ich nicht alles behalten muss, was er mir hinlegt.

Die Gestalt hinter mir hielt einen Moment inne. Die Schritte stoppten.

Ich nutzte den Moment. Ich ging nicht schneller, ich ging nur entschiedener nach vorn, in Richtung des abgebrochenen Wimmerns. Der Gang wurde enger, dann wieder breiter. Meine Lampe leuchtete auf eine Nische an der Wand, und dort sah ich eine Tür. Nicht aus Holz,

sondern aus Metall, wie eine alte Wartungstür. Auf dem Metall war kein Kreuz, keine Zahl. Nur Kratzspuren. Viele. Und in ihnen, kaum sichtbar, wieder dieser halbe Kreis.

Ich trat näher. Die Tür war angelehnt, nicht verschlossen. Als hätte jemand sie für mich offen gelassen.

Aus dem Spalt kam Luft. Wärmer. Menschlicher.

Und ein Geruch, der mich sofort erstarren ließ: Parfum. Marys Duft, schwach, aber eindeutig. Dazu Eisen, frisch.

Ich legte die Hand an die Tür, zögerte nicht lange, weil Zögern hier nur ein anderes Ritual ist, und drückte sie auf.

Der Raum dahinter war klein, niedrig, wie eine Kammer. An der Wand hing eine Kette. Und daran, halb zusammengesunken, hing eine Gestalt.

Eine Frau.

Blass. Das Haar dunkel, feucht. Der Kopf hing zur Seite. Ihre Lippen waren leicht geöffnet, als hätte sie gerade noch geatmet.

Ich machte einen Schritt hinein, und in diesem Moment hob sie langsam den Kopf.

Ihre Augen waren offen.

Und sie sahen mich an.

Nicht vorbei. Nicht daneben.

Sie flüsterte, so leise, dass ich es kaum hörte, aber ich las es an ihrem Mund:

Abraham...

Ich spürte, wie mein Körper nach vorn wollte, wie die Hoffnung mich packte wie eine Hand. Und gleichzeitig sah ich es, weil das Licht meiner Lampe schräg fiel:

An ihrem Hals, direkt unter dem Kiefer, waren zwei kleine, dunkle Punkte.

Ein Biss.

Das Portrait, das sich veränderte

Sie hing nicht wie ein Mensch, der ohnmächtig ist. Sie hing wie etwas, das schon zu lange so hängt, als hätte der Raum es sich angewöhnt. Die Kette war alt, grünlich vom Salz, und sie war so befestigt, dass sie nicht nur hielt, sondern zeigte: Hier ist jemand ausgestellt. Die Lampe in meiner Hand ließ die feuchte Haut an ihrem Hals glänzen, und die zwei dunklen Punkte unter dem Kiefer wirkten nicht wie Wunden, sondern wie Satzzeichen. Zwei Punkte, die sagen: Hier fehlt der Rest des Satzes.

Als sie meinen Namen flüsterte, packte es mich trotzdem. Nicht im Kopf. Im Bauch, im Brustkorb, in den Händen. Der Körper erkennt Klang, bevor der Verstand ihn prüft. Und Marys Klang – oder das, was ich inzwischen als Marys Klang akzeptiert hatte – war wie eine Hand, die aus einem dunklen Schacht greift.

Ich trat näher, langsam, und hielt die Lampe so, dass sie ihr Gesicht nicht blendete. Ihre Augen waren offen, aber matt, als würden sie nicht Licht sehen, sondern Erinnerung. Ihre Lippen zitterten, und sie atmete flach, wie jemand, der sich nicht sicher ist, ob Atmen erlaubt ist.

Ich sagte nicht ihren Namen. Namen sind Kreise. Kreise schließen sich zu schnell.

Stattdessen sagte ich leise: Sag mir etwas, das niemand hier weiß.

Sie schluckte. Die Bewegung hob die Bissstellen minimal, und ein dünner, dunkler Rand Blut glänzte dort, als hätte es sich gerade erst entschieden, sichtbar zu werden. Sie flüsterte: Der Schal... in der Kutsche... du hast ihn zu fest gehalten.

Mein Hals zog sich zusammen. Das hatte ich. Nicht bewusst, aber doch. Ein Detail, zu klein für eine Kulisse, zu unerquicklich für eine Lüge. Und trotzdem war es nur ein Detail. Er hatte mir längst gezeigt, wie gut er Details imitieren kann.

Ich hob die Hand und berührte nicht ihr Gesicht, nicht ihre Wunde, sondern nur den Stoff an ihrer Schulter, um zu spüren, ob da Wärme ist. Warm. Menschlich genug. Zittern. Angst, echt oder gespielt.

Hinter mir, im Gang, war es still. Kein Tippen. Kein Schritt im Wasser. Diese Stille war wie ein dünnes Messer: Sie sagte, dass ich beobachtet werde, ohne dass jemand es nötig hat, sich zu zeigen.

Ich sah die Kette an. Sie war mit einem Haken gesichert, alt, aber nicht kompliziert. Meine Finger fanden den Verschluss, und als ich ihn löste, quietschte Metall leise. Ein Ton, der im Schacht viel zu laut war. Die Frau zuckte zusammen und klammerte sich an meine Hand, nicht fest, eher hilflos. Ihr Gewicht sank in meine Arme, und in dem Moment roch ich es eindeutig: Parfum, Salz, Eisen. Und darunter etwas anderes, ganz schwach, süß, als hätte die Luft für einen Augenblick versucht, mich zu beruhigen. Eine falsche Süße.

Ich presste sie nicht an mich. Nähe ist auch ein Kreis. Ich hielt sie nur so, dass sie nicht fiel, und führte sie aus der Kammer in den Gang. Die Lampe schwang, warf Schatten an die Wände, und die Kratzspuren dort sahen aus, als würden sie sich bewegen. Der halbe Kreis war überall, als hätte jemand eine Handschrift in Stein geübt.

Sie stolperte einmal. Ich fing sie ab. Ihre Finger glitten kurz über meinen Schal, und sofort brannte der Biss an meinem Hals stärker, als würde meine Wunde ihre Wunde erkennen. Eine Antwort im Fleisch.

Sie flüsterte: Nicht... zurück... nicht zum Flur...

Ich sagte: Ich gehe nicht zurück. Nicht dahin.

Ob ich es glaubte, war eine andere Frage. Aber Sätze haben Gewicht. Man muss manchmal einen Satz sagen, um den nächsten Schritt machen zu können.

Wir gingen weiter, weg von dem Punkt, an dem das Meer hinein atmete. Ich hielt mich an der Wand, weil der Boden glitschig war. Und weil ich die Wand fühlen wollte, um sicher zu sein, dass sie echt ist. Stein ist ehrlicher als Luft.

Dann hörte ich es.

Nicht Tippen.

Papier.

Ein leises, trockenes Rascheln, das hier unten nicht hingehört. Und es kam nicht aus meiner Hand. Ich trug kein Papier. Ich trug kein Heft. Ich hatte es oben am Kai liegen lassen.

Und doch raschelte es.

Die Frau in meinem Arm erstarrte. Ihr Atem wurde flacher. Sie sah an mir vorbei in die Dunkelheit, als würde sie dort etwas sehen, das ich nicht sehen darf.

Ich sagte: Was ist es?

Sie flüsterte kaum hörbar: Er... lässt dich glauben, du bist schneller.

Dann kam das Rascheln näher, und mit ihm ein Geräusch, das wie ein freundliches Klacken klang. Als würde jemand einen Deckel schließen. Als würde jemand etwas ordentlich weglegen.

Ich zog die Frau stärker an mich, nicht aus Zärtlichkeit, sondern um sie zu bewegen. Wir fanden die Leiter nicht sofort. Die Gänge machten Biegungen, die sich gleich anfühlten. Ich spürte, wie die Stadt unter der Stadt mich drehen wollte, wie eine Hand eine Schraube dreht, bis man nicht mehr weiß, wo oben ist.

Dann sah ich das matte Licht von oben. Den kleinen, kühlen Hauch von Wind, der durch den Zugang kroch. Die Leiter. Das Loch in der Kaimauer.

Ich stieg zuerst, zog sie hinter mir, Stufe für Stufe. Sie war leichter, als sie sein sollte, und das machte mich misstrauisch. Entweder war sie erschöpft – oder sie war nie ganz hier gewesen. Ob man leicht ist, wenn man kaum lebt, oder wenn man kaum existiert, fühlt sich im Arm sehr ähnlich an.

Als wir oben auf dem Kai herauskamen, traf uns der Wind wie eine Ohrfeige. Die Welt war hell. Zu hell. Ich blinzelte, und in der kurzen Blindheit hatte ich das Gefühl, dass hinter uns ein Schatten im Loch sitzt und nur wartet, bis ich wieder sehen kann.

Der Regenschirm stand nicht mehr da.

Das Heft war auch nicht mehr auf der Kiste.

Die Blutspur war noch da, aber sie war verwischt, als hätte jemand mit einer nassen Hand darüber gestrichen. Nicht gründlich. Nur genug, dass sie wie ein Zufall aussieht.

Der Hafenarbeiter war nirgends zu sehen.

Ich führte die Frau weg vom Kai, nicht zur Hauptstraße, nicht zu den Menschen, sondern zu einem der schmalen Wege, die zwischen den Häusern hinauf führen. Ich wollte Höhe. Höhe gibt Überblick, und Überblick ist das Gegenteil von unterirdischen Gängen.

Sie stolperte noch einmal. Ich zog sie in einen Hauseingang, damit sie nicht auf offener Straße zusammenbricht. Ihr Kopf lehnte kurz gegen die Wand, und in dem Moment fiel mir auf, dass ihr Blick nicht auf mich gerichtet war, sondern auf etwas hinter meiner Schulter.

Ich drehte mich langsam um.

Im Fenster gegenüber hing ein Portrait.

Ein gerahmtes Bild, alt, leicht schief, wie man es in Gasthäusern oder alten Häusern sieht, wenn man den Gästen zeigen will, dass hier Geschichte wohnt. Der Mann auf dem Portrait trug einen dunklen Mantel. Kein Priesterrock, kein Uniformrock. Ein Mantel, der so gemalt war, dass er mehr Stoff als Körper zeigte. Das Gesicht war blass, die Augen dunkel, die Lippen zu fein. Und obwohl es nur Farbe war, hatte das Portrait diese unangenehme Präzision, die sagt: Jemand hat ihn gekannt. Oder jemand hat ihn aus dem Kopf gemalt, nachdem er zu lange darin gewohnt hat.

Ich sah nur kurz hin und wollte mich wieder abwenden.

Dann merkte ich, dass etwas nicht stimmte.

Im Bild war die Hand des Mannes sichtbar. Sie hielt etwas, das beim ersten Blick wie ein Spazierstock aussah. Aber jetzt, im zweiten Blick, sah ich die Spitze.

Ein Regenschirm.

Geschlossen.

Ich runzelte die Stirn, weil ich mir nicht sicher war, ob er vorher auch da gewesen war. Vielleicht war er immer da gewesen, und ich hatte ihn übersehen. Vielleicht war ich so konditioniert, überall Schirme zu sehen, dass ich ihn jetzt hineinprojiziere.

Ich sah genauer hin.

Unter dem Schirmgriff, dort, wo die Finger den Griff umschließen, war ein kleiner Fleck. Dunkelrot. So fein gemalt, dass man ihn für ein Schattendetail halten könnte.

Blut.

Mein Magen zog sich zusammen. Ein Portrait mit Blutdetail ist kein normales Portrait. Ein Portrait mit Blutdetail ist eine Botschaft.

Die Frau neben mir stieß einen leisen Laut aus, kaum mehr als Luft. Ich sah zu ihr. Ihre Augen waren weit, und sie flüsterte: Nicht... ansehen...

Ich blickte wieder zum Portrait, obwohl ich es nicht wollte. Das Bild war hinter Glas. Glas spiegelt. Und in diesem Glas sah ich nicht nur den Mann im Bild.

Ich sah mich.

Und hinter mir, im Spiegel des Glases, stand eine dunkle Gestalt, die nicht auf der Straße stand.

Ein Mann, ein Schatten, ein Mantel.

Ich drehte mich ruckartig um.

Die Straße war leer.

Nur Wind, helle Steine, Möwenschreie.

Ich drehte mich zurück zum Portrait.

Das Spiegelbild hinter mir war weg.

Doch etwas war anders.

Die Hand im Bild – ich schwöre es, obwohl Schwüre hier gefährlich sind – die Hand im Bild war anders positioniert. Die Finger lagen fester um den Griff. Und die Spitze des Regenschirms zeigte nicht mehr nach unten.

Sie zeigte zur Seite.

Genau dorthin, wo ich stand.

Ich trat einen Schritt zurück, und die Frau an meiner Seite riss leise den Atem ein. Das Portrait bewegte sich nicht wie ein lebendes Ding, nicht sichtbar. Es veränderte sich wie etwas, das neu gemalt wird, ohne dass jemand malt. Ein Detail, ein Winkel, ein Schatten, der sich verschiebt, weil er es kann.

Ich sah auf den unteren Rand des Rahmens. Dort, wo Staub sich sammelt, war ein kleiner Streifen Papier eingeklemmt, als hätte ihn jemand gerade hineingeschoben. Ein dünner Zettel, der im Wind leicht vibrierte.

Ich zog ihn heraus, ohne darüber nachzudenken, weil der Moment mich trieb.

Auf dem Zettel stand nur ein Satz:

SCHREIB, WAS DU NICHT SEHEN WILLST.

Ich spürte, wie sich der Biss an meinem Hals meldete, als würde die Wunde das Wort „schreib“ erkennen wie ein Hund seinen Namen. Und ich merkte, dass das Portrait mich nicht nur beobachtet. Es lenkt mich. Es will, dass ich aus Angst in Sprache fliehe. In Beichte. In Text.

Die Frau klammerte sich an meinen Arm und flüsterte: Er macht Bilder... damit du ihm glaubst...

Ich hielt den Zettel fest, sah noch einmal in das Glas des Portraits, und für einen Herzschlag sah ich im Spiegel nicht mich, sondern das weiße Flurlicht. Tür 17. Den Sargdeckel. Das Wort Beichte.

Dann war es weg.

Nur ein Bild.

Ein Bild, das sich veränderte.

Der Zettel in meiner Hand fühlte sich plötzlich schwer an, als hätte Papier in dieser Geschichte Gewicht wie Blei. Schreib, was du nicht sehen willst. Es war eine Aufforderung, die so geschickt war, dass sie sich als Selbsthilfe tarnen könnte. Als würde man sagen: Sprich es aus, dann verliert es Macht. Aber ich wusste inzwischen, dass Aussprechen hier dasselbe ist wie Einladen. Und Einladen ist ein Kreis, der sich schließt.

Ich knüllte den Zettel nicht. Knüllen macht Lärm und ist eine Form von Wut, die er gern benutzt. Ich faltete ihn nur und steckte ihn in die Manteltasche, ohne ihn weiter zu lesen, weil ich ihn schon genug gelesen hatte. Worte müssen nicht wiederholt werden, um zu wirken.

Die Frau neben mir – ich weigerte mich noch immer, ihren Namen auszusprechen, bevor ich sicher war, dass ein Name überhaupt existiert – lehnte an der Wand des Hauseingangs und zitterte. Nicht dramatisch. Ein leises Zittern, das man nicht steuert. Der Wind kam in Stößen durch die Gasse, und jedes Mal, wenn er durchzog, schien er auch durch sie zu gehen, als hätte ihr Körper Risse.

Ich sagte leise: Kannst du gehen?

Sie nickte, aber ihr Nicken war eher ein Reflex als eine Entscheidung. Ihre Hand hielt meinen Arm, nicht aus Nähe, sondern aus Notwendigkeit. Sie flüsterte: Nicht zurück ins Gasthaus... da oben... das Zimmer...

Ich hörte das Wort Zimmer, und in mir zog sich etwas zusammen. Das Zimmer mit den Kratzspuren, das Handtuch über dem Spiegel, der Schacht hinter der Tapete, der Flur, der sich wie eine Krankheit in Weiß ausbreitet. Sie sprach davon, als wäre es ein Ort, der sich an dich heftet, wenn du zu lange dort bleibst.

Ich antwortete nicht mit „ja“ oder „nein“. Ich sagte nur: Wir brauchen einen Ort ohne Bilder.

Sie sah mich an, und für einen Moment war in ihren Augen etwas wie Verständnis – oder wie Wiedererkennen. Dann flüsterte sie: Eine Kirche.

Ich dachte sofort an den Priester hinter dem Glas, an das Kreuz mit der Zahl 17 auf der Rückseite, an seine stumme Warnung. Kirche bedeutet nicht Sicherheit. Kirche bedeutet nur andere Regeln. Aber andere Regeln sind manchmal die einzige Pause, die man bekommt.

Wir bewegten uns aus dem Hauseingang heraus. Ich führte sie nicht an der Hauptstraße entlang, sondern durch schmale Wege, wo Häuser dicht stehen, wo Fenster klein sind und die Menschen eher auf ihre Füße schauen als auf fremde Gesichter. Der Wind war hier schwächer, und trotzdem spürte ich, dass das Licht mir folgt. Nicht die Sonne. Das Licht als Zustand. Als Bühne.

Ich hielt den Blick von Fenstern fern, weil Fensterglas heute mein Feind war. Aber das war leichter gedacht als getan. Whitby war voll von Glas, voll von kleinen Spiegeln im Alltag, voll von Schaufenstern, in denen man sich kurz sieht, ohne es zu wollen.

Und überall – ich merkte es mit wachsender Wut – hingen Bilder.

Nicht nur Portraits, auch Reklamen, Zeichnungen, Auslagen mit Fotografien. Als hätte die Stadt selbst beschlossen, dass sie heute erzählen will.

An einer Ecke hing ein Plakat, auf dem ein Mann mit einem Regenschirm abgebildet war, Werbung für irgendeinen Laden. Ein gewöhnlicher Mann, ein gewöhnlicher Schirm – und doch blieb mein Blick daran hängen wie ein Haken, weil ich nicht mehr wusste, ob ich überall Schirme sehe oder ob er sie überall hinsetzt.

Ich zwang mich weiterzugehen.

Die Frau stolperte erneut, und ich fing sie ab. Ihre Haut war kalt, die Finger feucht. Sie roch nach Meer und Blut. Und darunter war tatsächlich dieser Hauch Parfum, schwach genug, um echt zu sein. Eine Lüge riecht oft zu stark, weil sie sich beweisen will. Dieses Parfum wollte nichts beweisen. Es war einfach da, wie ein Rest Leben.

Wir erreichten eine kleine Kirche, die zwischen Häusern lag, nicht groß, nicht prunkvoll. Die Tür stand halb offen, als hätten sie keine Angst, dass jemand hereinkommt. Oder als hätten sie zu viel Angst, sie zu schließen.

Innen war es dunkler, aber nicht dunkel genug, um tröstlich zu sein. Es war das gedämpfte Licht eines Ortes, der keine Ecken liebt. Kerzen flackerten, und der Geruch von Wachs lag in der Luft, warm und alt. Ich trat ein, und sofort merkte ich: Hier gibt es Spiegel, aber sie heißen anders. Hier heißt es Altar, Kreuz, Heiligenbild. Bilder, die nicht spiegeln, aber schauen.

Die Frau sank auf eine Bank. Ihre Schultern sackten zusammen, und sie starrte auf den Boden, als hätte sie Angst, dass selbst das Holz ihr Fragen stellt.

Ich blieb stehen und sah mich um. An den Wänden hingen Bilder von Heiligen, Stationsbilder, kleine gemalte Szenen. Ich spürte, wie sich mein Magen zusammenzog. Bilder. Immer wieder Bilder. Nur andere.

Am Ende der Kirche stand ein Priester. Ein echter, dachte ich sofort. Nicht, weil ich es beweisen kann, sondern weil er sich bewegte wie jemand, der müde ist. Er trug keinen makellosen Rock. Sein Gewand war getragen. Sein Haar war grau. Und als er uns sah, trat er nicht sofort auf uns zu. Er blieb stehen, als würde er überlegen, ob er sich mit uns in etwas hineinzieht, das er nicht mehr kontrollieren kann.

Ich ging zu ihm. Nicht hastig. Hast ist hier wieder ein Ritual. Ich blieb zwei Schritte vor ihm stehen, genug Abstand, dass kein Zwang in Nähe entsteht.

Ich sagte: Wir brauchen Hilfe.

Der Priester sah zuerst mich an, dann die Frau auf der Bank. Sein Blick blieb an ihrem Hals hängen, auch wenn er so tat, als würde er nicht hinschauen. Er sah die Bissstellen. Er sah das Blut. Und in seinen Augen war kein Schock. Nur Müdigkeit. Als hätte er es schon gesehen. Hier. In Whitby. Vielleicht oft genug.

Er sagte leise: Setzen Sie sich.

Ich tat es nicht. Ich sagte: Nicht hier vorne.

Der Priester hob die Brauen, nicht aus Trotz, sondern aus Verstehen. Er nickte und deutete auf eine kleine Tür seitlich des Altars. Sakristei. Ein Raum, in dem weniger Bilder hängen und mehr Staub.

Wir gingen hinein. Die Frau stand mühsam auf und folgte uns, als würde sie nicht gehen, sondern getragen werden, obwohl ich sie nicht berührte. Die Sakristei war klein, roch nach Holz, nach alten Stoffen, nach Wachs. An der Wand hing ein einziges Bild: ein Portrait eines alten Priesters, gemalt, dunkel, als würde es in sich selbst verschwinden. Ich sah weg.

Der Priester schloss die Tür hinter uns. Das Klicken war weich, nicht endgültig. Er setzte sich auf einen Stuhl und sah mich an.

Er fragte nicht nach Namen. Das war das erste, was mich aufhorchen ließ. Namen sind hier gefährlich. Vielleicht wusste er das. Vielleicht hatte er gelernt, dass man manchmal besser hilft, wenn man nicht alles benennen muss.

Er sagte: Sie kommt aus dem Wasser.

Ich antwortete nicht sofort. Die Frau auf der Bank – jetzt auf einem Schemel – schluckte. Ihr Blick hob sich kurz zu mir, als würde sie prüfen, ob ich es bestätige.

Ich sagte: Ja.

Der Priester nickte, als hätte er genau diese Bestätigung erwartet. Dann sagte er: Und Sie haben ein Buch.

Mein Blut wurde kalt.

Ich sagte: Nein.

Er sah mich an, lange, ohne Urteil, und ich merkte, dass sein Blick nicht wie der des Mannes am Kai war. Nicht ruhig im Sinne von kalt. Ruhig im Sinne von: Er trägt Dinge und ist trotzdem noch da.

Er sagte: Das Buch ist nicht hier. Aber es ist bei Ihnen. So, wie Geruch bei jemandem ist, der aus einem Brand kommt.

Ich spürte den Biss am Hals brennen, als hätte er das Wort „Buch“ gehört. Ich griff instinktiv an den Schal. Der Priester bemerkte die Bewegung.

Er sagte leise: Zeigen Sie es mir.

Ich zog nicht das Tagebuch hervor. Es war nicht da. Und doch wusste ich, dass er nicht meint, ich soll es physisch zeigen. Er meinte: Zeigen Sie mir, was es mit Ihnen gemacht hat.

Die Frau flüsterte plötzlich, so leise, dass man es als Wind hätte nehmen können: Nicht beichten...

Der Priester hörte es. Er sah sie an, und in seinem Blick lag etwas wie Mitleid, aber auch eine strenge Ruhe. Er sagte: Ich verlange keine Beichte. Beichte ist zwischen Ihnen und Gott.

Ich musste fast lachen, bitter. Gott hatte in den letzten Stunden wenig Aufmerksamkeit bekommen. Aber ich hielt den Mund.

Der Priester fuhr fort: Ich verlange Wahrheit. Und Wahrheit ist manchmal nur ein Satz, der nicht geschrieben wird.

Er stand auf und ging zu einem Regal, zog eine Flasche hervor – kein Wein, eher etwas Klars, stark Riechendes, vielleicht Alkohol – und ein kleines Stück Stoff. Er kam zurück, kniete sich vor die Frau und betrachtete ihren Hals. Er berührte die Bissstellen nicht direkt. Er hielt das Stoffstück nur nah, tupfte vorsichtig, als hätte er Angst, die Wunde zu wecken.

Die Frau zuckte, stöhnte leise.

Der Priester sagte: Das ist frisch. Aber nicht neu. Das heißt, es will bleiben.

Ich sagte: Was kann man tun?

Er sah mich an. Und jetzt, zum ersten Mal, war in seinem Gesicht etwas, das nicht nur Müdigkeit war. Es war eine Entscheidung.

Er sagte: Man kann es nicht aus ihr herausnehmen, indem man es anschreit. Man kann es nicht austreiben, indem man schreibt. Es nährt sich von beidem. Man kann nur... den Spiegel brechen, in dem es sich sieht.

Ich spürte, wie mein Magen sich zusammenzog. Spiegel. Bilder. Portraits. Glas. Der Priester sagte nicht „Spiegel“ wie ein metaphorisches Wort. Er sagte es wie ein Werkzeug.

Er ging zur Wand und nahm das einzige Bild in der Sakristei ab. Das Portrait des alten Priesters. Er drehte es um. Dahinter war kein Holz.

Dahinter war ein Spiegel.

Ein kleiner Spiegel, eingelassen, alt, fleckig. Als wäre das Portrait nur eine Abdeckung gewesen.

Der Priester sah mich an und sagte: Dieser Spiegel war hier, bevor ich kam. Er war hier, weil jemand wollte, dass ich mich sehe. Ich habe ihn abgedeckt. Aber er ist noch da.

Die Frau auf dem Schemel begann zu zittern stärker. Sie flüsterte: Nicht...

Ich starrte auf den Spiegel, der hinter einem Portrait verborgen war, und fühlte, wie sich etwas in mir zusammenzog. Das Portrait am Fenster draußen hatte sich verändert. Bilder bewegen sich, wenn sie Spiegel sind. Und hier, in der Sakristei, war ein Spiegel hinter einem Portrait. Ein verstecktes Auge.

Der Priester hob die Hand, als wolle er etwas darauf legen. Dann hielt er inne, als würde er merken, dass selbst Berühren ein Ritual ist.

Er sagte leise: Wenn Sie ihn ansehen, wird er Sie ansehen.

Ich dachte an den Flur. Tür 17. Den Sargdeckel. Beichte. Und ich dachte an den Zettel: Schreib, was du nicht sehen willst.

Hier war es anders. Hier war die Aufforderung nicht zu schreiben, sondern zu schauen. Oder zu verweigern.

Ich trat einen Schritt näher an den Spiegel, ohne hineinzusehen, und spürte plötzlich hinter mir eine Veränderung in der Luft, als hätte jemand die Tür der Sakristei minimal bewegt.

Die Klinke machte kein Geräusch.

Aber ich wusste: Jemand ist da.

Nicht drinnen.

Draußen.

Wartend.

Und ich verstand, dass das Portrait draußen nicht nur eine Botschaft war, sondern ein Wegweiser. Es hatte mich hierher gebracht. Zu einem Spiegel, der hinter einem Portrait verborgen war, damit ich endlich tue, was er will: mich anschauen und damit öffnen, was in mir schon angekratzt ist.

Die Luft in der Sakristei war plötzlich zu still, als hätte der Raum selbst beschlossen, zu lauschen. Die Kerzenflamme im Nebenraum flackerte nicht, aber ich spürte ihre Bewegung, als würde das Licht einen Herzschlag machen. Hinter uns, an der Tür, war nichts zu hören – und genau das war der Beweis, dass etwas da war. Dinge, die keine Geräusche machen, wenn sie sich bewegen, wollen nicht als Dinge erkannt werden.

Der Priester hielt das Bild in den Händen, als wäre es schwerer geworden, seit er den Spiegel gezeigt hatte. Die Frau auf dem Schemel zitterte, ihr Atem ging stoßweise, und jedes Ausatmen klang, als würde sie sich dabei verlieren. Ich stand vor dem Spiegel, ohne hineinzusehen, und merkte, wie mein Hals brannte, als wäre der Biss ein zweites Auge, das unbedingt sehen will.

Der Priester sagte leise: Wenn er hier ist, dann wird er versuchen, Sie durch sich selbst zu fangen.

Ich fragte nicht, woher er das weiß. Fragen sind Zeit, und Zeit ist hier eine Tür, die sich von allein schließt. Ich sagte nur: Was soll ich tun?

Der Priester blickte kurz zur Tür, dann wieder zu mir. Er sagte: Nicht ansehen. Nicht beschreiben. Nicht beichten. Nur handeln.

Er ging zu einem kleinen Schrank, zog eine Schale hervor, in der Wasser stand – Weihwasser, vermutete ich, oder einfach Wasser, das man so nennt, damit es mehr Bedeutung hat. Er stellte die Schale auf den Tisch neben dem Spiegel. Das Wasser war dunkel im Schatten. Ein stiller Kreis, der auf eine Hand wartet.

Die Frau flüsterte, kaum hörbar: Er... ist in Bildern...

Der Priester nickte, als hätte sie etwas ausgesprochen, das er seit Jahren nur in sich trägt. Dann sagte er zu mir: Wenn Sie den Spiegel brechen, wird er wütend. Aber Wut ist besser als Lächeln. Wut ist wenigstens ehrlich.

Ich spürte einen bitteren Humor in mir aufsteigen. Ehrlichkeit als Trost. Das war eine armselige Form von Hoffnung, aber in dieser Nacht – die sich als Tag verkleidet hatte – war es vielleicht das Einzige.

Ich sah nicht in den Spiegel. Ich sah nur auf den Rahmen, auf die Flecken, auf die Kante. Der Spiegel war alt, er hatte kleine Sprünge, aber er war noch ganz. Und genau das war das Problem: Ganz bedeutet offen. Ganz bedeutet: bereit, zu spiegeln.

Ich hob die Lampe und hielt sie so, dass ihr Licht nicht direkt auf das Glas fiel, sondern seitlich auf den Rahmen. Im Rand meines Blicks sah ich eine Bewegung in der Spiegeloberfläche, obwohl ich nicht hineinsah. Ein dunkler Schatten, der sich dort sammelt, als würde jemand von innen heran treten.

Ich zwang mich, nicht zu reagieren. Reaktion ist Einladung.

Dann hörte ich hinter mir das leise, unaufgeregte Tippen.

Einmal.

Nicht im Gang, nicht auf dem Kai. Direkt an der Sakristeitür, als würde jemand mit einer Schirmspitze ganz sanft prüfen, ob sie wirklich geschlossen ist.

Die Frau auf dem Schemel stieß einen Laut aus, der halb Schluchzen, halb Würgen war. Der Priester legte ihr eine Hand auf die Schulter, ruhig, fest. Er sagte zu ihr, leise, nicht tröstend, sondern anweisend: Atmen. Nicht denken. Nur atmen.

Das Tippen kam ein zweites Mal. Ein wenig stärker.

Ich spürte, wie mein Körper nach der Tür sehen wollte. Ich tat es nicht. Ich blieb vor dem Spiegel. Wenn ich mich umdrehe, mache ich ihn zum Zentrum. Und er liebt Zentren.

Der Priester flüsterte: Jetzt.

Er meinte nicht die Tür. Er meinte den Spiegel.

Ich hatte kein Hammer. Kein Stein. Ich hatte nur meine Lampe, einen groben Metallkörper mit Glas. Ein Werkzeug, das Licht macht. Und Licht ist sein Terrain. Aber Glas ist Glas, und Glas kann brechen.

Ich hob die Lampe und schlug mit dem Metallrand gegen den Spiegel.

Der erste Schlag machte ein Geräusch, das in meinem Kopf viel lauter war als im Raum. Ein helles Knacken. Der Spiegel bekam einen langen Riss, von oben links nach unten rechts, wie ein Blitz, der in einem gefrorenen See aufreißt. Die Oberfläche zitterte, als hätte sie kurz gelebt.

In dem Moment änderte sich die Luft.

Nicht wie Wind. Wie ein Aufschrecken. Als hätte etwas, das im Spiegel wohnte, plötzlich keinen Raum mehr.

Ich schlug ein zweites Mal.

Das Glas brach weiter, Splitter lösten sich, fielen klirrend in die Schale mit Wasser, und das Wasser spritzte. Ein paar Tropfen trafen meine Hand, kalt, und ich spürte, wie der Biss am Hals scharf brannte, als würde das Wasser dort einen Schmerz auslösen. Vielleicht war es nur Wasser. Vielleicht war es, was man daraus macht.

Die Frau schrie nicht. Sie presste nur die Hände an die Ohren, als würde der Klang des brechenden Spiegels in ihren Kopf kriechen.

Der Priester sprach plötzlich – nicht zu mir, nicht zur Frau – sondern in den Raum. Ein Gebet? Nein. Eher ein Satz, der wie ein Befehl klang, nur in einer Sprache, die nicht für Menschen gemacht ist. Er sprach nicht laut, aber die Silben hatten Gewicht. Und während er sprach, hörte ich hinter der Tür etwas, das mir die Haut kalt machte: ein leises, freudloses Lachen. Kurz. Dann Stille.

Ich schlug ein drittes Mal.

Der Spiegel gab nach. Das Glas brach in größere Stücke, die Oberfläche löste sich wie eine Schale, und hinter dem Spiegel war nicht Wand.

Hinter dem Spiegel war ein Hohlraum.

Ein schmaler Schacht, dunkel, und darin etwas, das wie ein gerolltes Stück Leinwand aussah. Ein Bild, eingerollt. Ein Portrait, das noch nicht aufgehängt war. Oder ein Portrait, das man verborgen hat.

Ich nahm es nicht sofort heraus. Ich leuchtete hinein.

In der Dunkelheit glitzerte etwas. Nicht Glas. Metall.

Ein Rahmen. Und an dem Rahmen hing ein kleines Schildchen, wie man es bei Ausstellungen benutzt. Darauf stand in schwarzer Tinte:

DER MANN IM SCHWARZEN MANTEL.

Ich spürte, wie mir der Magen umkippte. Nicht, weil der Name mich überraschte. Weil man ihn hier schriftlich fixiert hatte. Als wäre er nicht mehr nur ein Schatten, sondern ein Werk. Ein Objekt. Etwas, das man aufhängen und betrachten kann. Und sobald man etwas betrachtet, gehört es zur Welt.

Der Priester sah es ebenfalls. Sein Gesicht verhärtete sich. Er sagte leise: Sie haben es hier gelagert. Wie eine Reliquie.

Die Sakristeitür bewegte sich.

Nicht hörbar. Aber ich sah, wie der Schatten unter der Tür sich veränderte. Er wurde breiter. Als würde jemand näher heran treten.

Dann, ganz leise, kam eine Stimme von draußen, sanft, freundlich, so als würde man jemanden zu einem Tee bitten:

Macht auf.

Der Priester antwortete nicht. Er trat zur Tür, ohne sie zu öffnen, und legte die Handfläche dagegen, als könnte Handfläche Holz halten. Seine Lippen bewegten sich, aber ich hörte keine Worte. Vielleicht betete er. Vielleicht zählte er. Vielleicht versuchte er nur, sich selbst zu verankern.

Ich stand noch immer vor dem zerbrochenen Spiegel, die Lampe in der Hand, und sah in den Hohlraum. Das eingerollte Bild war da, als würde es darauf warten, entrollt zu werden. Ein Portrait, das sich nicht mehr verändern muss, weil es noch nicht sichtbar ist. Und ich wusste, dass genau das der nächste Trick wäre: Entrolle es. Schau es an. Dann ist es da.

Die Frau auf dem Schemel flüsterte, kaum hörbar: Nicht... öffnen...

Die Stimme draußen sagte wieder: Macht auf.

Das Wort war keine Bitte. Es war eine Gewohnheit. Als hätte er sich daran gewöhnt, dass Türen aufgehen.

Ich nahm das eingerollte Bild nicht. Ich tat etwas anderes. Ich griff in den Hohlraum, fand das Schildchen, riss es ab und zerknüllte es in der Faust, ohne hinzusehen. Der Name musste weg. Namen sind Anker. Ohne Namen ist ein Ding weniger fest.

Der Priester sah mich an, kurz, und in seinem Blick war zum ersten Mal so etwas wie Zustimmung.

Dann sagte er, leise, knapp: Hinter dem Altar gibt es einen Ausgang. Eine alte Tür. Nicht viele kennen sie.

Die Stimme draußen lachte nicht. Sie schwieg. Und dieses Schweigen war gefährlicher, weil es klang, als würde er nachdenken.

Ich packte die Frau vorsichtig am Arm. Sie war leicht, zu leicht, aber sie stand auf. Ihre Beine zitterten, doch sie ging. Der Priester nahm die Schale mit dem Wasser und schüttete den Rest über die zerbrochenen Spiegelscherben, als würde er sie ertränken.

Wir bewegten uns zur kleinen Tür hinter dem Altar, die der Priester öffnete. Dahinter war ein schmaler Gang, dunkel, mit Stufen, die nach draußen führten. Luft schlug uns entgegen, kalter Wind, echter Wind, der nach Meer roch. Freiheit fühlt sich manchmal nur wie Kälte an.

Als wir den Gang betraten, hörte ich hinter uns das erste echte Geräusch an der Sakristeitür: ein leises Knacken, als würde Holz unter Druck nachgeben. Nicht Gewalt. Geduld.

Der Priester schloss die Tür hinter uns und schob einen Riegel vor. Der Riegel klackte – ein echtes Geräusch, ein echter Mechanismus. Und in diesem echten Geräusch lag ein kleiner Trost: Nicht alles hier unten ist Zauber. Manche Dinge sind noch Holz und Metall.

Wir stiegen die Stufen hinauf, hinaus in den Wind.

Und als ich oben ankam, mitten im hellen Whitby-Licht, merkte ich, dass meine Hand noch immer die zerknüllte Namensplakette umklammerte. Ich öffnete die Faust und sah nicht hin. Ich ließ den Papierball fallen und trat darauf, bis er im nassen Stein zu Brei wurde.

Hinter uns, irgendwo in der Kirche, hörte ich ein dumpfes Geräusch, als würde etwas Schweres umfallen.

Und dann – so leise, dass es vielleicht nur mein Kopf war – ein Tippen, weit entfernt, als würde ein Schirm auf Stein prüfen, ob die Welt auch draußen noch trägt.

Der Ball der Masken

Der Wind draußen war kalt genug, um Gedanken zu klären, aber nicht stark genug, um sie fortzutragen. Whitby lag vor uns wie eine Postkarte, die man mit nassen Fingern angefasst hat: hell, salzig, leicht verwischt. Menschen gingen ihren Wegen nach, als sei das, was in den Kellern und Schächten geschieht, eine andere Stadt. Vielleicht war es das. Vielleicht ist jede Stadt zwei Städte, und man lebt sein Leben auf der oberen, bis die untere beschließt, sich zu melden.

Der Priester führte uns nicht über den Haupteingang, sondern durch einen schmalen Hof hinter der Kirche, wo alte Steine moosig waren und der Wind sich in den Ecken sammelte. Die Frau ging zwischen uns, die Schultern hochgezogen, als wollte sie den Hals verstecken, aber die zwei Punkte dort waren nicht nur Wunden. Sie waren ein Zeichen, das jeder Schatten lesen kann.

Ich hielt mich dicht an die Mauern. Nicht aus Angst vor Menschen, sondern aus Abneigung gegen Glas. Die Fenster der Häuser standen in Reihen, und jedes einzelne war ein Spiegel, wenn man es falsch ansieht. Der Priester ging voran, ohne Hast, als wäre das hier ein normaler Gang nach einem Gottesdienst. Ich beneidete ihn um diese Fähigkeit, Normalität als Mantel zu tragen, ohne dass er daran erstickt.

Er brachte uns in ein kleines Gebäude hinter der Kirche, eine Art Abstellraum, der nach alten Büchern roch, nach Staub und Wachs. Hier gab es keine Bilder an den Wänden, nur Regale und Kisten. Er schloss die Tür und blieb einen Moment stehen, die Hand noch am Riegel, als würde er lauschen, ob das Tippen uns gefolgt ist.

Die Frau sank auf einen Stuhl, der aus einem anderen Jahrhundert zu stammen schien. Ihr Atem ging flach. Sie sah nicht zu mir, sondern an mir vorbei, als würde sie die Luft hinter meiner Schulter für gefährlicher halten als mich.

Der Priester sagte leise: Sie müssen weg von den Gängen. Weg von Orten, die sich schließen.

Ich antwortete: Und wohin?

Er zögerte. Dann sah er die Frau an, und in seinem Blick lag etwas, das ich als Schuld deutete, obwohl ich es nicht beweisen konnte. Er sagte: Heute Abend ist der Ball.

Das Wort hing im Raum, lächerlich neben Blut, Spiegeln und Schächten. Ball. Ich dachte an Musik, an Kleider, an Lachen. Dinge, die man in Kellern nicht hört. Und gerade deshalb passte es. Nichts verdeckt ein Messer besser als Geigenklang.

Ich sagte: Was für ein Ball?

Der Priester nahm einen Schlüsselbund aus der Tasche, legte ihn auf den Tisch, als würde er einen Beweis ablegen. Er sagte: Der Ball der Masken. Ein Wohltätigkeitsding. Die besseren Leute tun so, als wären sie besser, indem sie anderen etwas geben. Sie lieben ihre Kostüme. Sie lieben es, nicht erkannt zu werden.

Die Frau hob den Kopf. Ihre Stimme war kaum mehr als ein Hauch: Er... liebt Masken.

Der Priester nickte langsam. Ja, sagte er. Darum ist es gefährlich. Aber auch... nützlich.

Ich hörte in meinem Kopf den Satz aus dem Heft am Kai, als würde er noch irgendwo zwischen den Steinen hängen: Schreib, was du siehst. Und dann findest du sie. Alles hier ist immer ein Vorschlag. Ein Vorschlag, der dich in eine Richtung schiebt, bis du glaubst, es sei dein Schritt.

Ich sagte: Warum sollten wir dorthin gehen?

Der Priester setzte sich, als hätte er plötzlich das Gewicht von Jahrzehnten in den Knochen. Er rieb sich kurz die Schläfen und sagte: Weil er dort sein wird, ohne dass er auffällt. Und weil Sie dort sein können, ohne dass Sie auffallen. Zum ersten Mal sind seine Regeln nicht die einzigen.

Ich dachte an den weißen Flur, an Tür 17, an die Art, wie Stille dort funktionierte. Ein Ball wäre das Gegenteil. Geräusch, Licht, Menschen. Und doch wusste ich: Licht ist sein Terrain.

Menschen sind seine Tarnung. Ein Ball ist ein Ort, an dem man in der Menge verschwinden kann oder in ihr aufgespießt wird wie ein Schmetterling.

Die Frau presste die Hand an ihren Hals, als würde die Bewegung den Schmerz kontrollieren. Sie flüsterte: Ich kann nicht...

Der Priester stand auf, ging zu einem Regal und zog ein kleines Kästchen hervor. Er öffnete es. Darin lagen Masken. Keine glänzenden, keine opernhaften. Schlichte, helle Masken, aus Stoff oder Papier, wie man sie schnell bindet, um sich selbst zu vergessen. Er legte eine auf den Tisch, dann eine zweite.

Ich sah sie an, und mein Biss brannte, als hätte er das Wort Masken erkannt wie ein Hund seinen Besitzer.

Der Priester sagte: Wenn Sie ohne Maske hingehen, sind Sie der Einzige ohne. Das fällt mehr auf als Blut.

Ich wollte widersprechen, aber ich wusste, dass er recht hatte. In einer Welt voller Verkleidung ist das nackte Gesicht eine Provokation.

Er wandte sich zur Frau. Für Sie ist es schwerer, sagte er. Der Hals. Man wird es sehen.

Sie flüsterte: Dann sollen sie es sehen.

Der Priester sah sie lange an. Dann sagte er: Nein. Sie sollen Sie nicht sehen. Nicht als Opfer. Nicht als Zeichen. Als jemand anderes.

Er griff nach einem Schal aus einer Kiste – nicht meinem, ein alter, dunkler, grober Stoff – und reichte ihn ihr. Sie nahm ihn zögernd, wickelte ihn um den Hals, und für einen Moment sah sie aus wie jede andere Frau, die den Küstenwind nicht mag.

Ich sagte: Und was wollen wir dort?

Der Priester antwortete nicht sofort. Er ging zur Tür, öffnete sie einen Spalt, blickte hinaus, schloss sie wieder. Dann sagte er: Jemand vom Ball hat heute Morgen hier gebetet. Nicht aus Glauben. Aus Angst. Er hat mir etwas gegeben.

Er zog ein Stück Papier aus der Innentasche. Kein Heft, kein Tagebuch. Ein gefalteter Umschlag, schwerer als er aussehen sollte. Er legte ihn auf den Tisch, schob ihn zu mir, als wäre er heiß.

Ich öffnete ihn nicht sofort. Umschläge sind Fallen. Man nimmt sie in die Hand, und plötzlich hält man etwas, das einen hält.

Der Priester sagte: Er hat nichts dazu gesagt. Nur... er hat mich angesehen, als müsste ich verstehen.

Die Frau starrte den Umschlag an, als würde er atmen. Sie flüsterte: Nicht öffnen...

Ich sah sie an. Ihre Augen waren wach, zu wach für jemanden, der gerade aus einem Schacht gezerzt wurde. Und doch war da Angst, echt, nicht gespielt. Ich entschied mich gegen den Reflex.

Ich öffnete den Umschlag.

Darin war keine Nachricht. Kein Satz. Kein schöner Hitchcock-Brief mit Blut und Drohung. Es war etwas anderes: eine kleine, flache Karte aus dickem Papier. Auf der Vorderseite war ein Maskensymbol geprägt. Auf der Rückseite stand eine Adresse und eine Uhrzeit. Und darunter, in sauberer Schrift, ein einziger Name:

Abraham van Helsing.

Ich spürte, wie es im Raum kälter wurde. Nicht durch Wind. Durch Bedeutung.

Der Priester sagte leise: Er hat Ihren Namen geschrieben, damit Sie wissen, dass Sie gemeint sind.

Die Frau flüsterte: Er hat dich eingeladen.

Ich hielt die Karte fest, und in meinen Fingern kribbelte es, als wollte der Biss am Hals über die Haut in meine Hand kriechen. Das war nicht nur eine Einladung. Das war ein Beweis: Er kann Namen auf Papier setzen, ohne dass ich in der Nähe bin. Er kann mich in eine Gesellschaft holen und dabei höflich bleiben.

Ich sagte: Wer hat das gebracht?

Der Priester antwortete: Ein Diener. Er hat die Augen gesenkt, als hätte er Angst, mich anzusehen. Und als ich fragte, von wem es ist... hat er den Mund geöffnet, aber nichts gesagt. Er konnte nicht. Oder er durfte nicht.

Ein Diener, der nicht sprechen kann. Ein Ball, der maskiert ist. Ein Mann, der im Licht Mensch spielt. Alles fügte sich zusammen wie eine Mechanik, die man erst versteht, wenn sie schon läuft.

Ich sagte: Wenn wir hingehen, gehen wir in sein Licht.

Der Priester nickte. Ja. Aber manchmal, sagte er, muss man ins Licht, um zu sehen, wie er sich bewegt. Schatten geben einem nur Angst. Licht gibt einem Muster.

Die Frau stand auf, schwankte kurz, fing sich am Tisch. Sie sah mich an, und für einen Moment war in ihrem Blick etwas, das mich mehr beunruhigte als ihr Biss: Erwartung. Als wüsste sie, dass ich gehen werde. Als wüsste sie, dass der Ball nicht optional ist, sondern der nächste Raum auf der Karte.

Ich sagte: Wenn das eine Falle ist—

Der Priester unterbrach mich nicht, er beendete nur den Gedanken mit einem ruhigeren: Dann ist es wenigstens eine Falle mit Musik. Und mit Zeugen. Er mag keine Zeugen, wenn sie nicht schreiben.

Ich dachte an das leere Heft am Kai. An die Aufforderung, zu schreiben, was man sieht. Ein Ball ist ein Ort voller Zeugen, und doch sieht niemand, was er nicht sehen will.

Ich nahm die Maske vom Tisch. Sie war leicht, billig, und sie roch nach Staub. Ich hielt sie kurz vor mein Gesicht, ohne sie aufzusetzen, und spürte, wie etwas in mir dagegen ankämpft. Nicht aus Eitelkeit. Aus dem Gefühl, dass eine Maske ein anderes Gesicht ist, und andere Gesichter sind Türen.

Dann hörten wir draußen ein Geräusch.

Nicht Tippen.

Ein leises Klopfen an der Außentür des kleinen Gebäudes. Dreimal. Normal. Menschlich.

Der Priester erstarrte. Die Frau zog den Schal höher.

Ich hielt die Maske in der Hand wie eine lächerliche Waffe.

Das Klopfen kam wieder. Dreimal.

Dann, ganz leise, eine Stimme, freundlich, wie ein Bote, der Pakete bringt:

Die Einladung gilt bis Sonnenuntergang.

Ich spürte, wie mein Hals brannte, als hätte der Biss die Worte gehört und genickt.

Der Priester sagte nichts. Er öffnete nicht.

Die Stimme draußen fügte hinzu, als wäre es ein Servicehinweis: Und bitte... ohne Schreiben.

Dann ging derjenige weg. Keine Schritte, die man hörte, nur das Gefühl, dass die Luft sich verändert, wenn jemand sich entfernt, der die Luft nicht braucht.

Wir standen da, im Raum ohne Bilder, mit Masken auf dem Tisch, einer Karte mit meinem Namen, und der Gewissheit, dass der Ball nicht nur ein Ereignis ist, sondern eine Bühne, die man für mich aufgebaut hat.

Ich sah die Frau an, und sie flüsterte, als würde sie sich selbst warnen: Masken... machen, dass man vergisst, wer man ist.

Ich sagte leise: Oder sie zeigen, wer man wirklich ist.

Und in diesem Satz lag genau die Art von Gefahr, die man erst erkennt, wenn die Musik schon spielt.

Der Tag zog sich hin, als würde Whitby selbst zögern, den Abend freizugeben. Der Himmel blieb blass, und das Licht hatte diese kalte Klarheit, die alles sichtbar macht und nichts verzeiht. Wir warteten nicht tatenlos, aber wir bewegten uns, als wären wir in einem Raum aus Glas. Jede Entscheidung konnte spiegeln. Jede Bewegung konnte sich verdoppeln.

Der Priester führte uns durch Hinterwege zurück zu einem kleinen Haus, das an die Kirche angebaut war, eine Art Wohnraum, der nach Tee, Holz und alten Predigten roch. Dort gab es einen Tisch ohne Spiegel, Wände ohne Bilder und einen Ofen, der mehr aus Gewohnheit als aus Wärme brannte. Er setzte Wasser auf, als wäre Tee ein Ritual, das man gegen andere Rituale stellt. Es war beinahe rührend. Und gerade das machte es gefährlich, weil Rührung eine Lücke ist, durch die etwas hineinsehen kann.

Die Frau – ich nannte sie noch immer nicht beim Namen, und sie nannte mich nicht beim Namen, als hätten wir beide verstanden, dass Namen hier wie Fäden sind – saß nahe am Ofen, den Schal hochgezogen, die Hände in den Ärmeln verborgen. Manchmal sah sie zu mir, aber nie lange. Ihr Blick war wie der einer Person, die Angst hat, den Fokus zu setzen, weil Fokus ein Magnet ist.

Der Priester brachte eine kleine Schüssel mit Wasser, tupfte erneut die Bissstellen, diesmal etwas fester. Die Frau zuckte, schluckte einen Laut herunter. Sie hatte diese Art von Schmerz, die nicht schreit, sondern sich in den Knochen einnistet.

Er sagte leise: Sie werden heute Abend darauf achten.

Sie fragte, mit dünner Stimme: Wer?

Der Priester antwortete: Alle. Aber einer besonders.

Ich spürte, wie mein Hals brannte, als hätte der Biss wieder gehört. Ich zog den Schal fester. Es war lächerlich, wie oft ein Stück Stoff in diesen Stunden zu einem Schutzschild geworden war.

Der Priester stellte drei Dinge auf den Tisch: die Masken, die Einladungskarte und ein kleines Holzkästchen. Er öffnete das Kästchen, und darin lag ein altes, einfaches Kreuz aus Metall, nicht glänzend, eher matt, als hätte es schon zu viel gesehen, um noch dekorativ zu sein.

Er sagte: Das ist nicht gegen alles. Nichts ist gegen alles. Aber es erinnert Sie daran, wofür Sie gehen.

Ich nahm es nicht sofort. Ich betrachtete es. In den Ecken waren kleine Kerben, als hätte jemand versucht, es zu zerkratzen. Die Frau sah es ebenfalls und zog unwillkürlich den Schal höher.

Der Priester bemerkte es und sagte: Viele haben versucht, es zu zerstören. Es ist nicht gelungen. Vielleicht, weil es nur Metall ist. Vielleicht, weil es mehr ist. Entscheiden Sie selbst.

Ich nahm es schließlich. Es war kühl, schwerer als es aussah, und es beruhigte mich nicht. Es machte mich nur wacher. Dinge, die beruhigen, sind oft Dinge, die betäuben.

Dann holte er eine kleine Flasche hervor, klarer Inhalt. Kein Weihwasser. Alkohol. Er reichte sie mir.

Er sagte: Nicht zum Mut. Zum Reinigen. Wenn Sie etwas berühren, was Sie nicht hätten berühren sollen.

Ich nickte knapp. Ich hatte inzwischen verstanden, dass Berührung hier ein Vertrag ist.

Draußen wurde es dunkler, langsam, kaum merklich. Die Möwen kreischten weniger, als würde selbst der Himmel sich auf eine Vorstellung vorbereiten. Irgendwann hob der Priester den Blick zur Uhr – keine Uhr an der Wand, eine kleine Taschenuhr, die er aus der Tasche zog – und sagte: Es ist Zeit.

Wir gingen zu dritt durch die Straßen. Whitby hatte jetzt dieses Abendlicht, das alles weicher macht. Weichheit ist nicht gut. Weichheit lässt Kanten verschwinden. Kanten sind Orientierung.

Ich trug die Maske in der Tasche, nicht auf dem Gesicht. Noch nicht. Sie sollte nicht schon auf mir sitzen, bevor ich den Ort sehe. Die Frau trug ihre Maske in der Hand, hielt sie fest, als wäre sie ein Stück Rettung und ein Stück Gift zugleich. Der Priester ging ohne Maske. Das war sein Privileg. Priester tragen ihre Maske immer schon im Amt.

Das Haus, in dem der Ball stattfand, war größer als alles um es herum, ein altes Herrenhaus mit einem Vorgarten, der zu ordentlich war für die Küste. Fenster leuchteten warm, und Musik drang hinaus, gedämpft durch Glas. Geigen, Klavier, ein Rhythmus, der so gepflegt war, dass er beinahe beleidigend wirkte.

Am Eingang standen Diener. Schwarze Anzüge, weiße Handschuhe. Sie nahmen Mäntel ab, lächelten höflich, und in ihren Augen war nichts. Nicht leer – eher abwesend. Als wären sie nicht ganz da, sondern nur anwesend genug, um Funktionen auszuführen.

Ich dachte an den Diener, der die Einladung gebracht hatte und nicht sprechen konnte. Hier waren viele Diener, viele Münder, viele Lippen. Wie viele davon konnten wirklich sprechen?

Wir traten ein.

Das Foyer war hell, warm, voll von Stimmen, Parfum, Champagnergeruch. Masken überall. Halbe Gesichter, bemalte Augen, Federn, Stoff, Glanz. Menschen lachten, als hätte niemand je Angst gehabt. Das Lachen war zu laut, zu sicher. Es klang wie ein Geräusch, das man macht, um Stille zu erschlagen.

Ich setzte meine Maske auf. Der Stoff war kühl auf der Haut. Die Welt wurde sofort anders. Nicht durch das Sehen – ich sah noch – sondern durch das Gefühl, dass ich mich selbst gerade weggeschoben habe. Ein Teil von mir trat zurück, und an seine Stelle trat eine Figur. Das war der Sinn. Und der Sinn war gefährlich.

Die Frau setzte ihre Maske ebenfalls auf. Ihre Augen wirkten dahinter größer, dunkler. Sie zog den Schal noch höher, so dass man vom Hals nichts sah. Sie war jetzt eine von vielen. Und doch spürte ich: Sie ist nicht unsichtbar. Sie ist markiert, ob man es sieht oder nicht.

Der Priester blieb am Rand, ohne Maske, als wäre er ein Fremdkörper. Ich fragte mich kurz, ob das klug ist. Dann erinnerte ich mich: Er ist ohnehin sichtbar. Priester sind in jedem Raum sichtbar, selbst wenn sie schweigen.

Wir mischten uns unter die Menge.

Ich hörte Gespräche über Wetter, über Schiffe, über Spenden. Worte, die glatt sind, die keine Ecken haben. Und zwischen diesen glatten Worten war hin und wieder ein Lachen, das zu spät kam, als hätte jemand den richtigen Zeitpunkt verpasst. Kleine Störungen. Kleine Risse in der Kulisse.

An den Wänden hingen Portraits. Natürlich. Das Haus war ein Museum seiner selbst. Alte Männer mit steifen Kragen, Frauen mit blassen Gesichtern, Kinder, die nie erwachsen werden. Und in vielen dieser Portraits – ich merkte es, ohne es wollen zu wollen – war irgendwo ein dunkler Schirm zu sehen. Manchmal nur als Schatten. Manchmal als Griff. Manchmal als Spitze.

Ich zwang mich, nicht zu lange hinzusehen. Portraits verändern sich. Ich hatte es erlebt. Und wenn sie sich hier verändern, mitten im Ball, mitten im Lachen, dann wird niemand schreien. Sie werden nur sagen, das Licht sei komisch.

Ein Diener kam mit einem Tablett vorbei. Gläser, helles Getränk. Ich nahm keines. Alkohol ist ein Schleier, und ich brauche keinen zusätzlichen Schleier. Die Frau nahm ebenfalls keines. Der Priester nahm auch keines. In einem Raum voller Trinken fielen wir dadurch auf.

Ich wollte gerade dem Priester ein Zeichen geben, dass wir uns bewegen sollten, als ich bemerkte, dass jemand uns bereits beobachtete.

Nicht der Priester. Nicht die Frau.

Ein Mann am anderen Ende des Saals, nahe einer Tür, die in einen Nebenraum führte. Er trug ebenfalls eine Maske, aber sie war schlichter als die anderen. Schwarz. Kein Glanz, keine Verzierung. Nur eine glatte, dunkle Fläche, die das Gesicht zu einem Loch machte.

Er stand still. Er tanzte nicht. Er trank nicht. Er redete nicht.

Und in seiner Hand hielt er keinen Regenschirm.

Das wäre zu einfach gewesen.

Stattdessen hielt er ein kleines Heft.

Weißes Papier. Dünn. Wie das Heft am Kai.

Er blätterte langsam darin, Seite für Seite, als würde er lesen. Und ich wusste, ohne dass ich es beweisen konnte: Er liest nicht das Heft. Er liest den Raum. Er liest die Menschen. Er liest mich.

Ich spürte den Biss am Hals brennen, als hätte er den Blick gespürt.

Die Frau neben mir verharrte. Ihre Hand griff unbewusst nach meinem Ärmel. Sie flüsterte, kaum hörbar, hinter der Maske: Er ist hier.

Ich sagte nicht: Wer. Es war klar.

Der Mann mit der schwarzen Maske hob den Kopf. Sein Blick traf mich. Nicht kurz. Nicht zufällig. Direkt, als würde er mich aus der Menge herausziehen wie einen Faden.

Dann machte er eine kleine Geste mit dem Heft. Keine winkende Einladung. Eher ein Hinweis: Komm.

Ich tat so, als hätte ich es nicht gesehen. Ich wandte mich leicht, nahm die Frau sanft am Arm und führte sie ein paar Schritte zur Seite, als würde ich nur Platz schaffen. Der Priester blieb am Rand, sein Gesicht offen, seine Augen wach.

Der Mann mit der schwarzen Maske bewegte sich nicht. Er wartete. Geduldig. Wie ein Gastgeber, der weiß, dass Gäste irgendwann kommen.

Ich wollte mich nicht bewegen. Und gleichzeitig wusste ich: Wenn ich nicht gehe, wird er näher kommen. Und wenn er näher kommt, kommt er näher im Licht, mitten unter Zeugen, mitten in Musik, und dann gibt es kein Entkommen, nur noch eine Szene.

Ich suchte nach einem Ausweg, ohne den Kopf zu drehen, ohne auffällig zu sein. Türen. Fenster. Treppen. Ein Nebenraum mit weniger Licht. Eine Ecke.

Die Musik wechselte. Ein Walzer begann, weicher, runder. Kreise. Immer wieder Kreise.

Die Menge begann zu tanzen. Masken drehten sich, Körper drehten sich. Der Raum wurde ein rotierendes Bild, in dem man sich leicht verlieren kann.

Und genau in diesem rotierenden Bild sah ich es.

Ein Portrait an der Wand, das sich verändert hatte. Nicht deutlich. Nur ein Detail. Ein Schatten, der plötzlich anders lag.

Der Mann im Bild – ein alter Seemann – hatte zuvor eine Pfeife gehalten. Jetzt hielt er etwas anderes. Einen Griff. Dunkel. Gebogen.

Ein Regenschirmgriff.

Ich spürte, wie mein Atem kurz stockte.

Der Mann mit der schwarzen Maske am Ende des Saals blätterte eine Seite weiter in seinem Heft.

Und ich wusste plötzlich, dass das Heft nicht leer war.

Es war gefüllt – mit uns.

Die Tanzenden wurden zu einem beweglichen Vorhang. Das war der einzige Vorteil eines Walzers: Er macht Menschen zu Kreisen, und Kreise sind Deckung, solange man nicht selbst zum Mittelpunkt wird. Ich ließ mich mit der Menge treiben, ohne zu tanzen, nur so, dass es aussieht, als würde ich einer Bewegung folgen, nicht einer Entscheidung. Die Frau blieb dicht bei mir, ihre Finger an meinem Ärmel, ein kleiner, fester Griff, der mehr sagt als Worte. Der Priester hielt sich am Rand, wie ein Mann, der gelernt hat, dass ein Rand manchmal der einzige Ort ist, an dem man noch sehen kann.

Der Mann mit der schwarzen Maske blieb am Ende des Saals, still, das Heft in der Hand. Er bewegte sich nicht, weil er nicht musste. Die Menschen kamen zu ihm, auch wenn sie es nicht

wussten. So funktioniert Geduld: Man zwingt nicht. Man stellt nur sicher, dass der Raum die Arbeit übernimmt.

Ich suchte nach einem Nebenraum. Eine Tür, halb offen, in einer Nische, wo zwei Diener standen wie Statuen. Dahinter sah ich gedämpftes Licht, weniger Stimmen, weniger Musik. Ein Salon, vielleicht. Oder eine Bibliothek. Orte, in denen Papier gern wohnt.

Ich führte die Frau dorthin, ohne ihr etwas zu erklären. Erklärungen machen aus einem Schritt eine Geschichte, und Geschichten sind seine Nahrung. Wir glitten zwischen tanzenden Paaren hindurch, Masken streiften Masken, Federn berührten Schultern. Ich spürte Parfum, warmen Atem, Champagner, und darunter – immer wieder – diesen feinen metallischen Geruch, als würde jemand in diesem Haus Blut als Gewürz verwenden.

An der Tür zum Nebenraum blieb ich einen Herzschlag stehen. Nicht aus Zögern, sondern um zu prüfen, ob die Tür im Blickfeld des Mannes mit dem Heft liegt. Ich sah ihn nicht direkt an. Ich sah nur, ob sein schwarzer Fleck in der Menge noch an derselben Stelle ist. Er war dort. Und ich spürte, ohne es sehen zu müssen, dass sein Blick immer noch in meine Richtung zeigte.

Wir traten in den Nebenraum.

Es war eine Bibliothek.

Natürlich.

Regale bis zur Decke, dunkles Holz, lederne Sessel, schwere Vorhänge. Der Geruch hier war anders: Staub, Leder, alte Tinte. Ein Geruch, der nicht nur Bücher bedeutet, sondern auch Geheimnisse. In einem Raum voller Masken ist eine Bibliothek der Ort, an dem man seine Maske abnimmt, um allein zu sein. Und genau deshalb ist sie gefährlich.

Die Musik war hier nur noch ein gedämpftes Pochen, wie ein Herz durch eine Wand. Im Raum standen nur wenige Menschen. Zwei Herren, die flüsterten. Eine Frau in einer goldenen Maske, die ein Buch aus dem Regal zog, ohne es zu öffnen, als wäre schon das Herausziehen eine Pose. Und ein Diener am Fenster, der so still stand, dass er eher wie ein Möbelstück wirkte.

Ich führte die Frau zu einem der Sessel, nicht in die Mitte, sondern in die Nähe eines Regals, wo man Schatten hat. Sie setzte sich schwer, als würde ihr Körper erst jetzt merken, wie erschöpft er ist. Ihre Augen wanderten über die Bücher, und ich sah, wie sie bei einem Regalbrett hängen blieb, auf dem kleine, flache Hefte lagen, nicht gebunden, nur geheftet.

Ihre Stimme war kaum hörbar: Nicht... Papier...

Ich nickte, obwohl sie es vielleicht nicht sah. Ich stand so, dass mein Körper den Blick auf die Hefte teilweise verdeckte. Es war lächerlich, aber manchmal ist lächerlich das Einzige, was man gegen etwas hat, das so groß ist, dass man nur kleine Gesten machen kann.

Die Tür zur Bibliothek schloss sich nicht. Sie blieb einen Spalt offen. Und durch diesen Spalt kam nicht nur Musik. Durch diesen Spalt kam ein Hauch kühler Luft, als hätte jemand im Flur draußen den Regenschirm geöffnet.

Ich sah zur Tür.

Nicht direkt. Rand. Schatten.

Eine Gestalt stand im Türrahmen.

Schwarze Maske. Weißes Heft.

Er war schneller gewesen, als ich wollte. Oder er war nie weit weg. Vielleicht war er schon im Raum, bevor ich hereinkam, nur an einem Ort, den man nicht ansieht.

Er trat ein, ohne Hast, als wäre er eingeladen. Und natürlich war er eingeladen. Die Einladung war mein Name auf Papier.

Die Menschen in der Bibliothek bemerkten ihn nicht sofort. Oder sie taten so. Der Ball hatte sie gelehrt, dass Masken alles sind. Dass man nicht fragt, wer jemand ist, wenn man selbst nicht erkannt werden will.

Der Mann mit der schwarzen Maske blieb ein paar Schritte von uns entfernt stehen. Das Heft in seiner Hand war offen. Er blätterte nicht. Er hielt es nur, als wäre es eine Bibel, in der er gleich lesen wird. Dann hob er den Kopf.

Seine Stimme war ruhig, freundlich, kultiviert. Ein Ton, der zu einem Gastgeber passt, zu einem Gentleman. Der Ton war der gefährlichste Teil, weil er die Klinge poliert.

Abraham van Helsing, sagte er. So formell, als würde er mich vorstellen. Ich freue mich, dass Sie meiner Einladung gefolgt sind.

Ich antwortete nicht. Sätze sind Fallen.

Er machte eine kleine Geste Richtung der Frau. Und Sie haben eine Begleitung. Wie... aufmerksam.

Die Frau neben mir zog den Schal höher, als wäre Stoff plötzlich Rüstung. Sie sagte nichts. Ihre Augen starrten auf das Heft, als wäre es eine Waffe.

Der Mann mit der schwarzen Maske lächelte nicht – man konnte es unter der Maske nicht sehen, aber man konnte es hören. Er sagte: Keine Sorge. Heute Abend wird nichts verlangt. Nur... gesehen.

Ich spürte, wie mein Hals brannte. Er hatte das Wort „gesehen“ gesagt, und der Biss antwortete wie ein Hund, der seinen Namen hört.

Ich sagte schließlich, leise: Was wollen Sie?

Er klappte das Heft zu. Das Geräusch war klein, aber im Raum klang es wie ein Schlusstrich. Er sagte: Ich will, dass Sie verstehen, dass Sie nicht im falschen Haus sind. Sie sind im richtigen.

Er ging einen Schritt näher. Die Luft um ihn schien kühler. Ich hörte kein Tippen. Kein Schirm. Keine Streben. Nur die Art von Präsenz, die nicht bewegt werden muss.

Er sagte: Sie suchen Mary. Sie suchen Wahrheit. Sie suchen einen Ausgang aus einer Geschichte, die Sie nicht geschrieben haben. Das ist... ehrbar.

Ich sagte: Wo ist sie?

Er hob den Kopf minimal, als würde er einen Kragen richten. Er sagte: In Bildern, Abraham. In Erinnerungen. In Spiegeln. In allem, was Sie wegsehen.

Die Frau keuchte leise, und ich spürte, wie ihr Arm an meinem Ärmel sich fester krallte.

Der Mann fuhr fort: Aber es gibt eine einfache Möglichkeit, sie wieder ganz zu machen.

Er legte das Heft auf einen kleinen Tisch in der Nähe, als wäre es ein Geschenk. Er öffnete es mit zwei Fingern, als wolle er das Papier nicht beschmutzen. Auf der ersten Seite war eine leere Zeile. Und darunter ein Satz, sauber geschrieben:

SCHREIB IHREN NAMEN.

Ich spürte, wie mir kalt wurde. Der einfachste Kreis von allen: ein Name auf Papier.

Der Mann sagte: Nur das. Nichts weiter. Kein Geständnis. Keine Beichte. Nur ihr Name. Und sie wird... zurückfinden.

Der Priester hatte gesagt: Wahrheit ist manchmal nur ein Satz, der nicht geschrieben wird. Und jetzt stand hier ein Mann, der sich wie ein höflicher Gastgeber gibt, und bot mir Rettung als Schrift an.

Ich trat nicht zum Heft. Ich blieb stehen.

Ich sagte: Und was nehmen Sie dafür?

Der Mann lachte leise. Er sagte: Endlich die richtige Frage.

Er hob die Hand und deutete auf meinen Hals, ohne ihn zu berühren. Auf den Schal. Auf die Stelle darunter.

Er sagte: Nur das, was Sie ohnehin tragen. Ein kleines Stück von Ihnen. Ein Tropfen. Ein Zeichen. Sie verstehen solche Dinge.

Ich spürte den Biss brennen, als hätte er sich geschmeichelt gefühlt.

Die Frau flüsterte plötzlich, rau: Nicht...

Der Mann drehte den Kopf minimal zu ihr. Er sagte sanft: Sie müssen nicht sprechen. Sie müssen nur... erinnern.

Und während er das sagte, merkte ich etwas, das mich fast mehr erschreckte als das Heft: Die Frau neben mir begann, den Blick auf das Papier zu richten, als würde sie hineingezogen. Ihre Finger lösten sich von meinem Ärmel und schwebten einen Moment in der Luft, wie auf dem Weg zu einem Stift, den es noch gar nicht gibt.

Ich fasste ihre Hand, fest, nicht brutal. Fest genug, um sie zu stoppen. Fest genug, um ihr zu sagen: Du bist noch hier.

Sie zuckte, als hätte ich sie aus einem Traum gerissen. Ihre Augen fanden meine, und darin war Angst, echt und scharf. Sie flüsterte: Es zieht... in die Hand...

Der Mann mit der schwarzen Maske sah uns an wie ein Lehrer, der seine Schüler beobachtet. Er sagte: Sehen Sie? Es ist nicht böse. Es ist... natürlich. Menschen wollen benennen. Menschen wollen festhalten.

Ich sagte: Und Sie wollen, dass ich es für Sie tue.

Er neigte den Kopf, als würde er mir ein Kompliment machen. Ich will, dass Sie es für sich tun, sagte er. Dann gehört es Ihnen.

In dem Moment, als er „gehört“ sagte, sah ich im Augenwinkel etwas an der Wand.

Ein Portrait.

Ein kleines, unscheinbares Portrait, vielleicht sonst nur Dekor. Ich hatte es beim Eintreten nicht beachtet. Es zeigte eine Frau. Jung. Blass. Ein Medaillon um den Hals.

Mary.

Nicht in einem Foto, in einem Bild. Gemalt, aber die Gesichtszüge waren zu präzise, zu vertraut. Und das Unmögliche war: Das Bild war frisch. Die Farben wirkten noch lebendig. Als hätte es jemand heute gemalt.

Ich spürte, wie mein Körper kurz nach Luft schnappte. Das Bild war eine Falle. Eine, die aus Hoffnung gebaut ist.

Der Mann sagte leise: Sie sehen sie. Gut.

Und dann – ich schwöre es, obwohl Schwüre hier unerquicklich sind – veränderte sich das Portrait.

Nicht das ganze Gesicht. Nur die Augen.

Sie sahen nicht mehr ins Leere.

Sie sahen mich an.

Und in den Augen war Angst. Nicht gemalt. Echte Angst.

Die Frau neben mir stieß einen Laut aus, einen erstickten Schrei. Sie flüsterte: Das ist sie...

Der Mann mit der schwarzen Maske sagte ruhig: Schreiben Sie ihren Namen. Und sie kommt aus dem Bild heraus. Aus der Wand. Aus der Geschichte.

Ich spürte, wie meine Finger zucken wollten. Wie mein Blick zum Heft ziehen wollte. Wie die Welt mir plötzlich sagte: Ein Wort, Abraham. Nur ein Wort.

Und genau da, in dieser Versuchung, begriff ich, wie er es baut: Er macht Rettung billig, damit du sie kaufst.

Ich trat einen Schritt auf das Heft zu.

Nicht, um zu schreiben.

Um es zu schließen.

Ich klappte es zu, hart, so dass der Staub aus dem Einband stob. Das Geräusch war laut genug, dass ein paar Köpfe im Raum sich zu uns drehten.

Der Mann mit der schwarzen Maske hielt inne.

Zum ersten Mal spürte ich etwas wie Irritation in ihm. Nicht Wut. Noch nicht. Aber ein kurzes, unerwartetes Stocken, als hätte ich eine Stelle im Mechanismus berührt, die nicht dafür gedacht war.

Ich sagte leise, so dass nur er es hört: Ich schreibe nicht.

Er antwortete ebenso leise: Dann wird sie im Bild bleiben.

Ich sah zum Portrait. Marys Augen – diese gemalten Augen – wirkten, als würden sie blinzeln. Ein winziger Wechsel im Licht. Vielleicht nur mein Kopf. Vielleicht der Raum.

Ich sagte: Dann hole ich sie anders heraus.

Der Mann mit der schwarzen Maske hielt den Blick auf mir. Und ich hörte, ganz leise, nicht aus seinem Mund, sondern irgendwo im Haus, als würde es aus den Wänden kommen:

Tippen.

Einmal.

Als würde der Schirm sich erinnern, dass er noch existiert.

Eine Einladung ohne Absender

Das Heft klappte zu, und der Staub, der aus dem Einband aufstieg, wirkte im warmen Lampenlicht der Bibliothek wie ein kleiner, schmutziger Nebel. In einem Raum voller gepflegter Parfums und geölter Höflichkeiten war Staub plötzlich ein Skandal. Ein paar Köpfe drehten sich. Masken glitzerten. Ein Lachen verstummte für den Bruchteil einer Sekunde, als hätte jemand auf einer Geige die falsche Saite berührt.

Der Mann mit der schwarzen Maske rührte sich nicht sofort. Dieses kurze Innehalten war das Erste, was ich an ihm als echt empfand. Nicht seine Stimme, nicht seine Worte, nicht die Art, wie er meinen Namen aussprach, als sei er Teil des Programms. Sondern dieses winzige Stocken, als hätte ich ihm einen Reflex genommen.

Dann senkte er den Blick auf das geschlossene Heft, als würde er es bedauern. Und als er wieder aufsah, war seine Ruhe zurück, poliert wie ein Glas, in das niemand hineinsieht.

Dann bleibt sie im Bild, sagte er leise.

Er sprach es nicht als Drohung aus. Er sprach es wie eine Feststellung. Wie ein Wetterbericht. Und genau das machte es so gefährlich, weil es nicht nach Gewalt klang, sondern nach Unausweichlichkeit.

Ich sah nicht zu dem Portrait. Nicht direkt. Ich spürte es eher, wie man ein offenes Fenster spürt. Ein Bild, das dich anschaut, zieht an deinem Rücken. Es war unmöglich, nicht zu wissen, dass dort an der Wand ein gemaltes Gesicht hing, das meine Angst wie eine Lampe nutzen konnte.

Die Frau neben mir – der Schal hoch, die Maske auf dem Gesicht – zog scharf Luft ein. Ich merkte, wie ihre Hand wieder an meinem Ärmel Halt suchte. Nicht fest. Nur gerade so, als hätte sie Angst, dass sie ohne diesen Kontakt in den Papiergeruch des Raumes hinein kippt und selbst zu einer Seite wird.

Im Hintergrund hörte ich Schritte. Normale Schritte. Ein Diener bewegte sich von einem Regal zum anderen, als würde er Bücher sortieren, obwohl hier niemand Bücher sortiert. Ein leises Klirren von Gläsern kam durch die halb offene Tür zur Tanzhalle. Der Walzer ging weiter, rund und höflich, als wäre er das Herz eines Tieres, das sich nicht darum kümmert, wer im Nebenraum stirbt.

Der Mann mit der schwarzen Maske sagte: Sie wollen sie anders heraus holen?

Ich antwortete nicht sofort. Man darf ihm keine Sätze schenken. Sätze sind Munition.

Ich sagte schließlich: Wenn Sie glauben, dass ich nur zwei Möglichkeiten habe – schreiben oder verlieren – dann unterschätzen Sie mich.

Er neigte den Kopf minimal, als hätte ich ihn amüsiert. Vielleicht tat es ihn wirklich. Vielleicht war das sein Vergnügen: Menschen, die sich wehren, weil sie glauben, Widerstand sei originell.

Er sagte: Widerstand ist eine Form von Beteiligung, Abraham.

In der Art, wie er meinen Namen sagte, lag etwas Besitzendes. Nicht laut. Nicht grob. Wie ein Gastgeber, der dich beim Mantelkragen hält, während er dir die Tür öffnet.

Ich spürte, wie mein Hals brannte. Der Biss war in diesem Haus nicht nur eine Wunde. Er war ein Messinstrument. Er reagierte auf Nähe, auf Blick, auf Worte. Und er reagierte jetzt.

Ich wollte weg aus der Bibliothek. Nicht fliehen. Nur die Bühne wechseln. In einem Hitchcock-Film ist die gefährlichste Stelle nicht dort, wo die Waffe ist, sondern dort, wo man glaubt, sie zu erkennen. Hier erkannte ich zu viel.

Ich nahm die Frau am Unterarm und führte sie zur Tür, als wäre es ein höflicher Rückzug aus einem Gespräch, das langweilig geworden ist. Kein Hast. Hast riecht.

Der Mann mit der schwarzen Maske machte keinen Schritt, um uns zu stoppen. Das war bemerkenswert. Er ließ uns gehen, als wäre er sich sicher, dass Weggehen nur eine andere Art ist, bei ihm zu bleiben.

Als wir durch die Tür in die Tanzhalle traten, schlug uns der Lärm entgegen: Musik, Stimmen, Lachen, das Rascheln von Stoffen, das Klacken von Absätzen. Alles war Bewegung. Alles war Kreis. Und in diesen Kreisen konnte man sich verstecken, wenn man wusste, wie man in ihnen verschwindet, ohne aufzufallen.

Ich blieb dicht an der Wand und führte die Frau mit, als wären wir nur zwei weitere Masken, die Platz suchen. Der Priester stand noch immer am Rand, ohne Maske, sein Gesicht wie ein fremdes Zeichen zwischen all den Verkleidungen. Sein Blick traf meinen für einen Moment, und in diesem Blick lag keine Frage, nur eine stille Warnung: nicht stehen bleiben.

Ich nickte nicht. Ich gab ihm nur die Richtung mit einem kurzen Blick nach rechts, zur Garderobe.

Dort, wo Mäntel hängen und Namen auf kleinen Kärtchen stehen, ist jeder Mensch für einen Moment entblößt. Ein Ball, der Masken liebt, ist nackt, sobald jemand deinen Mantel trägt.

Wir bewegten uns in diese Richtung, zwischen tanzenden Paaren hindurch. Die Frau stolperte einmal über den Saum eines Kleides, fing sich, und in ihrem Atem hörte ich Panik. Ich drückte ihren Arm kurz, als würde ich ihr nur helfen, die Balance zu halten. In Wahrheit war es ein Befehl: bleib hier, bleib bei mir.

An der Garderobe nahm ein Diener einen Mantel ab. Seine Hände waren so weiß in den Handschuhen, dass sie wie nicht-menschliche Werkzeuge wirkten. Seine Lippen lächelten höflich. Seine Augen sahen nicht wirklich hin.

Ich sagte: Unsere Mäntel.

Der Diener fragte nicht nach Namen. Er nahm einfach ein Kärtchen, sah auf eine Nummer, griff an eine Reihe Haken, zog zwei Mäntel hervor. Er reichte sie uns, als wäre es die normalste Sache der Welt.

Doch als ich meinen Mantel nahm, spürte ich sofort, dass etwas nicht stimmte.

Er war schwerer.

Nicht viel. Ein paar Gramm. Genug, dass ein Mensch es nicht merkt, wenn er nicht gelernt hat, dass kleine Unterschiede hier große Bedeutungen haben.

Ich zog den Mantel nicht sofort an. Ich hielt ihn nur in der Hand und spürte in der Innentasche eine Kante. Papier. Ein Umschlag.

Der Diener lächelte weiter, als hätte er nichts gegeben außer Stoff. Und genau das war seine Rolle: Dinge geben, ohne zu geben.

Ich sagte: Danke.

Der Diener nickte, und sein Kopf senkte sich einen Tick zu weit, als würde er sich entschuldigen, dass er überhaupt existiert. Dann wandte er sich dem nächsten Gast zu.

Wir gingen ein Stück weg, in eine Nische, wo ein Vorhang einen Schatten warf und die Musik gedämpfter klang. Der Priester blieb am Rand, beobachtete, hielt Abstand. Vielleicht wusste er, dass Abstand heute die einzige Form von Schutz ist.

Ich zog die Maske nicht ab. Ich öffnete den Umschlag nicht sofort. Ein Umschlag ist ein Versprechen, und Versprechen sind hier wie Türen.

Die Frau flüsterte hinter ihrer Maske: Was ist das?

Ich zog den Umschlag heraus. Er war glatt, schweres Papier, kein Siegel, kein Wappen. Und das Unheimlichste daran: Er war völlig unbeschriftet. Keine Adresse. Kein Name. Kein Absender. Nichts.

Eine Einladung ohne Absender, dachte ich, und spürte, wie mein Hals brannte, als hätte der Biss den Gedanken bestätigt.

Ich öffnete ihn.

Innen lag eine Karte, ähnlich wie die Einladung zuvor, aber schlichter. Kein Maskensymbol. Keine Prägung. Nur Papier.

Darauf stand, in derselben sauberen Handschrift wie auf dem Heft am Kai:

MITTERNACHT.

Und darunter:

KOMM ALLEIN.

Eine Zeile tiefer, kleiner:

BRING NICHT DAS BUCH. BRING DEIN GESICHT.

Kein Ort. Kein Name. Kein Hinweis. Nur eine Zeit und eine Forderung. Und dieses eine Wort, das mir den Magen drehte: allein.

Die Frau starrte auf die Karte, als könnte Papier sie beißen. Sie flüsterte: Das ist eine Falle.

Ich sagte: Natürlich ist es eine Falle.

Sie schüttelte den Kopf, die Maske wackelte leicht. Ihre Stimme wurde rauer: Dann geh nicht.

Ich hörte den Walzer anschwellen. Paare drehten sich. Masken lächelten. In einem Raum, der so voll war, konnte man sterben, ohne dass jemand es bemerkt, wenn die Musik laut genug ist.

Ich steckte die Karte zurück in den Umschlag. Ich wollte sie nicht länger sehen. Worte arbeiten weiter, wenn man sie ansieht.

Ich sagte leise: Er will, dass ich allein komme, weil Zeugen ihn stören. Das heißt, er rechnet damit, dass ich Zeugen mitbringe.

Die Frau verstand zuerst nicht. Dann merkte ich, wie ihr Blick schärfer wurde. Sie flüsterte: Du willst ihn dazu bringen, sich zu zeigen, wo er nicht... kontrolliert?

Ich sah zum Rand des Saals, wo der Priester stand. Er war der einzige ohne Maske. Er war ein Zeuge, der nicht eingeladen war. Vielleicht war genau das der Grund, warum er wichtig ist.

Ich sagte: Mitternacht ist nicht nur eine Uhrzeit. Es ist ein Ort. Es ist die Stunde, in der Häuser anders klingen. In der Fenster zu Spiegeln werden, wenn draußen weniger Licht ist.

Ich fühlte, wie mein Hals wieder stach, kurz, als hätte jemand den Biss angetippt. Nicht schmerzhaft. Erinnerung.

Die Frau flüsterte: Und was ist mit ihr?

Sie meinte Mary, und zum ersten Mal ließ ich den Namen in meinem Kopf klar werden, ohne ihn auszusprechen, weil ich spürte: Wenn ich ihn hier im Ball laut sage, wird er zur Musik.

Ich sagte: Das Portrait in der Bibliothek... er benutzt es wie eine Leine. Wenn ich allein gehe, zieht er die Leine. Wenn ich nicht gehe, zieht er sie trotzdem.

Die Frau presste die Lippen zusammen. Unter der Maske sah ich kaum, wie sie schluckte. Dann sagte sie: Er will dein Gesicht.

Ich nickte. Und in mir zog sich etwas zusammen, weil ich wusste, was er damit meint. Gesicht heißt ungefiltert. Keine Maske. Keine Rolle. Keine Distanz. Gesicht ist Zustimmung.

Ein Diener ging an uns vorbei, ein Tablett in der Hand. Gläser klirrten leise. Er sah uns nicht an. Oder er tat so. Und als er vorbei war, bemerkte ich, dass in der Tasche meines Mantels noch etwas war.

Ein zweites Stück Papier.

Ich zog es heraus. Ein kleiner Streifen, wie ein abgerissenes Etikett. Darauf stand nur ein einziges Wort, handschriftlich, nicht in der sauberen Schrift, sondern hastiger, als hätte jemand es schnell notiert:

FENSTER.

Ich spürte, wie mein Magen sich zusammenzog. Fenster. Kind am Fenster – der nächste Titel in meinem Kopf flackerte kurz auf, wie ein Schild in der Dunkelheit. Ein Hinweis, der nicht nur eine Richtung ist, sondern ein Kapitel, das bereits aufgeschlagen wird.

Ich steckte den Streifen ein, ohne der Frau zu zeigen, dass ich ihn habe. Nicht, weil ich ihr nicht traute. Sondern weil Vertrauen hier ein Luxus ist, den man sich verdient, nicht nimmt.

Ich sah noch einmal in die Menge. Der Mann mit der schwarzen Maske war nicht mehr am Ende des Saals. Ich sah ihn nicht in der Bibliothek, nicht am Rand, nicht zwischen den Tänzern.

Er war verschwunden.

Oder er stand so nah, dass ich ihn nicht mehr als Figur erkenne, sondern nur als Kälte in der Luft.

Die Musik ging weiter. Die Masken drehten sich. Und ich wusste: Diese Einladung ohne Absender war nicht nur Papier in meiner Tasche. Sie war ein Uhrwerk, das bereits tickt.

Mitternacht war plötzlich nicht mehr nur ein Wort auf Papier, sondern eine Spannung in den Wänden. Ich spürte sie schon jetzt, Stunden zu früh, wie man ein Gewitter spürt, bevor die Wolken sichtbar sind. Der Ball ging weiter, die Menschen lachten, tranken, drehten sich im Walzer, als würden sie durch Bewegung die Angst aus ihrem Körper scheuchen. Aber Angst ist geduldig. Sie wartet, bis die Musik endet.

Ich hielt den Umschlag in meiner Manteltasche, als wäre er ein Messer. Nicht, weil er schneiden kann, sondern weil er alles verändert, was man damit in der Nähe macht. Komm allein. Bring dein Gesicht. Und dieses andere Wort: Fenster. Ein einzelnes Wort, das reicht, um aus jeder Scheibe eine Drohung zu machen.

Die Frau stand neben mir, ihre Hand nicht mehr an meinem Ärmel, sondern auf ihrer eigenen Brust, als müsste sie prüfen, ob ihr Herz noch da ist. Unter der Maske glänzten ihre Augen feucht. Sie sah mich an und sagte leise: Du gehst nicht allein.

Ich antwortete nicht sofort. Ein „nein“ wäre zu einfach, ein „ja“ wäre zu gefährlich. Ich sagte nur: Er will, dass ich glaube, ich hätte eine Wahl.

Sie flüsterte: Und du glaubst es nicht?

Ich sah über ihre Schulter hinweg zur Menge. Masken. Gläser. Lächeln. Und am Rand der Tanzfläche eine Reihe von Fenstern, hohe Scheiben mit Vorhängen, die leicht im Luftzug bewegten. Hinter den Vorhängen war Nacht, noch nicht ganz dunkel, eher ein tiefes Blau. Und in diesem Blau konnte jeder Schatten ein Mensch sein.

Ich sagte: Ich glaube, dass er mir die Wahl so hinstellt, dass jede Entscheidung ihm gehört.

Der Priester blieb in Sichtweite. Er bewegte sich kaum, aber sein Blick war überall. Er beobachtete nicht wie ein neugieriger Gast, sondern wie ein Mann, der auf ein Geräusch wartet, das nur er hört. Ich wusste nicht, ob ich ihm vertrauen kann. Aber ich wusste: In dieser Nacht ist er der einzige, der nicht so tut, als sei alles nur ein Spiel.

Ich ging zu ihm, langsam, so dass es aussieht, als würde ich nur den Rand wechseln, um besser zu stehen. Die Frau folgte mir, einen Schritt hinter mir, wie eine Schattenfigur, die noch nicht entschieden hat, ob sie meine ist oder seine.

Der Priester sah mich an, und ich hielt seine Augen einen Moment aus. Keine Maske. Nichts zu verstecken. Das war fast schon unhöflich in diesem Raum.

Ich sagte leise: Ich habe eine Nachricht.

Er fragte nicht: Von wem. Er fragte nur: Was steht drin?

Ich zog den Umschlag nicht hervor. Ich sagte den Inhalt, aber nicht Wort für Wort. Wörter sind zu exakt. Ich sagte: Mitternacht. Allein. Fenster.

Der Priester verzog keine Miene, aber ich sah, wie seine Finger an der Seite seines Mantels kurz zuckten, als hätte er einen Reflex unterdrückt. Dann sagte er: Er will dich aus der Menge.

Ich nickte.

Der Priester sah zur Frau. Er fragte sie nicht nach Namen. Er sagte: Sie dürfen heute Nacht nicht allein bleiben.

Die Frau presste die Lippen zusammen. Sie sagte rau: Ich bin nicht sein Eigentum.

Der Priester antwortete: Noch nicht. Und genau das ist der Punkt.

Ich spürte den Biss am Hals brennen, als würde er das Wort Eigentum als Zustimmung lesen. Ich zog den Schal höher, obwohl ich auf dem Ball keinen Schal trug. Ich spürte nur den Reflex. Der Körper greift nach Schutz, auch wenn er nur Idee ist.

Der Priester sagte: Wenn er „Fenster“ schreibt, meint er nicht nur Glas. Er meint Blick. Er meint das, was zwischen innen und außen steht.

Ich erinnerte mich an das Portrait, das sich verändert hatte, an die Spiegelfläche, die mich gezeigt hatte, und an den weißen Flur, der Schritte schluckte. Alles war zwischen innen und außen gewesen. Immer ein Übergang, nie ein Ort.

Ich sagte: Er will mein Gesicht.

Der Priester nickte. Ohne Maske bist du nicht nur erkennbar. Ohne Maske bist du... verfügbar.

Die Frau flüsterte: Dann behalt die Maske auf.

Ich schüttelte den Kopf. Er hat es geschrieben, sagte ich. Wenn ich mit Maske komme, wird er sich nicht zeigen. Oder er wird mir zeigen, was er zeigen will. Er will, dass ich ihm das gebe, was ich sonst zurückhalte.

Die Frau sagte: Und wenn du's nicht gibst?

Ich sah sie an. Ihr Hals war verhüllt, aber ich spürte die zwei Punkte darunter, als wären sie in meinem eigenen Fleisch. Ich sagte: Dann nimmt er's anders.

Ein Diener trat plötzlich an uns heran. Ein Tablett in der Hand. Seine Lippen lächelten. Und doch war in seiner Haltung etwas steifer, als müsste er sich zwingen, menschlich zu wirken.

Er sagte: Verzeihung. Für Sie.

Er reichte mir kein Glas. Er reichte mir ein kleines Kästchen, dunkel, flach. Ein Schmuckkästchen vielleicht. In einem Ballsaal ist so etwas normal, eine Geste, ein Geschenk. Aber ich wusste: Nichts ist normal, wenn es für mich ist.

Ich nahm es nicht sofort. Ich sah den Diener an.

Seine Augen flackerten kurz, als hätte er Angst, zu lange zurückzusehen. Und dann, ganz kurz, sah ich es: Auf seiner Pupille lag ein winziger, heller Punkt, wie ein Spiegelreflex. Als würde er nicht mich ansehen, sondern etwas in mir spiegeln.

Ich nahm das Kästchen.

Es war warm. Nicht körperwarm. Papierwarm. Tintenwarm. Warm wie das Tagebuch.

Ich öffnete es nicht im Saal. Ich wollte nicht, dass er mein Öffnen sieht. Öffnen ist ein Akt. Er liebt Akte.

Ich sagte zum Diener: Von wem?

Der Diener öffnete den Mund, und für einen Moment dachte ich, er wird sprechen. Dann schloss er ihn wieder. Ein leises Klicken der Zähne. Nichts kam heraus. Kein Ton. Und ich wusste: er kann nicht. Oder er darf nicht. Ein stummer Bote. Eine Funktion.

Der Diener verbeugte sich und ging.

Die Frau starrte das Kästchen an, als wäre es ein Tier. Sie flüsterte: Nicht aufmachen.

Ich steckte es in die Manteltasche. Ich sagte: Nicht hier.

Der Priester sagte: Nicht überhaupt.

Ich sah ihn an. Er meinte es ernst. Nicht überhaupt. Aber wie lebt man mit einem Ding in der Tasche, das warm ist, das wartet? Man lebt damit wie mit einer Wunde: Man weiß, dass man sie hat, und man versucht, nicht ständig zu fühlen.

Der Ball ging weiter. Der Walzer endete, ein Applaus, ein neues Stück begann. Ein schnelleres. Menschen lachten wieder, die Spannung löste sich ein bisschen, als würde die Musik ihnen erlauben, sich selbst zu vergessen.

Und genau in diesem Vergessen sah ich es.

In einem der großen Fenster am Rand des Saals stand ein Kind.

Oder etwas, das wie ein Kind aussieht. Klein, still, Gesicht halb im Schatten des Vorhangs. Es trug keine Maske. Es stand einfach da und sah in den Saal hinein, als wäre es nicht eingeladen, aber erwartet.

Mein Atem stockte. Das Wort „Fenster“ in meiner Tasche wurde heiß. Der Biss am Hals stach, als hätte jemand die Spitze eines Schirms direkt auf die Wunde gesetzt.

Die Frau neben mir bemerkte meine Starre. Sie folgte meinem Blick. Als sie das Kind sah, zog sie scharf Luft ein und flüsterte: Nein...

Der Priester sah ebenfalls hin. Sein Gesicht blieb ruhig, aber seine Augen wurden härter. Er sagte leise: Gehen Sie nicht hin.

Natürlich wollte ich hin. Natürlich. Ein Kind am Fenster ist ein Bild, das jeder Mensch automatisch ernst nimmt. Man geht hin, man fragt, man hilft. Und genau deshalb ist es eine Falle.

Ich blieb stehen. Ich tat nichts. Ich zwang mich, nur zu sehen, ohne zu handeln.

Das Kind hob langsam die Hand und legte sie an die Scheibe. Die Finger waren schmal, blass. Und im Glas, genau dort, wo die Hand lag, sah ich etwas, das nicht im Saal war: eine dunkle Form hinter dem Kind.

Ein Mantel.

Und eine Spitze, die sich an die Scheibe legte.

Tippen.

Einmal.

Die Musik im Saal spielte weiter. Niemand hörte es. Oder niemand reagierte.

Das Kind drehte den Kopf minimal und sah direkt zu mir. Kein Lächeln. Keine Träne. Nur ein Blick, der zu alt war für ein Kind.

Dann bewegten sich die Lippen des Kindes, und obwohl ich es nicht hörte, konnte ich lesen:

Mitternacht.

Und darunter, mit der freien Hand, schrieb das Kind mit dem Finger auf das beschlagene Glas ein Wort, das sofort wieder verschwand, als hätte das Glas es nicht behalten wollen:

ALLEIN.

Ich spürte, wie mein Inneres sich zusammenzog. Er hatte nicht nur eine Karte geschickt. Er hatte das Wort an ein Kind gehängt, damit es schwerer wird, zu ignorieren. Denn wenn man ein Kind ignoriert, fühlt man sich schuldig. Schuld ist sein Treibstoff.

Der Priester griff nach meinem Arm, fest, eindeutig. Er sagte leise: Nicht jetzt. Nicht hier. Er will, dass Sie aus dem Saal gehen, damit er sagen kann, Sie sind gefolgt.

Die Frau flüsterte: Bitte...

Ich atmete langsam aus, ließ den Blick vom Fenster los, als würde ich eine Leine fallen lassen. Das Kind stand noch immer da. Still. Und ich wusste: Wenn ich es jetzt nicht rette, wird es verschwinden. Wenn ich es rette, werde ich verschwinden.

Ich entschied mich gegen das Reflexhafte.

Wir drehten uns weg vom Fenster.

Und genau in dem Moment, als ich mich abwandte, spürte ich in der Manteltasche das Kästchen warm pulsieren, als würde es mir sagen: Du hast dich entschieden. Jetzt bezahlst du.

Wir wandten uns vom Fenster ab, und das war, als würde man einen Blick abbrechen, der schon zu tief geworden ist. Es kostete Kraft, nicht hinzusehen. Es kostete noch mehr Kraft, so zu tun, als wäre es nichts. Ich spürte die Kälte des Glases in meinem Rücken, obwohl ich mehrere Schritte davon entfernt war, als hätte der Raum selbst die Scheibe in mich hineingeschoben.

Das Kästchen in meiner Manteltasche pulsierte nicht wirklich. Kein Holz pulsiert. Kein Metall. Aber mein Körper tat es, und er übertrug den Rhythmus auf alles, was ich berührte. Das war das Perfide: Man weiß, dass Dinge nicht leben, und doch fühlt man sie leben, weil man selbst in einer Geschichte lebt, die Dinge belebt.

Der Priester hielt meinen Arm fest, nicht grob, aber eindeutig. Er führte uns weg vom Zentrum, weg von den Fenstern, weg von Orten, an denen Blicke zu Spiegeln werden. Wir bewegten uns durch die Menge wie durch Wasser. Masken streiften uns, Stoff, Parfum, Lachen. Menschen, die sich selbst vergessen hatten, damit sie sich nicht fühlen müssen.

Die Frau ging dicht bei mir. Ihr Atem war schnell. Unter der Maske hörte ich ein leises Zittern in jedem Ausatmen. Sie flüsterte nicht mehr. Sie hatte gelernt, dass Worte hier zurückkommen.

Wir erreichten einen Korridor hinter der Tanzhalle, wo es dunkler war. Türen führten zu kleinen Salons, zu Garderoben, zu Treppen. Ein Diener stand an einer Ecke, die Hände gefaltet, der Blick gesenkt. Er sah aus wie ein Möbelstück, das man absichtlich dort platziert hat, um den Flur zu dekorieren.

Der Priester blieb stehen, lauschte kurz. Dann sagte er leise zu mir: Wenn du bis Mitternacht hier bleibst, wird er dich zermürben. Wenn du vor Mitternacht gehst, wird er dich lenken. Wir brauchen... einen dritten Weg.

Ich sah ihn an. Dritter Weg. Das klang wie Hoffnung. Hoffnung ist gefährlich. Und doch war es der einzige Begriff, der nicht nach Falle schmeckte.

Ich sagte: Was schlägst du vor?

Der Priester deutete mit dem Kinn auf eine Treppe, die nach oben führte. Nicht die große Treppe, die jeder sieht. Eine schmale Dienstbotentreppe, halb verborgen hinter einem Vorhang. Er sagte: Oben. Dachboden. Dort gibt es weniger Glas. Und wenn er Fenster will, dann geben wir ihm kein Fenster. Wir geben ihm... eine Wand.

Die Frau schüttelte den Kopf, als würde sie die Kraft verlieren. Sie flüsterte: Er findet uns überall.

Der Priester antwortete: Er findet, was wir ihm geben. Nicht alles, was existiert.

Das klang wie ein Trost, den man sich selbst beibringt. Vielleicht war es auch nur eine weitere Liturgie. Aber Liturgien halten Menschen am Leben.

Wir gingen die schmale Treppe hinauf. Das Holz knarrte leise, endlich wieder ein Geräusch, das nicht verschluckt wird. Ich spürte, wie sich mein Körper an dem Knarren festhielt, als wäre es ein Seil. Geräusche sind Beweise, dachte ich wieder. Wenn es knarrt, ist es echt. Wenn es echt ist, kann es vielleicht gebrochen werden.

Oben wurde die Luft kühler. Der Lärm des Balls war nur noch ein dumpfes Dröhnen unter uns. Wir kamen zu einer Tür, schlicht, ungeschmückt, kein Griff aus Messing, kein Schild. Der Priester zog einen Schlüssel hervor – einen echten Schlüssel, schwer, alt – und schloss auf. Ich bemerkte, dass seine Hand dabei kurz zitterte. Auch Priester sind nicht aus Stein.

Wir traten in einen Raum, der nach Staub und alten Stoffen roch. Dachboden. Kisten, Truhen, Möbel unter Tüchern. Und an der Wand, im schwachen Licht, das durch eine kleine Luke fiel, hing etwas, das mich sofort einfrieren ließ.

Ein großes Portrait.

Nicht eines der höflichen Ahnenbilder unten. Dieses war größer, dunkler, und es hing nicht wie Dekor. Es hing wie ein Altarbild. Es zeigte einen Mann im schwarzen Mantel. Nicht halb verborgen, nicht zufällig in einem Hintergrund. Er war das Zentrum. Sein Gesicht war blass, seine Augen dunkel, sein Mund zu fein. Und in der Hand hielt er, natürlich, einen Regenschirm.

Ich spürte, wie der Biss am Hals scharf brannte. Der Kreis zog sich zusammen.

Der Priester sagte leise: Das ist es.

Die Frau stieß einen erstickten Laut aus, und ihre Hand griff nach dem Schal, als würde der Stoff ihr den Hals retten.

Ich sagte: Warum hängt das hier?

Der Priester antwortete: Weil sie ihn verehren. Oder weil sie ihn fürchten. Oder beides. Manche Leute hängen Dinge auf, um sie zu bändigen. Und dann wundern sie sich, wenn sie lebendig werden.

Ich trat nicht näher. Ich blieb auf Abstand. Das Portrait war hinter Glas. Glas spiegelt. Glas ist ein Auge. Und ich sah im Glas schon die Möglichkeit, dass es mich zurück ansieht.

Der Priester ging zur Wand neben dem Portrait, tastete im Schatten nach etwas und fand einen kleinen Haken. Er zog daran, und ein Tuch fiel herunter, das das Bild teilweise bedeckt hatte. Als würde man es nur manchmal zeigen. Vielleicht nur zur richtigen Stunde.

Er sagte: Wir bleiben hier, bis Mitternacht. Wenn er Fenster will, soll er wissen, dass wir oben sind, wo Fenster wenig sind. Und wenn er dein Gesicht will, soll er es nicht bekommen, weil du es ihm in einem Bild gibst.

Ich verstand nicht sofort. Dann sah ich, was der Priester in der Hand hielt.

Eine Maske.

Nicht die einfache Stoffmaske vom Ball. Eine schwere, alte Maske aus Leder, dunkel, wie aus einem Theaterstück. Die Innenseite war mit Stoff ausgekleidet, und am Rand klebten Spuren von altem Schweiß. Sie roch nach Mensch, nach Angst, nach vielen Gesichtern.

Der Priester sagte: Diese Maske gehörte dem Hausherrn. Er hat sie mir gegeben, bevor er die Einladung brachte. Er hat gesagt, es sei... nur ein Kostüm. Aber er hat dabei geweint.

Ich spürte, wie sich etwas in mir zusammenzog. Weinen ist kein Teil einer Kulisse. Weinen ist das, was man tut, wenn die Kulisse bricht.

Ich fragte: Was soll ich damit?

Der Priester antwortete: Du wirst sie aufsetzen. Nicht im Saal. Nicht vor Leuten. Hier. Und wenn er kommt und dein Gesicht will, wird er... diese Maske sehen. Ein anderes Gesicht. Ein falsches Opfer. Eine Wand.

Die Frau schüttelte den Kopf. Ihre Stimme war brüchig: Er erkennt dich trotzdem.

Der Priester sah sie an. Ruhig. Er sagte: Vielleicht. Aber vielleicht erkennt er nicht, was er erkennt. Vielleicht reicht es, dass er für einen Moment unsicher ist.

Unsicherheit. Ein winziger Riss. Das war alles, was wir je bekommen hatten.

Das Kästchen in meiner Tasche wurde plötzlich heiß, als hätte es den Plan gehört und protestiert. Ich zog es hervor, ohne darüber nachzudenken, weil die Hitze mich trieb. Es lag in meiner Hand, klein, dunkel, glatt.

Die Frau flüsterte sofort: Nein.

Der Priester sagte: Leg es weg.

Aber ich hielt es, und ich spürte, wie es meine Handfläche wärmt wie eine Wunde. Ich öffnete es.

Im Inneren lag kein Schmuck. Kein Ring. Kein Medaillon.

Es lag eine kleine Glasplatte darin.

Ein Stück Spiegel.

Und in diesem Spiegelstück war etwas eingeritzt. Keine Zahl. Kein Kreuz. Ein Wort.

GESICHT.

Ich spürte, wie mir der Atem stockte. Er hatte mir das Spiegelstück gegeben, damit ich mein Gesicht darin sehe. Damit ich es ihm gebe. Eine kleine portable Oberfläche, ein Auge, das man in die Tasche steckt.

Der Priester trat näher und nahm mir das Kästchen aus der Hand, bevor ich reagieren konnte. Er schloss es und sagte leise: Das ist sein Fenster. Nicht das da unten.

Er stellte das Kästchen auf den Boden, weit weg von uns, als würde Entfernung helfen. Vielleicht hilft sie. Vielleicht auch nicht.

Draußen, irgendwo im Haus, schlug eine Uhr.

Nicht laut. Aber deutlich genug, dass man wusste, dass Zeit hier offiziell ist.

Elf.

Noch eine Stunde.

Der Priester setzte sich auf eine Truhe, als müsste er sich zwingen, ruhig zu bleiben. Die Frau kauerte sich in eine Ecke, den Rücken an eine Kiste, die Knie angezogen, als wäre sie wieder ein Kind, das sich versteckt.

Ich stand vor dem Portrait, nicht zu nah, und spürte, wie meine Haut unter der Maske – meiner Ballmaske – juckte. Ich hatte sie noch auf. Ich hatte sie gar nicht abgenommen. Das merkte ich erst jetzt. Als würde ich mich nicht trauen, mein Gesicht in einem Raum voller Spiegel zu zeigen, selbst wenn es nur ein Dachboden ist.

Ich nahm die Maske vom Ball ab, langsam, und sofort war die Luft kälter auf meiner Haut. Entblößung. Das Wort von der Karte: Bring dein Gesicht.

Der Priester hielt mir die schwere Leder-Maske hin.

Ich zögerte. Nur einen Moment. Dann nahm ich sie.

Das Leder war kalt und fühlte sich an wie die Innenseite eines alten Handschuhs. Ich setzte sie nicht sofort auf. Ich hielt sie vor mich und sah in die Augenlöcher hinein, als würde ich prüfen, ob dahinter noch jemand schaut.

Und in diesem Augenloch, im Dunkel der Maske, sah ich etwas, das nicht da sein sollte.

Ein Spiegelglanz.

Als wäre innen ein kleines Stück Glas eingelassen. Als hätte die Maske selbst ein Auge.

Ich erstarrte.

Der Priester sah es an meinem Gesicht. Er fragte nicht, er sagte nur: Was?

Ich hob die Maske leicht, so dass er es sehen konnte. Der Priester beugte sich näher, und sein Atem wurde hörbar.

Er flüsterte: Sie haben in die Maske einen Spiegel gesetzt.

Die Frau hob den Kopf, ihre Augen weit. Sie flüsterte: Dann ist es keine Wand.

Und in diesem Moment, genau in diesem Satz, hörten wir es.

Nicht Tippen.

Nicht im Hausflur.

Direkt an der kleinen Luke im Dachboden, durch die ein Streifen Nachtlicht fiel.

Ein sanftes Klopfen.

Einmal.

Als würde jemand mit einer Schirmspitze testen, ob die Luke sich öffnen lässt.

Dann eine Stimme, freundlich, nah, als stünde er direkt draußen im Wind:

Mitternacht kommt.

Das Kind am Fenster

Die Stimme an der Luke war freundlich, und Freundlichkeit kann in der Dunkelheit wie eine Hand sein, die dich an die Schulter fasst, nur um dich besser in Richtung Abgrund zu drehen. Der Priester reagierte nicht mit Worten. Er reagierte mit Atem. Ein kurzes Einziehen, so leise, dass es kaum hörbar war, aber in diesem Dachboden klang es wie ein Glockenschlag.

Die Frau in der Ecke presste die Knie fester an die Brust, als könnte sie sich kleiner machen als das, was man von ihr wollte. Ihr Blick war nicht auf die Luke gerichtet, sondern auf das Portrait an der Wand. Es war, als wüsste sie, dass das Bild genauso ein Eingang ist wie jedes Fenster. Vielleicht sogar mehr.

Ich hielt die schwere Leder-Maske in der Hand. Innen glitzerte das Spiegelstück, klein, falsch, heimtückisch. Eine Maske, die dich schützen soll, aber dich gleichzeitig zwingt, dich selbst zu sehen. Oder dich sehen zu lassen. Ich spürte, wie der Biss am Hals bei diesem Gedanken brannte, als hätte er sich an der Idee festgebissen.

Die Luke machte kein Geräusch mehr. Kein Klopfen, kein Tippen. Nur die Gewissheit, dass draußen jemand steht, der nicht friert. Der nicht hustet. Der nicht seinen Mantel enger zieht. Jemand, der geduldig ist, weil Geduld ihm gehört.

Der Priester flüsterte schließlich, kaum mehr als Luft: Nicht antworten.

Ich nickte nicht. Nicken wäre Zustimmung, selbst zum Schweigen. Ich blieb einfach still.

Unten, irgendwo im Haus, spielte die Musik weiter. Sie klang entfernt, gedämpft, als wäre sie in einem anderen Leben. Der Walzer hatte aufgehört. Jetzt war es etwas Schnelleres, Fröhlicheres. Ein Tanz, bei dem die Leute lachen, weil sie glauben, Lachen sei Beweis, dass sie sicher sind.

Dann kam das Tippen.

Nicht an der Luke.

Im Raum selbst.

Einmal, sehr leise, so als würde eine Spitze auf Holz prüfen, ob Holz nachgibt.

Ich drehte den Kopf nicht sofort. Ich ließ nur den Blick wandern, so weit, dass ich die Kisten im Rand sehen konnte. Staub. Tücher. Ein alter Spiegel? Nein, nur eine Glasplatte an einer Truhe, vielleicht eine alte Vitrine. Alles potenziell gefährlich.

Das Tippen kam wieder, jetzt näher. Zwei kurze Berührungen. Pause. Dann wieder zwei.

Kein Code. Nur Ungeduld.

Die Frau flüsterte: Er ist nicht draußen...

Der Priester schloss die Augen einen Moment, als würde er beten, aber ich glaubte nicht, dass er betet. Ich glaubte, er zählt. Zeit, Atem, Schritte. Dinge, die man zählen kann, wenn man sonst keine Kontrolle hat.

Ich spürte, wie die Luft im Raum kälter wurde. Nicht durch Wind. Durch Abwesenheit von Wärme. Als würde jemand die Wärme aus dem Holz ziehen, aus dem Staub, aus meinem Atem.

Ich ging langsam einen Schritt zurück, weg vom Portrait, weg von der Luke, näher zur Mitte des Raumes, weil ich gelernt hatte, dass Ecken Fallen sind. Ecken sind Orte, an denen man ein Ende hat. Ich wollte kein Ende.

In diesem Schritt spürte ich unter meinem Schuh etwas Hartes.

Ein kleines Stück Papier.

Ich hob den Fuß und leuchtete hinab.

Ein Streifen, wie ein Etikett. Frisch. Nicht staubig. Als hätte ihn jemand gerade eben hingelegt. Darauf stand nur ein Wort:

FENSTER.

Das gleiche Wort wie zuvor. Aber diesmal nicht als Hinweis, sondern als Befehl, der in einem Raum ohne Fenster liegt wie ein Messer.

Der Priester sah es, ohne dass ich es ihm zeigen musste. Er sagte leise: Er will, dass du runtergehst.

Die Frau flüsterte: Das Kind...

Das Kind am Fenster. Das Bild, das er uns unten im Saal gezeigt hatte. Diese kleine Gestalt, die zu alt blickte, die Mitternacht lautlos an die Scheibe geschrieben hatte. Ein Kind ist immer ein Schlüssel. Ein Kind ist immer eine Schuld.

Ich sagte: Er wird das Kind benutzen.

Der Priester antwortete: Er hat es schon.

Dann hörten wir unten, vom Ballsaal her, ein Geräusch, das nicht zur Musik passte.

Kein Schrei. Kein Krachen.

Ein leises, kollektives Einziehen von Atem, wie wenn ein ganzes Publikum gleichzeitig merkt, dass etwas nicht stimmt, aber niemand will der Erste sein, der es sagt.

Die Frau richtete sich auf. Ihre Augen waren weit. Sie flüsterte: Jetzt.

Der Priester stand auf. Er ging zur Dachbodentür, legte die Hand an den Riegel, zögerte einen Moment, dann zog er ihn zurück. Das Holz knarrte leise. Ein echtes Geräusch. Ein echtes Risiko.

Wir gingen die schmale Treppe hinunter, Schritt für Schritt, ohne zu rennen. Rennen macht Geschichten schneller, als man sie kontrollieren kann. Ich hielt die Leder-Maske noch immer in der Hand, und sie fühlte sich an, als würde sie schwerer werden, je näher wir dem Ballsaal kamen, als würde sie sich an mein Gesicht erinnern wollen.

Unten im Korridor war es heller. Der Lärm des Balls war anders. Nicht fröhlich. Unruhig.

Als wir die Tür zur Tanzhalle erreichten, sah ich sofort, dass der Raum sich verändert hatte.

Nicht durch Möbel. Nicht durch Licht.

Durch Aufmerksamkeit.

Alle Köpfe waren in eine Richtung gedreht: zu den großen Fenstern am Rand.

Dort stand das Kind.

Nicht mehr halb verborgen. Nicht mehr ein Schatten hinter Vorhang. Es stand mitten vor der Scheibe, klein, still, ohne Maske, die Hände an den Seiten, als würde es aufgerufen.

Die Musik spielte noch, aber sie war dünner geworden, als hätten die Musiker plötzlich vergessen, wie man fröhlich spielt.

Und hinter dem Kind, draußen in der Nacht, sah ich einen Schatten.

Ein Mantel.

Und etwas, das im Licht der Fenster kurz aufblitzte, als würde Glas eine Spitze reflektieren.

Das Kind hob langsam den Kopf und sah direkt zu mir.

Diesmal bewegten sich die Lippen nicht zu „Mitternacht“.

Diesmal formten sie meinen Namen.

Abraham.

Und alle Masken um mich herum lächelten weiter, weil sie nicht verstanden, dass sie gerade Zeugen werden, ob sie wollen oder nicht.

Als das Kind meinen Namen formte, veränderte sich nichts sichtbar im Raum – und genau das war das Entsetzliche. Die Musik blieb dünn und fröhlich, die Masken blieben lächelnd, die Gläser klirrten weiter, als würde das alles zu einem Programm gehören, das niemand unterbrechen darf. Nur die Aufmerksamkeit hatte sich verschoben, wie ein Scheinwerfer, der plötzlich auf eine Stelle fällt, die nicht zur Bühne gehört.

Ein paar Gäste kicherten nervös, weil sie nicht wussten, was sie da sehen sollten. Ein Kind ohne Maske in einem Saal voller Masken war ein schlechter Scherz. Ein Kind, das jemanden beim Namen nennt, war eine Peinlichkeit. Und Peinlichkeiten lösen die Menschen gern, indem sie so tun, als wären sie Teil eines Spiels.

Ein Mann mit einer goldenen Maske klatschte kurz, zögerlich, als wäre das Kind eine überraschende Einlage. Seine Begleitung folgte ihm, und der Applaus pflanzte sich wie eine Krankheit fort, dünn, unsicher, aber laut genug, um sich selbst zu bestätigen. Manche lachten dazu. Manche tranken. Einige sahen nicht mehr zum Fenster, sondern zu ihren eigenen Händen, weil sie spürten, dass etwas nicht stimmt, und weil man nichts so gut verdrängt wie das Unbehagen, das man nicht benennen kann.

Ich blieb stehen, als hätte jemand einen Haken in meinen Mantel geschlagen. Der Priester neben mir sagte nichts, aber ich spürte, wie sein Körper sich spannte. Die Frau an meiner Seite wurde steif, ihr Schal saß hoch, ihre Maske saß fest, und doch war in ihrer Haltung etwas Entblößtes, als hätte die Luft sie erkannt.

Das Kind hob die Hand und legte sie wieder an die Scheibe. Genau dort, wo die Finger den Glasrand berührten, bildete sich ein milchiger Hauch, als würde der Atem des Kindes die Kälte der Nacht herausfordern. Dann bewegte sich der Finger langsam, und auf dem beschlagenen Glas entstand eine Linie. Nicht ein Wort. Keine Nachricht. Ein Kreis. Unvollendet.

Ich spürte, wie der Biss an meinem Hals stach, als würde die Wunde antworten: Ja. Hier. Genau hier.

Der Priester packte meinen Arm, fester als zuvor. Sein Griff war nicht tröstend, er war ein Riegel. Er flüsterte: Nicht hin.

Das Kind ließ den Finger am Glas verharren und drehte den Kopf minimal zur Seite, als würde es zuhören. Dann senkte es die Hand, und sein Blick ging an mir vorbei, nicht zu den Gästen, nicht zu den Musikern, sondern zu einer Tür am Rand des Saals, halb verdeckt durch einen Vorhang. Eine unauffällige Tür, die wahrscheinlich zu einem Korridor führte, den nur Diener benutzen.

Die Menschen bemerkten diese Blickrichtung nicht. Sie sahen nur das Kind. Sie sahen nur das Fenster. Sie sahen nur das Bild, das man ihnen gab. Und Bilder sind bequem. Bilder verlangen nicht, dass man handelt.

Ich atmete langsam aus und löste mich aus dem Griff des Priesters nicht durch Ruck, sondern durch Geduld. Ich sagte leise: Wenn ich nicht hingeh, geht er weiter.

Der Priester antwortete: Wenn du hingehst, geht er auch weiter. Nur mit dir.

Die Frau flüsterte, so leise, dass es fast nur eine Bewegung ihrer Lippen war: Er macht aus dir den Weg.

Ich sah wieder zum Kind. Es stand still, als hätte es alle Zeit der Welt. Und hinter dem Glas, draußen in der Nacht, lag dieser dunkle Mantelschatten. Ich konnte ihn nicht klar sehen, nur als Anwesenheit. Das genügte. Anwesenheit ist die stärkste Form von Drohung, weil sie nicht erklären muss.

Plötzlich trat ein Diener zwischen die Gäste und das Fenster, als wolle er das Kind höflich abführen, wie man ein verlorenes Kind abführt, ohne Aufsehen zu machen. Seine Handschuhe waren weiß, seine Haltung perfekt. Er beugte sich zum Kind, lächelte, sagte etwas, das ich nicht hören konnte.

Das Kind sah nicht zu ihm auf. Das Kind sah zu mir.

Und in diesem Blick lag kein Bitten. Keine Angst. Es war ein Blick, der etwas erwartet. Wie ein Signal. Wie die zweite Hälfte eines Satzes, den man ohne ihn nicht verstehen kann.

Der Diener legte die Hand an die Schulter des Kindes.

In dem Moment kippte etwas in der Stimmung. Nicht schlagartig, eher wie ein feiner Riss in Glas. Das Kind zuckte nicht weg. Es reagierte nicht. Der Diener aber erstarrte, als hätte er sich verbrannt. Sein Lächeln blieb, aber es wurde falsch, weil es zu lange blieb. Er zog die Hand zurück, als hätte sie plötzlich Gewicht verloren. Und ich sah: An seinem Handschuh war ein winziger dunkler Fleck.

Blut.

Der Diener schaute auf seine Hand, als wäre sie nicht seine. Dann hob er den Kopf, suchte Blickkontakt mit irgendwem, fand ihn nicht, und sein Mund öffnete sich, als wolle er rufen. Es kam kein Ton.

Die Gäste lachten immer noch, aber das Lachen war jetzt dünner. Ein paar Menschen schauten endlich genauer hin. Ein Frau mit einer Federmaske flüsterte etwas. Ein Mann stellte sein Glas ab, als wäre es plötzlich zu schwer.

Der Priester sagte leise: Jetzt sehen sie es.

Ich sagte: Sie sehen es zu spät.

Das Kind hob die Hand noch einmal und schrieb diesmal ein Wort, langsam, deutlich, als wollte es sicher sein, dass ich es lese. Nicht die Menge. Nicht die Musiker. Ich.

Tür.

Der Finger strich über das Glas, und der Hauch bildete die Buchstaben nur kurz, bevor sie wieder verschwammen. Aber ich hatte es gesehen. Und ich hatte gesehen, wohin das Kind vorhin geschaut hatte: zu der unauffälligen Tür am Rand.

Ich setzte mich in Bewegung. Nicht schnell. Gerade schnell genug, dass es wie Entschlossenheit aussieht und nicht wie Panik. Die Frau blieb an meiner Seite, obwohl ich sie

nicht darum bat. Der Priester folgte einen Schritt hinter uns, wie ein Schatten, der nicht verschwindet, weil er sich entschieden hat, Verantwortung zu tragen.

Wir gingen durch die Menge. Einige Gäste wichen aus, als wären wir Teil einer Choreografie, die sie nicht stören wollen. Andere starrten uns an, kurz, und sahen dann weg, weil Wegsehen die einfachste Art ist, sich selbst zu retten.

An der Tür stand ein Diener. Nicht derselbe wie am Fenster. Dieser hatte ein Tablett in der Hand, aber es war leer, als hätte er es nur, um etwas zu halten. Er lächelte. Seine Augen blickten nicht in meine.

Ich blieb stehen, einen Schritt vor ihm. Ich sagte nichts. Ich sah nur auf seine Hände.

Er verstand. Seine Finger zuckten minimal, und er trat zur Seite, ohne zu sprechen. Die Tür dahinter war nicht verschlossen.

Als ich die Klinke berührte, brannte der Biss am Hals so scharf, dass mir kurz schwarz vor Augen wurde. Nicht lange. Nur ein Flackern. Ein Hinweis: Du öffnest gerade nicht nur Holz. Du öffnest einen Übergang.

Ich drückte die Tür auf.

Dahinter war ein schmaler Korridor, gedämpft beleuchtet, mit Teppich, der Schritte schluckt. Wieder dieses Gefühl: ein Raum, der Beweise frisst. Am Ende des Korridors hing ein kleines Fenster. Nicht groß, eher eine Scheibe in einer Tür, die zu einem weiteren Raum führte.

Und in dieser Scheibe sah ich ein Spiegelbild, das nicht stimmen konnte.

Nicht meines. Nicht des Priesters. Nicht der Frau.

Ein Kind.

Das Kind, das eben noch am großen Fenster im Saal gestanden hatte, stand jetzt hinter dieser Scheibe, in einem Raum, den ich noch nicht betreten hatte. Es sah durch das Glas, als hätte es uns hierher geführt, als wäre es immer schon hier gewesen.

Die Frau neben mir stieß ein heiseres Geräusch aus. Keine Worte. Nur Luft, die nicht wusste, wie sie sich verhalten soll.

Der Priester sagte hinter mir, kaum hörbar: Er kann es verschieben.

Das Kind hob die Hand hinter der Scheibe und legte die Finger an das Glas. Dann klopfte es nicht. Es tippte nicht wie eine Schirmspitze. Es machte etwas, das schlimmer war, weil es so harmlos ist: Es winkte. Langsam. Beinahe höflich.

Dann drehte es den Kopf zur Seite, als würde es jemand rufen. Und ich sah, im Spiegelganz der Scheibe, eine zweite Form hinter dem Kind: eine lange dunkle Silhouette, die nicht ins Licht trat, die nur zeigte, dass sie da ist.

Ein Schatten, der keinen Grund hat, sich zu beeilen.

Unten im Ballsaal setzte die Musik wieder an, lauter, als hätte jemand beschlossen, den Zwischenfall mit Klang zu ersticken. Und während der Walzer uns von hinten wie ein warmes Tuch einhüllte, stand ich vor dieser Tür im Korridor, sah das Kind hinter Glas und spürte, wie sich mein Körper gegen den einzigen Instinkt wehrte, den er noch ehrlich hat: das Kind zu retten.

Denn in dieser Nacht war Rettung ein Wort, das man gegen dich benutzt.

Ich blieb vor der Tür stehen, und das war das Einzige, was ich im Moment kontrollieren konnte. Nicht hineingehen. Nicht umdrehen. Stillhalten, während alles in mir nach vorn wollte. Der Korridor roch nach Teppichstaub und Politur, nach dem Versuch, Reichtum geruchlos zu machen. Aber unter der Politur lag etwas anderes, ein feiner metallischer Hauch, als hätte sich Eisen in die Fasern gesetzt.

Das Kind hinter der Scheibe winkte nicht mehr. Es stand jetzt einfach da, die Hände an den Seiten, der Blick ruhig, zu ruhig. Ein Kind, das weiß, dass Erwachsene irgendwann handeln müssen. Und hinter dem Kind, im Spiegelglanz, blieb die dunkle Silhouette. Kein Gesicht. Kein Detail. Nur Mantel und die Idee einer Spitze, die man nicht sieht und trotzdem spürt.

Die Frau neben mir flüsterte, kaum hörbar: Es ist nicht... wirklich.

Ich antwortete nicht. Nicht weil ich sie nicht hörte, sondern weil ich es nicht aussprechen wollte. Sobald man sagt, es ist nicht wirklich, wird das Unwirkliche beleidigt und will beweisen, dass es wirkt.

Der Priester stand dicht hinter uns. Ich merkte es an der Wärme seines Atems, an der Art, wie er sich nicht bewegte, damit er keine Geräusche macht. Er sagte leise: Wenn du diese Tür öffnest, öffnest du wieder einen Übergang. Und Übergänge sind seine Lieblinge.

Ich sah auf die Klinke. Messing. Sauber. Die Art Klinke, die jeden Tag dutzendfach von Dienern berührt wird. Sie glänzte so stark, dass sie ein kleines Spiegelbild meiner Finger zeigte, verzerrt. Ich zog die Hand zurück, bevor ich sie überhaupt hinlegte. Kein Spiegel. Nicht hier.

Stattdessen beugte ich mich leicht vor und sah genauer in die Scheibe. Sie war nicht klar. Sie hatte kleine Unreinheiten, winzige Wellen im Glas, als wäre sie alt. Das machte sie zu einem besseren Spiegel. Alte Gläser lügen schöner.

Das Kind hob plötzlich den Finger und schrieb wieder auf das Glas, diesmal nicht „Tür“, sondern etwas Kleineres. Der Hauch kam von innen, als würde das Kind atmen. Und die Buchstaben erschienen, zitterig, wie von einer kalten Hand:

M.

Nur der Anfang.

Dann, nach einer Pause:

A.

Dann noch eine Pause:

R.

Die Frau zog scharf Luft ein. Ich spürte ihren Körper neben mir anspannen, als würde der Name ihr den Hals aufreißen.

Der Priester sagte scharf, so leise wie möglich: Nicht.

Das Kind schrieb weiter:

Y.

Der Name stand da, roh, ohne Schönheit, nur Buchstaben im beschlagenen Glas. Und als der letzte Buchstabe vollendet war, stach mein Hals so stark, dass ich kurz die Hand an die Wunde pressen musste. Der Biss brannte, als hätte jemand ihn gerade erst gesetzt.

Ich zwang mich, nicht auf den Namen zu reagieren. Namen sind Kreise. Und er hatte ihn gerade geschlossen.

Die dunkle Silhouette hinter dem Kind bewegte sich minimal. Nur ein Neigen, als würde jemand den Kopf leicht drehen. Und im Spiegelglanz der Scheibe sah ich etwas, das mich fast den Verstand kosten ließ: einen Regenschirmgriff, der kurz ins Licht geriet, nicht als Objekt, sondern als Kontur, als Zeichen, dass er auch hier seine Handschrift hinterlässt.

Ich musste etwas tun, das nicht in diesem Bild vorgesehen ist. Nicht schreiben, nicht öffnen, nicht schreien. Etwas Drittes.

Ich griff in die Manteltasche und holte das kleine Kreuz hervor, das der Priester mir gegeben hatte. Metall, matt, verkratzt. Ich hielt es nicht wie eine Waffe, eher wie einen Beweis, dass ich etwas anderes in der Hand halten kann als Papier oder Klinken.

Ich hob es an die Scheibe, ohne sie zu berühren, nur nah genug, dass das Metall im Glas reflektiert wurde.

Und in der Reflexion geschah etwas Seltsames: Das Gesicht des Kindes – oder das, was ich als Gesicht sah – schien für einen Moment zu flackern. Nicht wie ein Film, eher wie Wasser, das kurz seine Oberfläche verliert. Die Augen wurden einen Herzschlag lang leer. Dahinter zeigte sich etwas, das nicht Kind war: ein glatteres, zu ruhiges Oval, wie eine Maske.

Die Frau flüsterte: Siehst du...?

Ich sagte leise: Ja.

Der Priester atmete einmal hart aus, als wäre er erleichtert, dass ich es ebenfalls gesehen hatte. Er sagte: Es ist ein Bild. Ein bewegliches Bild.

Das Kind hinter dem Glas legte plötzlich die Handfläche gegen die Scheibe. Genau dort, wo meine Reflexion im Glas lag, entstand ein feiner Riss. Nicht groß. Nur ein dünner, weißer Faden, wie eine Ader.

Glas, das reißt, ohne Schlag, ist das Schlimmste. Es bedeutet, dass etwas von innen drückt.

Der Priester packte meinen Arm. Jetzt war sein Griff nicht mehr nur ein Riegel. Er war ein Ziehen. Er sagte: Weg. Jetzt.

Aber der Riss im Glas wuchs. Nicht schnell. Unaufhaltsam. Und ich hörte etwas, das nicht von draußen kam, nicht von uns, sondern aus dem Glas selbst: ein feines Knacken, wie ein Uhrwerk, das eine Stufe weiter springt.

Hinter uns, im Korridor, wurde es kälter. Ich spürte es am Nacken, an den Haaren, die sich aufstellten. Der Priester spürte es auch. Er drehte den Kopf minimal, und in seinem Blick lag plötzlich etwas, das ich zuvor nicht gesehen hatte: echte Angst.

Die Frau drehte sich ebenfalls, und ich hörte, wie sie leise keuchte.

Ich drehte mich nicht sofort. Ich wollte es nicht sehen. Sehen ist wieder ein Kreis. Aber mein Körper ist nicht immer klug. Er dreht sich, wenn er merkt, dass etwas hinter ihm steht.

Ich drehte mich.

Der Korridor hinter uns war nicht mehr leer.

Am anderen Ende, dort, wo die Tür zur Tanzhalle war, stand der Mann mit der schwarzen Maske. Nicht im Saal. Nicht unter Musik. Hier, im gedämpften Licht. Sein Heft hielt er nicht mehr in der Hand. Er trug nichts.

Das machte ihn gefährlicher.

Er stand still und sagte freundlich: Ihr habt die falsche Tür gewählt.

Ich hörte die Musik hinter ihm durch die Tür, hell und weit, als wäre sie eine andere Welt. Niemand aus dem Saal kam hierher. Niemand sah ihn. Niemand würde helfen.

Der Mann machte einen Schritt näher, und seine Stimme blieb höflich: Öffnet die Tür. Holt, was ihr wollt. Und dann gebt mir, was ich will.

Die Frau neben mir stieß ein Geräusch aus, das zwischen Schluchzen und Lachen hing, als würde ihr Körper nicht wissen, welches Geräusch angemessen ist. Sie flüsterte: Er will dein Gesicht...

Der Priester stellte sich leicht vor uns, ohne heroisch zu wirken. Er wirkte eher wie jemand, der weiß, dass er gleich verlieren kann, und trotzdem bleibt. Er sagte leise, zu mir: Nicht verhandeln.

Ich sah wieder zur Tür mit der Scheibe. Das Kind stand noch immer dahinter. Die Buchstaben MARY waren im Glas, aber der Hauch verschwand bereits. Der Riss war jetzt länger. Ein Übergang bildete sich, nicht durch eine Klinke, sondern durch Bruch.

Ich spürte, dass das hier der Moment ist, an dem ein Hitchcock-Protagonist begreift: Der gefährlichste Raum ist nicht der dunkle. Es ist der helle, in dem man alles sieht und trotzdem nicht versteht, was real ist.

Ich hob das Kreuz, nicht zum Mann, sondern zur Scheibe. Ich schlug nicht. Ich hielt es nur, wie eine Entscheidung.

Der Mann mit der schwarzen Maske blieb stehen und lachte leise, fast liebevoll. Er sagte: Ihr seid so tapfer, wenn ihr glaubt, Metall könne Geschichten ändern.

Dann machte er etwas, das mich die Knie weich werden ließ: Er nahm seine schwarze Maske ab.

Darunter war kein monströses Gesicht. Kein Vampiregebiss. Kein Horrorfilm. Darunter war ein vollkommen normales, blasses Gesicht eines Mannes mittleren Alters, gepflegt, ruhige Augen, ein Mund, der zu höflich war. Ein Gesicht, das man in einem Zug sehen würde, ohne es sich zu merken.

Er sagte: Siehst du? Nichts Besonderes. Und doch willst du wegsehen.

Und während er das sagte, spürte ich es in mir: den Impuls, ihm mein Gesicht zu geben, einfach weil er seins gezeigt hat. Der soziale Reflex. Die Falle der Höflichkeit.

Ich zwang mich, nicht zu reagieren. Ich hielt den Blick hart, ohne starren. Und ich sagte nur einen Satz, der nicht verhandelt:

Du bekommst es nicht.

Der Mann nickte langsam, als hätte er genau diese Antwort erwartet.

Und hinter mir knirschte das Glas der Scheibe ein wenig weiter, als würde das Kind – das Bild – von innen lächeln.

Die Glocke im Nebel

Der Riss im Glas zog sich wie eine dünne Ader weiter, und das Geräusch dazu war so leise, dass es kaum als Geräusch gelten durfte. Eher als Aussage: Ich werde. Ich komme. Ich breche. Das Kind hinter der Scheibe stand still, aber die Stillheit war nicht mehr Ruhe. Sie war Druck.

Der Mann ohne Maske blieb am Ende des Korridors stehen. Sein Gesicht war so normal, dass es fast eine Beleidigung war. Ein Mann, den man in einer Bibliothek grüßen würde. Ein Mann, der sich in einem Ballsaal unauffällig an ein Fenster stellen könnte. Und genau deshalb war er gefährlich: Er brauchte keine Zähne, keine Krallen, keine Theatermaske. Er hatte den Reflex der Menschen. Höflichkeit. Spiegelung. Gesicht gegen Gesicht.

Du bekommst es nicht, hatte ich gesagt. Und ich spürte, wie dieser Satz in mir nachklang wie eine Glocke, obwohl hier noch keine Glocke geläutet hatte.

Der Priester stand vor uns, sein Körper ein schmaler Schutz zwischen uns und dem Mann. Er hatte keine Waffe. Nur seine Sturheit. Und manchmal ist Sturheit das letzte, was einem bleibt.

Die Frau neben mir presste den Schal so hoch, dass nur ihre Augen zu sehen waren. In ihnen war Angst, ja. Aber auch etwas anderes: Wut. Wut darüber, benutzt zu werden. Wut darüber, dass man ihr den Hals markiert und erwartet, dass sie still bleibt.

Der Mann sagte freundlich: Ihr seid schon so weit gekommen. Warum jetzt so unerquicklich?

Er machte einen Schritt. Der Teppich schluckte ihn. Kein Knarren, kein Hinweis. Ein Mann, der sich bewegt, ohne Spuren zu machen, ist kein Mann. Er ist eine Idee, die in Schuhen steckt.

Hinter uns knackte das Glas ein wenig lauter, als hätte das Bild im Raum begriffen, dass es jetzt die Bühne teilen muss.

Der Priester sagte leise: Nicht zurück zur Scheibe. Nicht vorwärts zu ihm.

Ich verstand. Wir brauchten einen dritten Weg, wieder. Und der Korridor gab uns nicht viele. Türen, die in Nebenräume führen. Eine Treppe. Ein Durchgang. In Häusern wie diesem gibt es immer Wege, die nur für Diener sind. Wege, die die Besitzer nicht sehen wollen.

Ich sah an der Wand neben uns ein kleines Messingschild, kaum sichtbar: Service. Eine unscheinbare Tür, die man übersieht, wenn man sich nicht dafür interessiert, wie das Haus atmet.

Ich deutete mit dem Blick darauf. Der Priester verstand, ohne dass ich etwas sagte. Er nickte minimal. Die Frau folgte meinem Blick und wurde blasser unter der Maske.

Der Mann am Ende des Flurs lächelte. Er sagte: Ihr glaubt, Türen helfen euch.

Dann hob er die Hand – ohne Aggression – und zeigte auf die Scheibe hinter uns. Das Kind, das „MARY“ geschrieben hatte, hob ebenfalls die Hand, synchron, als wäre es eine Marionette. Der Riss im Glas zuckte, als würde er auf diesen Finger zeigen.

Der Mann sagte: Das ist die einzige Tür, die zählt.

Ich ließ mich nicht in sein Zentrum ziehen. Ich griff nach der Service-Tür und drückte sie auf.

Sie war nicht verschlossen.

Natürlich nicht.

Wir traten hinein, und sofort änderte sich die Luft: weniger Parfum, mehr Fett, mehr Rauch, mehr feuchte Wärme. Küche. Der Geruch von Brot, von Fleisch, von heißem Wasser. Geräusche: Töpfe, Stimmen, ein kurzes erschrockenes Aufkeuchen, als drei Maskierte plötzlich aus einem Korridor in die Arbeitswelt stolpern.

Zwei Küchenmädchen standen da, die Hände voll, Augen weit. Ein Koch, rot im Gesicht, hielt ein Messer, als wäre es gerade sein Werkzeug, und für einen Moment sah er aus, als würde er es gegen uns richten.

Der Priester hob beide Hände, beruhigend. Er sagte: Bitte. Kein Lärm.

Der Koch starrte uns an, und ich sah in seinem Blick das, was man selten in feinen Häusern sieht: direkte Realität. Er fragte rau: Was zum Teufel—

Der Priester schnitt ihm den Satz ab, nicht unfreundlich, nur dringlich: Wo ist der Ausgang?

Der Koch zog die Brauen zusammen, sah unsere Masken, sah den Schal der Frau, sah meinen Hals, den ich unbewusst wieder berührt hatte, und seine Augen flackerten kurz. Menschen merken Blut. Immer. Er sagte schließlich: Hinter der Speisekammer. Aber da ist—

Ein Geräusch vom Gang.

Nicht Schritte. Kein Rennen.

Ein leises, höfliches Räuspern.

Die Küchenmädchen erstarrten. Der Koch wurde blasser. Er senkte das Messer einen Zentimeter, als hätte ihn ein unsichtbarer Blick getroffen.

Ich sah zur Service-Tür zurück. Der Türspalt zeigte nur Dunkelheit. Kein Gesicht. Kein Schatten. Und doch wusste ich: Er ist da. Oder etwas von ihm.

Der Priester sagte leise: Kein Blickkontakt.

Ich führte die Frau am Arm weiter, vorbei an Tischen, an Brot, an dampfenden Töpfen. Die Küche war ein Labyrinth aus Arbeit. Und Arbeit ist manchmal ein Schutz, weil sie keine Zeit hat für Theater.

Wir erreichten die Speisekammer. Eine schwere Tür, die nach kalter Luft roch. Der Koch öffnete sie, als wäre er plötzlich Teil unserer Flucht, ob er will oder nicht. Drinnen war es kühl, dunkel, Regale mit Gläsern, Fässer, Säcke. Der Geruch von Salz, von Essig, von alten Kartoffeln. Kein Glas. Keine Portraits. Nur Vorrat. Das gefiel mir. Vorrat ist Leben. Vorrat ist nicht Geschichte.

Doch am hinteren Ende der Speisekammer hing eine Glocke.

Eine kleine Glocke, an einer Schnur, vermutlich um in der Küche zu rufen. Ein einfaches Ding, Messing, unschuldig. Und trotzdem spürte ich, wie mein Hals bei ihrem Anblick stach. Glocken sind ebenfalls Zeichen. Sie rufen. Sie sammeln. Sie machen Geräusch, das nicht zurückgenommen werden kann.

Die Frau sah die Glocke und flüsterte: Nicht läuten.

Der Priester sagte: Niemand läutet hier irgendwas.

Wir gingen weiter, zur Hintertür, die der Koch erwähnt hatte. Sie führte in einen schmalen Hof hinter dem Haus. Draußen war Nacht, und der Wind roch nach Meer und nach Nebel, der gerade dabei war, die Stadt einzuhüllen. Der Hof war leer, nur Mülltonnen, Kisten, ein nasser Pflastersteinboden. Und am Ende des Hofes war ein Tor, das auf eine schmale Gasse führte.

Wir traten hinaus.

In dem Moment, als die Tür hinter uns zufiel, hörte ich aus der Speisekammer das leise Läuten der Glocke.

Nicht gezogen von einer Hand, nicht sichtbar. Ein einzelner Ton, der kurz vibrierte und dann im Nebel verschwand, als hätte der Nebel ihn verschluckt. Aber Glockentöne verschwinden nicht. Sie bleiben irgendwo hängen, in Köpfen, in Knochen.

Der Priester blieb stehen. Sein Gesicht war angespannt. Er flüsterte: Das war nicht gut.

Die Frau drehte sich ruckartig zur Tür, als wolle sie zurück, als wolle sie verhindern, dass der Ton sich verbreitet. Ich hielt sie fest. Nicht zurück. Zurück ist immer ein Kreis.

Der Nebel kroch bereits in den Hof, dünne Fäden, die zwischen den Kisten hingen. Die Laternen an der Mauer leuchteten schwach, und das Licht wurde sofort weich, verschluckt.

Dann hörten wir wieder die Glocke.

Diesmal zweimal. Langsam. Als würde jemand einen Rhythmus suchen.

Und irgendwo, aus der Richtung des Hauses, kam eine Stimme, dumpf durch Mauern, freundlich wie immer:

Das ist mein Lied.

Der Priester sagte leise: Er benutzt die Glocke wie ein Herzschlag. Er gibt uns ein Tempo.

Ich spürte, wie der Biss an meinem Hals in diesem Tempo zu pochen begann, als würde mein Körper sich dem Rhythmus anpassen, den er vorgibt. Und das war der wahre Schrecken: Nicht dass er Glocken läuten kann. Sondern dass er etwas in mir findet, das gern zuhört.

Wir gingen in die Gasse, hinein in den Nebel, weg vom Ball, weg von Licht und Musik. Und nach ein paar Schritten hörte ich hinter uns den dritten Glockenton, weiter weg, aber klar.

Ein Ruf.

Ein Zeichen.

Als würde die Stadt selbst beginnen, mit ihm zu sprechen.

Der Nebel war kein Wetter mehr. Er war ein Zustand. Er kroch nicht nur durch die Gassen, er kroch in die Sinne, machte Geräusche weich und Entfernungen zu Lügen. Whitby, das am Tag so klar und kantig gewesen war, wurde jetzt eine Stadt aus Watte und Schatten. Die Laternen leuchteten wie schwache Inseln, und zwischen ihnen lag das Nichts, in dem alles passieren kann, ohne dass man es sieht.

Wir gingen dicht beieinander, nicht aus Gemeinschaftsgefühl, sondern weil der Nebel Abstand frisst. Wenn man zwei Schritte auseinander ist, ist man schon allein. Und allein war das Wort auf der Karte. Allein war das, was er wollte.

Hinter uns lag das Herrenhaus, irgendwo im Nebel, und mit ihm die Musik, die Masken, der Mann ohne Maske. Aber die Glocke blieb. Ihr Ton war wie ein Faden, der sich an meinen Hals legte. Ein Faden, der im Takt des Bisses pulsierte.

Der Priester ging vorne. Nicht weil er uns führen wollte, sondern weil er die Richtung wie eine Last auf sich nahm. Er blieb ab und zu stehen, lauschte. Ich sah, wie er atmete, kontrolliert, als wolle er verhindern, dass seine Angst zu einem Geräusch wird.

Die Frau ging zwischen uns, der Schal hoch, die Maske noch immer auf dem Gesicht. Ich hatte meine Maske längst abgenommen, ohne es zu merken. Vielleicht war das ein Fehler. Vielleicht war es notwendig. Ich spürte die kalte Luft auf der Haut und wusste: Mein Gesicht ist jetzt im Nebel. Nicht sichtbar, aber verfügbar.

Wir hörten die Glocke wieder, diesmal nicht aus der Speisekammer, sondern irgendwo weiter weg. Ein Ton, gedämpft, als käme er aus einer anderen Straße. Ein Echo, das sich unmöglich verorten ließ. Der Priester flüsterte: Sie wandert.

Die Frau sagte, kaum hörbar: Glocken wandern nicht.

Der Priester antwortete: In Häusern nicht. In Geschichten schon.

Wir gingen weiter. Die Gasse mündete auf eine breitere Straße. Der Nebel lag hier tiefer, und aus ihm tauchten plötzlich Gestalten auf: zwei Männer, die schwankten und lachten, wahrscheinlich betrunken. Sie trugen keine Masken mehr, nur gerötete Gesichter und die Art von Fröhlichkeit, die man sich auf einen Abend drauftrinkt. Sie bemerkten uns kaum, wichen aus, stießen trotzdem fast gegen die Frau. Einer murmelte eine Entschuldigung, die wie ein Husten klang, und verschwand wieder im Weiß.

Ich spürte sofort das Problem: Zeugen. Unfreiwillige Zeugen. Menschen, die später sagen könnten: Da waren drei, und einer hatte einen Schal so hoch, dass man nichts sah. Menschen, die später vielleicht nicht mehr genau wissen, was sie gesehen haben. Der Nebel hilft, Erinnerungen zu verwischen. Und jemand wie er liebt verwischte Erinnerungen, weil er sie nachmalen kann.

Der Priester führte uns schneller, aber nicht hektisch. Wir erreichten eine Kreuzung, an der die Laterne flackerte, als hätte sie Angst vor ihrer eigenen Flamme. Dort blieb er stehen und sah in beide Richtungen. Der Nebel machte aus jeder Straße dieselbe Straße. Nur Geräusche konnten Unterschiede machen.

Und genau da hörten wir es: das Läuten.

Nicht ein Ton. Nicht zwei.

Drei, langsam, wie ein Rufen. Und mit jedem Ton schien der Nebel dichter zu werden, als würde er den Klang benutzen, um sich zu formen.

Ich fragte leise: Woher kommt es?

Der Priester schüttelte den Kopf. Er sagte: Nicht suchen. Folgen ist sein Plan.

Die Frau flüsterte: Aber wenn wir nicht folgen, führt er uns trotzdem.

Sie hatte recht. Das war das Komische an Fäden: Man kann sie ignorieren, aber sie bleiben. Und wenn sie um den Hals liegen, ist Ignorieren nur eine andere Form von Erstickung.

Wir gingen weiter, weg von der Kreuzung, hinein in eine Seitenstraße, in der Häuser klein waren, alte Fischerhäuser. Fenster waren dunkel. Oder sie taten so. In Nebel sieht man nie, ob ein Fenster wirklich dunkel ist oder nur die Reflexion der Laterne trägt.

Dann sah ich es.

Ein Licht in einem Fenster. Klein, warm, gelb. Keine Laterne, kein Straßenlicht. Eine Kerze, vielleicht. Ein menschliches Licht. Und hinter dem Licht eine Silhouette, klein, still.

Ein Kind.

Ich blieb stehen, obwohl ich es nicht wollte. Der Körper stoppte. Reflex. Der Priester bemerkte es, drehte sich und sah, wohin mein Blick ging. Sein Gesicht wurde hart. Die Frau sagte nur ein einziges Wort, heiser: Nein.

Das Kind stand hinter dem Fenster, die Hände am Glas, genau wie im Ballsaal. Die gleiche Haltung. Die gleiche Ruhe. Die gleiche Unangemessenheit.

Und dann, langsam, hob das Kind die Hand und legte den Finger auf das beschlagene Glas, als wäre es dort warm, obwohl es draußen kalt war. Es begann zu schreiben.

Nicht „Mary“.

Nicht „Mitternacht“.

Nur ein Symbol.

Ein halber Kreis.

Die Frau neben mir stöhnte leise, als würde der Anblick sie körperlich treffen. Der Priester packte ihren Arm, nicht hart, nur um sicher zu sein, dass sie nicht nach vorn fällt.

Ich konnte meinen Blick nicht lösen. Das Kind schrieb den Kreis nicht fertig. Es ließ ihn unvollendet. Und genau dieses Unvollendete zog an mir. Der menschliche Geist will Kreise schließen. Genau das ist die Falle.

Ich machte einen Schritt auf das Haus zu, bevor ich darüber nachdachte. Der Priester zog mich zurück. Sein Griff war überraschend stark. Er flüsterte: Nicht.

Ich sagte leise: Es ist wieder da.

Der Priester antwortete: Es war nie weg.

Das Kind hinter dem Fenster hob den Kopf und sah uns an. Und diesmal war es nicht still. Es öffnete den Mund und sprach. Ich hörte es nicht durch Glas und Nebel. Aber ich las die Worte an den Lippen.

Glocke.

Dann zeigte es mit dem Finger – nicht auf uns – sondern in Richtung der Kirche. Oder dahin, wo die Kirche im Nebel sein musste. Und während es zeigte, hörten wir tatsächlich das Läuten wieder, diesmal klarer, näher, als hätte sich der Klang an die Richtung gehängt.

Die Frau flüsterte: Er will uns zur Kirche zurück.

Der Priester sagte: Oder er will, dass wir glauben, es sei die Kirche.

Ich starrte auf das Kind. Es stand wie ein Wegweiser, wie eine lebendige Beschilderung. Und ich begriff: Dieses Kind ist keine Figur, die man retten kann. Es ist ein Werkzeug, das dich retten lässt, um dich zu fangen.

Ich wandte den Blick ab, hart, fast gewaltsam, als müsste ich meinen eigenen Augen befehlen. Wir gingen weiter, in die Richtung, die das Kind gezeigt hatte, weil jeder andere Weg sich anfühlte wie blindes Treten.

Der Nebel wurde dichter, und das Läuten wurde klarer. Ein Ton, dann Pause, dann ein zweiter. Es war nicht mehr wie ein Herzschlag. Es war wie ein Ruf.

Und dann, zwischen zwei Glockentönen, hörte ich etwas anderes. Kein Tippen. Keine Stimme. Ein leises Schluchzen, irgendwo im Nebel, ganz nah, vielleicht nur ein paar Schritte entfernt.

Die Frau blieb stehen. Sie flüsterte: Das ist ein Mensch.

Der Priester sagte: Oder eine Rolle.

Das Schluchzen wurde lauter, und ich musste mich zwingen, nicht hinzulaufen. Denn genau das ist es, was er will: dass man auf Geräusche reagiert, dass man sich von Klang zu Klang führen lässt, bis man nicht mehr weiß, wo man anfangen hat.

Wir gingen weiter. Das Schluchzen blieb hinter uns, oder es verschwand im Nebel, oder es ging mit uns. Ich konnte es nicht sagen.

Dann tauchte vor uns ein Turm auf, grauer Stein im Weiß, als würde die Stadt plötzlich einen Knochen zeigen. Kirche. Oder etwas, das sich als Kirche tarnt.

Die Glocke läutete wieder.

Diesmal direkt über uns.

Und als ich den Kopf hob, sah ich im Nebel, hoch oben, an der Öffnung des Glockenturms, eine kleine Gestalt stehen.

Ein Kind.

Der Turm stand da wie ein Finger, der in den Nebel sticht, und doch war er weich geworden durch das Weiß, als würde der Stein selbst versuchen, sich zu verstecken. Die Glocke über uns läutete nicht mehr wie ein Instrument. Sie läutete wie ein Herz, das nicht aufhören will, obwohl es längst falsch schlägt.

Oben, am Glockenfenster, stand das Kind.

Nicht am Boden, nicht hinter Glas, nicht in einem Salon voller Masken. Hoch oben, in der Öffnung, wo Wind und Geräusch frei sind. Eine kleine Silhouette, die sich gegen das blasse Licht abzeichnete, als wäre sie dort hingestellt worden, damit man sie sehen muss.

Die Frau neben mir stieß einen Laut aus, halb Gebet, halb Wut. Der Priester blieb stehen und sagte leise: Schau nicht zu lange.

Ich schaute trotzdem. Nicht aus Trotz, sondern weil mein Blick ein eigener Körperteil geworden war, der manchmal nicht gehorcht. Das Kind hob die Hand.

Und läutete nicht die Glocke.

Es hielt nur die Schnur.

Die Schnur hing aus der Öffnung wie ein schwarzer Faden im Nebel. Das Kind hielt sie, und allein dieses Bild war genug, um die Vorstellung in meinem Kopf auszulösen: Ein Ruck, ein Ton, und alle im Nebel wissen, wohin sie gehen sollen.

Das Kind zog nicht.

Die Glocke läutete trotzdem.

Ein Ton, tief, vibrierend, der in meinem Brustkorb widerhallte, als hätte man mir von innen gegen die Rippen geschlagen. Ich spürte den Biss am Hals im gleichen Moment pochen, als hätte er sich eingeklinkt. Als würde mein Blut den Ton verstehen.

Der Priester machte einen Schritt vor, hob den Kopf und rief – nicht laut, aber klar genug, dass es durch den Nebel dringen konnte: Hör auf!

Seine Stimme klang klein unter dem Turm. Wie ein Mensch, der zu einem Wetter spricht.

Das Kind neigte den Kopf, als würde es zuhören. Und dann, langsam, formten seine Lippen Worte. Ich hörte sie nicht. Aber ich konnte sie lesen, weil ich mich darauf konditioniert hatte, Lippen zu lesen wie andere Menschen Zeitungen.

Er kommt.

Der Priester flüsterte neben mir, bitter: Er ist schon da.

Die Kirche war nicht die Kirche, die wir verlassen hatten. Oder sie war es, und sie war es nicht mehr. Nebel macht aus Orten neue Orte. Das Portal war dunkel, und in der Dunkelheit lag etwas, das wie Bewegung wirkte. Nicht klar, nur ein Schieben, als würde sich dort drin jemand entscheiden, ob er hinaustritt.

Die Frau presste sich näher an mich, ohne es zu merken. Sie flüsterte: Geh nicht rein.

Der Priester sagte: Geh nicht raus.

Wir standen auf dem kleinen Platz vor der Kirche, umgeben von Nebel, als wären wir auf einer Insel, und die Insel hätte beschlossen, sich selbst zu verschlucken. Der Glockenton vibrierte noch in den Steinen. Dann wurde es still. Kurz. Und diese Stille war schlimmer, weil sie die Pause war, in der man den nächsten Ton erwartet.

Dann kam das Tippen.

Nicht oben am Turm. Nicht in der Kirche.

Direkt hinter uns.

Ein sanftes, höfliches Tippen auf Stein, wie eine Schirmspitze, die testet, ob der Boden echt ist.

Ich drehte mich langsam um.

Er stand da.

Nicht weit. Keine zwei Meter. Der Mann ohne Maske. Blasses Gesicht, ruhige Augen, der Mund zu freundlich. Und in seiner Hand – jetzt, endlich, ohne sich zu verstecken – der Regenschirm, geschlossen, die Spitze auf dem Pflaster, als wäre es ein Stock.

Er hatte keine Eile. Warum auch? Der Nebel war sein Verbündeter. Die Glocke war sein Metronom. Und wir standen da, wo wir stehen sollten: zwischen Tür und Platz, zwischen innen und außen.

Er sagte ruhig: Du hörst sie gut, nicht wahr?

Ich antwortete nicht. Meine Kehle war trocken. Der Biss brannte wie ein eigener Mund.

Der Mann hob den Schirm minimal, als würde er eine Dirigentenbewegung machen, und im selben Moment läutete die Glocke wieder, obwohl das Kind oben die Schnur nicht zog. Ein Ton, der durch den Nebel rollte wie ein Befehl.

Die Frau keuchte. Der Priester machte einen Schritt zur Seite, stellte sich so, dass er zwischen dem Mann und uns stand. Aber es war lächerlich. Man kann sich nicht zwischen einen Menschen und eine Geschichte stellen.

Der Mann sagte: Ich habe dir geschrieben, Abraham. Du wolltest nicht hören. Ich habe dir gezeigt. Du wolltest nicht sehen. Also... lasse ich die Stadt sprechen.

Er deutete mit dem Schirm zur Kirche. Und plötzlich sah ich, was im Nebel am Portal stand.

Nicht eine Person.

Viele.

Maskierte Gäste vom Ball, wie Schlafwandler. Sie standen im Nebel, reglos, als hätten sie sich hierher bewegt, ohne zu wissen warum. Einige hielten noch Gläser. Einige hatten Mäntel über den Kostümen. Alle blickten zur Kirche, als wäre sie ein Fernseher, den man nicht ausschalten kann.

Der Mann sagte leise: Zeugen. Du wolltest doch Zeugen.

Der Priester flüsterte: Sie sind nicht Zeugen. Sie sind Publikum.

Das Kind oben im Turm hob die Hand und winkte wieder. Langsam. Höflich. Wie ein Gastgeber, der sagt: Bitte, treten Sie ein.

Der Mann trat einen Schritt näher. Sein Schirm tippte auf Stein. Er sagte: Gib mir dein Gesicht, und ich lasse sie gehen.

Er meinte die Maskierten. Er meinte die Frau. Er meinte vielleicht Mary. Vielleicht alle. Er sprach es so, dass „gehen lassen“ wie Gnade klang.

Ich spürte den sozialen Reflex in mir, den Reflex, der sagt: Er bietet etwas an. Du musst antworten. Du musst verhandeln. Du musst höflich sein.

Und gleichzeitig spürte ich die Wahrheit darunter: Wenn ich ihm mein Gesicht gebe, gebe ich ihm die letzte Oberfläche, die mir gehört. Die letzte Grenze.

Der Priester sagte leise, direkt in mein Ohr: Wenn du es gibst, nimmt er nicht weniger. Er nimmt mehr.

Die Frau flüsterte, rau: Er hat mich schon genommen. Lass ihn nicht dich nehmen.

Der Mann lächelte endlich sichtbar, als hätte er Freude an dieser Szene. Er hob den Schirmgriff, und ich sah für einen Moment die Rückseite des Griffs, dort, wo bei anderen Holz ist.

Bei ihm war ein kleines Stück Glas eingelassen.

Ein Spiegel.

Sein Schirm war sein Fenster.

Er sagte: Schau.

Und in diesem Spiegel, im winzigen Glas, sah ich etwas, das mir den Atem nahm: Nicht mein Gesicht. Nicht seines.

Mary.

Ein Augenpaar, blass, voller Angst, so nah, als wäre sie hinter dem Glas gefangen. Die Lippen bewegten sich. Ich las es nicht als Wort. Ich las es als Bitte.

Der Mann sagte sanft: Ein Schritt. Nur ein Schritt. Dann kommt sie raus.

Die Glocke läutete wieder, als würde sie den Satz unterstreichen. Der Nebel schluckte alles, außer diesem Ton, der in meinem Körper vibrierte.

Ich hob die Hand.

Nicht zum Schirm. Nicht zum Mann.

Ich hob sie zum Turm und zeigte auf das Kind.

Und ich sagte laut, zum ersten Mal laut in dieser Nacht, damit alle Masken es hören:

Das ist nicht echt.

Die Maskierten am Portal zuckten, als hätte der Satz sie berührt. Ein paar Köpfe drehten sich minimal. Nicht viel. Aber genug, um zu zeigen: Worte können auch schneiden.

Der Mann ohne Maske blieb ruhig. Aber sein Blick wurde einen Tick kälter.

Er sagte: Wirklich?

Und oben, im Glockenfenster, kippte die Silhouette des Kindes einen Moment, als würde sie flackern.

Nur kurz.

Genug, um zu zeigen: Ich hatte getroffen.

Die letzte Beichte

Das Wort „nicht echt“ hing noch im Nebel wie ein Stein, den man ins Wasser geworfen hat, und die kleinen Wellen liefen jetzt durch Gesichter, die hinter Masken verborgen waren. Es war kein großer Effekt. Kein kollektives Erwachen, kein dramatisches Zurückweichen. Nur winzige Bewegungen: ein Kopf, der sich leicht dreht; eine Hand, die das Glas fester hält; ein Atem, der stockt, weil er sich plötzlich erinnert, dass er ein eigener Atem ist.

Oben im Glockenfenster flackerte das Kind. Ein kaum sichtbares Zittern in der Kontur, als würde ein Filmstreifen kurz springen. Dann stand es wieder still. Aber die Vorstellung, dass es flackern kann, war Gift in der Kulisse. Einmal gesehen, lässt es sich nicht wieder unsehen.

Der Mann ohne Maske hielt den Regenschirm ruhig, die Spitze auf dem Stein, als wäre es ein Spazierstock. Sein Gesicht blieb freundlich, doch die Freundlichkeit war jetzt schärfer, wie ein Lächeln, das seine Zähne nicht mehr versteckt.

Er sagte: Du bist laut geworden. Das gefällt mir.

Ich sagte nichts. Wenn ich jetzt antworte, mache ich aus seinem Satz einen Dialog. Und Dialog ist eine Bühne, die ihm gehört. Ich hielt den Blick auf ihm, ohne ihn anzustarren, und spürte, wie mein Hals brannte, als würde die Wunde versuchen, seine Stimme zu trinken.

Der Priester neben mir bewegte sich minimal, stellte sich so, dass er nicht mehr nur vor mir stand, sondern leicht schräg, als wolle er sowohl mich als auch die Frau hinter mir abdecken. Die Frau stand still, der Schal hoch, die Maske auf, und ich merkte, dass ihre Hände zittern, nicht vor Kälte, sondern vor der Art von Entscheidung, die kein Mensch treffen will.

Der Mann hob den Schirmgriff ein Stück, so dass der kleine Spiegel darin kurz das schwache Laternenlicht einfing. Für einen Augenblick blitzte Marys Augenpaar darin auf wie ein Fisch im Wasser. Dann drehte er den Griff wieder weg, als wäre es nur ein Trick, den man zeigt, um zu beweisen, dass man ihn hat.

Er sagte sanft: Ich habe dir etwas gezeigt, das du willst. Es ist höflich, darauf zu reagieren.

Höflichkeit. Wieder dieses Wort in meinem Kopf. Der Reflex, den er benutzt. Man will nicht unhöflich sein, selbst wenn man in Gefahr ist. Man will antworten, erklären, verhandeln. Und genau darin liegt der Würgegriff: Sprache als Leine.

Ich zwang mich, an etwas anderes zu denken. An die Kirche, die wir verlassen hatten. An den Priester hinter Glas, der schwieg. An die versteckten Spiegel. An das, was er „Beichte“ genannt hatte, als wäre es eine Tür.

Die Glocke läutete einmal, tief, als würde sie einen Satz beenden.

Der Mann ohne Maske sagte: Es ist Zeit für die letzte Beichte, Abraham.

Ich spürte, wie es mich traf. Nicht weil das Wort „Beichte“ religiös ist. Sondern weil es nach Endgültigkeit klang. Letzte. Als gäbe es danach nichts mehr, was man zurücknehmen kann. Letzte Beichten schreibt man nicht. Letzte Beichten spricht man aus, weil man glaubt, dass danach Stille kommt.

Der Priester flüsterte, direkt in mein Ohr: Nicht.

Der Mann sagte: Du kannst es leise tun. Du kannst es höflich tun. Du kannst es sogar nur denken. Ich höre es trotzdem.

Und dann, als würde er ein Theaterstück dirigieren, hob er den Schirm minimal. Die Spitze tippte einmal auf den Stein.

Im selben Moment öffnete sich die Kirchentür am Portal einen Spalt. Ohne Hand, ohne Knarren, als würde das Holz selbst atmen. Dahinter war Dunkelheit, dicker als der Nebel draußen. Und aus dieser Dunkelheit kam ein Geruch, der mich sofort zurückwarf in den weißen Flur: kalte Luft, Eisen, und etwas Süßes, das versucht, freundlich zu sein.

Die Maskierten am Portal bewegten sich wie auf ein unsichtbares Kommando. Ein Schritt nach vorn. Langsam. Nicht drängend. Schlafwandler. Publikum, das zum Eingang eines Kinos geht.

Die Frau neben mir flüsterte: Sie gehen rein...

Der Mann ohne Maske nickte, als wäre es selbstverständlich. Er sagte: Sie wollen es sehen. Jeder will eine Beichte sehen. Es ist die einzige Art, wie Menschen sich besser fühlen, ohne sich zu ändern.

Der Priester trat einen halben Schritt vor. Seine Stimme war ruhig, aber jetzt hörte ich darin Stahl: Lass sie.

Der Mann blickte ihn an, kurz, als hätte er vergessen, dass Priester auch existieren können, wenn niemand beichtet. Dann sagte er freundlich: Du bist tapfer. Aber du bist nicht eingeladen.

Der Priester antwortete nicht. Er hielt einfach stand.

Die Glocke läutete nicht. Sie schwieg. Und in diesem Schweigen hörte ich etwas anderes: ein leises, entferntes Flüstern, als würden viele Stimmen hinter der Kirchentür murmeln. Oder als würde der Nebel selbst Worte formen.

Der Mann ohne Maske sagte: Ich will nur ein Geständnis. Ein einziges. Und dann endet das.

Ich merkte, wie die Maskierten am Portal den Kopf leicht drehen, als hätten sie den Satz gehört und ihn gemocht. Menschen mögen Versprechen von Ende. Ende bedeutet, dass man nicht weiter fühlen muss.

Ich sagte schließlich, leise: Was soll ich beichten?

Der Priester stieß einen Atem aus, enttäuscht. Aber ich wusste: Manchmal muss man fragen, um zu hören, wie die Falle klingt. Ich würde nicht hineintreten. Noch nicht.

Der Mann lächelte. Er sagte: Beichte, dass du sie wolltest.

Ich spürte, wie der Satz in meinem Bauch nach unten fiel. Nicht Mary. Nicht Rettung. „Sie“ als Idee. Ein Satzsatz. Er wollte, dass ich beichte, dass mein Motiv nicht Pflicht ist, nicht Liebe, nicht Moral, sondern Hunger.

Der Mann sagte: Beichte, dass du dich in diese Geschichte gedrängt hast, weil du jemanden brauchst, der dich braucht.

Ich sah die Frau neben mir. Sie zitterte, und doch war ihr Blick auf mir, als würde sie prüfen, ob ich wirklich der bin, der ich vorgebe zu sein. Der Priester sah mich an, und in seinen Augen lag die gleiche Frage.

Der Mann setzte nach, sanft: Beichte, dass du ohne diese Nacht nur ein Mann bist. Und du willst mehr sein als nur ein Mann.

Die Glocke läutete einmal, sehr leise, als würde sie applaudieren.

Ich spürte den Druck, den er aufbaut: nicht physisch, sondern moralisch. Eine Beichte ist nicht nur Worte. Sie ist ein Selbstbild. Wenn ich beichte, dass ich es wollte, mache ich mich schuldig, und Schuld ist ein Haken, an den er mich hängen kann. Und wenn ich nicht beichte, kann er sagen, ich sei kalt, stolz, unfähig zur Wahrheit.

Das ist das Schöne an Beichten: Egal, wie du antwortest, du zeigst dich.

Der Mann ohne Maske hob den Schirmgriff wieder. Marys Augen blitzten darin auf. Ich sah darin etwas, das mich fast zerbrach: einen winzigen, dunklen Punkt am Hals, genau dort, wo die Bissstellen sind. Und ich wusste nicht, ob ich Mary sehe oder eine Kopie, die meine Hoffnung genau kennt.

Die Frau flüsterte plötzlich, brüchig: Er wird dich zwingen, zu sprechen.

Der Priester sagte leise: Nicht sprechen. Handeln.

Handeln. Aber wie handelt man gegen einen Mann, der Glocken läuten lässt und Türen öffnet, ohne sie zu berühren?

Ich sah zur Glocke hoch. Das Kind stand noch dort. Klein, flackernd. Und ich begriff etwas, das mich gleichzeitig beruhigte und erschreckte: Wenn es flackern kann, dann ist es nicht fest. Wenn es nicht fest ist, kann man es stören.

Ich hob den Blick zum Turm und sagte, diesmal nicht laut, sondern so, dass es nur der Mann hört: Deine Bühne hat Fäden.

Der Mann lachte leise. Dann hob er den Schirm und deutete auf mich, als würde er eine Pistole zeigen, ohne sie zu ziehen.

Er sagte: Dann zieh doch an einem.

Und hinter der Kirchentür, in der Dunkelheit, hörte ich plötzlich ein Geräusch, das ich sofort erkannte, weil es in meinem Kopf wohnt: das leise Kratzen an Holz. Drei Züge. Pause. Drei Züge.

Beichte.

Das Kratzen hinter der Kirchentür war schlimmer als das Läuten. Glockentöne sind öffentlich. Sie gehören allen. Kratzen gehört einem Einzelnen. Kratzen ist das Geräusch eines Gefangenen. Oder eines Tieres. Oder eines Menschen, der noch nicht aufgegeben hat, obwohl er längst in der Wand steckt.

Drei Züge. Pause. Drei Züge.

Der Mann ohne Maske hörte es auch. Er lächelte dabei, als würde er sich über die eigene Regie freuen. Dann sah er mich an, freundlich, mit dieser furchtbaren Normalität, und sagte: Du hörst es. Gut. Das ist der Moment, in dem du dich entscheidest, ob du ein guter Mann bist oder nur so tust.

Ich hätte ihm am liebsten ins Gesicht geschlagen. Nicht aus Mut. Aus Abscheu vor der Eleganz seiner Falle. Aber Schlagen wäre ein Dialog. Schlagen wäre ein Akt, der ihn zum Gegner macht. Er will Gegner. Gegner geben ihm Form.

Der Priester neben mir atmete tief ein, als würde er sich zwingen, nicht zu sprechen. Er sagte kein Wort. Das war seine Art zu kämpfen. Stille, wenn Stille gefährlich ist.

Die Frau stand still, aber ich spürte ihre Unruhe wie Strom. Ihr Schal war hochgezogen, ihre Maske saß fest, und doch war sie in diesem Nebelplatz vor der Kirche das Verwundbarste, weil sie markiert war. Ein Zeichen auf Haut. Ein Stempel.

Die Maskierten am Portal standen wie eingefroren, an der Schwelle. Ein paar waren schon einen Schritt in die Dunkelheit gegangen, als hätten sie die Wärme eines Kinos gesucht. Keiner von ihnen schien es komisch zu finden, dass man in eine Kirche geht, weil eine

Glocke ruft, obwohl man gerade noch auf einem Ball war. Menschen folgen gern Übergängen, wenn jemand anders den Grund liefert.

Der Mann hob den Schirmgriff wieder, und der Spiegel darin fing kurz ein Stück Laternenlicht. Marys Augen flackerten darin auf. Er hielt es so, dass ich es sehen musste, aber niemand sonst. Ein privates Fenster im öffentlichen Nebel.

Er sagte sanft: Sag nur den Namen. Und dann sag die Wahrheit: dass du sie willst. Dass du sie brauchst. Dass du ohne sie leer bist.

Er stellte es hin wie eine Leiter: Name, dann Motiv, dann Kapitulation. Schritt für Schritt, bis du oben bist und glaubst, du bist aufgestiegen, obwohl du nur höher aufgehängt wurdest.

Ich spürte den Biss am Hals pulsieren. Nicht nur Schmerz. Erwartung. Mein Körper wollte die Leiter nehmen. Das war die schrecklichste Erkenntnis: Er brauchte nicht nur meine Angst. Er brauchte auch meinen Reflex zu retten. Dieser Reflex ist die größte Schwäche eines Menschen, der sich für gut hält.

Der Priester flüsterte jetzt doch, fast unhörbar: Abraham... hör mich.

Ich sah ihn kurz an.

Er sagte: Beichte ist nicht für ihn. Beichte ist für dich. Wenn du sprichst, sprichst du zu Gott, nicht zu ihm. Und Gott hört auch, wenn du schweigst.

Das war nicht theologisch. Das war strategisch. Er bot mir einen Ausweg aus dem Rahmen. Er versuchte, das Wort Beichte von der Falle zu lösen. Ich spürte Dankbarkeit, und ich hasste Dankbarkeit, weil sie weich macht.

Der Mann ohne Maske lachte leise. Er sagte: Gott? Der Nebel ist voll von Göttern, Priester. Die Leute bauen sie sich, wenn sie Angst haben.

Dann tippte er mit der Schirmspitze einmal auf den Stein.

Die Glocke läutete sofort. Ein tiefer Ton, so nah, dass er mir die Zähne vibrieren ließ. Und als der Ton auslief, geschah etwas in der Dunkelheit der Kirchentür: ein leises Stöhnen, als würde jemand Luft suchen.

Die Frau keuchte. Sie flüsterte: Das ist sie...

Ich wusste nicht, ob sie Mary meinte oder jemanden hinter der Tür. Aber „sie“ war in dieser Nacht ein Wort, das er uns wie Brot hinwarf.

Ich machte einen Schritt Richtung Portal. Nicht, weil ich ihm folgte, sondern weil ich sehen wollte. Sehen ist manchmal der einzige Ersatz für Berühren. Der Priester packte meinen Arm, aber diesmal ließ ich ihn los, sanft. Ich sagte leise: Ich gehe nicht rein. Ich schaue nur.

Der Mann ohne Maske sagte: Schauen ist schon genug.

Ich blieb am Schwellenrand stehen. Die Dunkelheit dahinter war dick. Ich ließ meine Augen sich daran gewöhnen. Und dann sah ich etwas, das nicht hätte sichtbar sein dürfen.

Im Innern der Kirche, dort wo früher der Altar war, hing ein weißes Tuch. Wie ein Vorhang. Wie eine Leinwand. Davor standen Kerzen, viele, und ihr Licht flackerte, aber es wirkte, als würde es vom Tuch geschluckt.

Auf dem Tuch war ein Schatten.

Nicht projiziert wie eine Theaterkulisse. Mehr wie ein Abdruck. Eine Gestalt, die sich bewegte, langsam, wie jemand, der hinter Stoff geht. Ich sah einen Kopf, eine Schulter, einen Arm, der sich hob. Und dann hörte ich das Kratzen wieder, diesmal nicht hinter Holz, sondern direkt hinter dem Tuch. Drei Züge. Pause. Drei Züge.

Die Maskierten am Portal starrten hinein wie Kinder in ein Puppentheater. Einige machten einen Schritt weiter, obwohl sie nicht wollten. Das war die Macht von Bewegung im Dunkeln: Sie zieht.

Der Mann ohne Maske sagte hinter mir: Das ist die Beichte. Die letzte. Sie zeigt, wer du bist.

Ich verstand plötzlich, was er tat. Er hatte aus Beichte ein Spektakel gemacht. Er hatte den Akt des Bekenntnisses vom Inneren nach außen gekehrt. Er wollte, dass meine Wahrheit nicht gesagt wird, sondern gesehen wird. Er wollte, dass ich mich selbst im Tuch erkenne, im Schatten, im Bild. Und dann würde ich sprechen, weil ich es nicht aushalte.

Ich spürte, wie der Biss am Hals brannte. Ein Spiegel. Wieder ein Spiegel, nur als Tuch. Ein weiches Glas.

Die Frau flüsterte neben mir, fast kindlich: Da drin ist jemand.

Ich sah genauer hin. Der Schatten hinter dem Tuch hob den Kopf. Und für einen Moment sah ich etwas, das mir den Magen umdrehte: Zwei dunkle Punkte am Hals der Schattenfigur. Ein Biss, als Zeichen. Es war nicht Mary. Es war jemand, der wie Mary markiert wurde.

Der Priester sagte leise: Er zeigt dir, dass er es jedem antun kann.

Der Mann ohne Maske sagte: Oder er zeigt dir, dass du es verhindern kannst. Mit einem Satz.

Ich hätte schreien können. Ich hätte ihn anspucken können. Aber alles davon wäre wieder Bühne.

Ich tat etwas anderes.

Ich kniete mich langsam hin und griff nach einem Stein vom Pflaster. Keine große Geste. Kein Zorn. Nur ein Mensch, der etwas aufhebt. Der Stein war feucht, kalt, schwer. Ein echtes Ding. Kein Papier. Kein Glas.

Der Priester sah es und verstand sofort. Er hielt den Atem an.

Die Frau sah es und erschrak, weil sie dachte, ich würde die Kirchentür einschlagen oder jemanden verletzen. Sie flüsterte: Nein—

Ich stand wieder auf, den Stein in der Hand, und trat nicht in die Kirche. Ich trat zum Glockenseil, das außen am Turm befestigt war, dort, wo man es im Notfall erreichen kann.

Die Schnur hing am Stein entlang, nass vom Nebel. Jeder im Dorf weiß, wo man eine Glocke läutet. Er auch.

Ich fasste das Seil.

Der Mann ohne Maske lachte leise. Er sagte: Jetzt willst du meine Glocke benutzen?

Ich sagte nichts. Ich zog nicht. Ich wickelte das Seil nur um meine Hand, damit es mir nicht entgleitet. Dann hob ich den Stein.

Der Mann hörte auf zu lachen. Nicht weil er Angst hatte, sondern weil er merkte, dass ich etwas tue, das nicht in seiner höflichen Choreografie liegt.

Ich schlug nicht gegen Menschen.

Ich schlug gegen das Metallstück am Seil, dort, wo es geführt wird, gegen die kleine Halterung, die den Klang kontrolliert. Ein harter Schlag. Metall gegen Stein. Es knallte, ein unschöner Ton, kein Glockenton. Ein Bruchton.

Das Seil riss nicht, aber die Führung verbog sich. Die Schnur sprang aus ihrer Bahn.

Und die Glocke läutete nicht mehr im Rhythmus.

Sie schlug einen wilden, unregelmäßigen Ton, als würde sie stolpern. Kein Metronom mehr. Kein Befehl. Kein sauberes Zeichen.

Die Maskierten am Portal zuckten zusammen. Einige hielten sich instinktiv die Ohren. Ein Mann stolperte rückwärts aus der Kirchentür heraus, als wäre der Ton ihm in den Kopf gefahren.

Der Mann ohne Maske wurde still. Sein Blick wurde hart.

Der Priester flüsterte: Gut.

Ich schlug ein zweites Mal. Die Führung knackte, und das Seil hing plötzlich schlaff. Die Glocke schwieg. Nicht, weil sie fertig ist. Sondern weil ich ihr die Stimme genommen hatte.

In der Stille danach hörte man plötzlich anderes: das Meer in der Ferne, Schritte, Atem. Die Welt kam zurück, weil das Metronom weg war.

Der Mann sagte leise, ohne Freundlichkeit: Das war unhöflich.

Ich sah ihn an. Und in diesem Blick, zum ersten Mal, war keine Bitte, keine Verhandlung.

Nur die Erkenntnis: Wenn ich nicht seine Regeln spiele, muss er andere finden.

Hinter dem Tuch im Innern der Kirche hörte das Kratzen für einen Moment auf.

Und in dieser Pause, dieser winzigen Pause, begriff ich: Ich hatte nicht gewonnen. Ich hatte nur einen Faden zerschnitten.

Wie viele Fäden hat eine Bühne?

Die Glocke schwieg, und dieses Schweigen war wie ein plötzliches Ende einer Musik, die man gar nicht bewusst gehört hatte, bis sie aufhörte. Der Nebel blieb. Das Portal blieb. Der Mann blieb. Aber das Tempo war weg. Der Rhythmus, der uns geführt hatte wie eine Hand am Nacken, war für einen Moment gelöst.

Die Maskierten am Portal standen da, unsicher, wie Leute, die mitten im Tanz merken, dass der Boden nicht fest ist. Ein paar sahen einander an, als wären sie zum ersten Mal wieder Menschen, nicht Teil einer Menge. Einer – ein älterer Herr mit einer Maske, die zu groß für sein Gesicht war – murmelte etwas, das vielleicht ein Gebet war oder nur ein Fluch. Zwei Schritte zurück. Dann noch einer. Das Publikum wusste plötzlich nicht mehr, wo es stehen soll, wenn der Dirigent den Taktstock fallen lässt.

Der Mann ohne Maske sah mich an, und sein Gesicht hatte endlich etwas, das nicht poliert war. Es war nicht Wut, noch nicht. Es war Kränkung. Kränkung darüber, dass ich seine Höflichkeit nicht akzeptiert hatte. Das ist die empfindlichste Stelle solcher Menschen: Sie glauben, Form sei Macht. Wenn man die Form bricht, stehen sie kurz nackt da.

Unhöflich, hatte er gesagt.

Ich antwortete: Leben ist unhöflich.

Der Priester neben mir zog scharf Luft ein, nicht weil mein Satz klug war, sondern weil er riskant war. Jede Antwort ist Risiko. Aber manchmal muss man einen Satz setzen wie einen Nagel, damit etwas nicht wegrutscht.

Der Mann hob den Schirm langsam, nicht wie eine Waffe, sondern wie ein Zepter. Der Spiegel im Griff fing das Laternenlicht, und Marys Augen blitzten darin auf. Diesmal hielt er es länger, als würde er sagen: Du kannst das Tempo brechen, aber du kannst nicht wegsehen.

Er sagte leise: Du glaubst, du hast etwas kaputt gemacht. Du hast nur... die Beichte verzögert.

Im Innern der Kirche, hinter dem weißen Tuch, kam das Kratzen wieder. Aber anders. Nicht in dem sauberen Muster. Schneller. Wütender. Als würde jemand jetzt wirklich versuchen, durchzukommen.

Die Frau neben mir begann zu zittern, sichtbar. Sie flüsterte: Da drin... ist jemand echt.

Der Priester sagte: Ja.

Dieses „ja“ war wie ein Stein. Nicht tröstend. Schwer. Er wusste es. Er hatte es vermutlich immer gewusst: Dass hinter all den Bildern, Spiegeln, Masken irgendwann ein echter Körper hängt. Einer, der leidet.

Der Mann ohne Maske lächelte wieder, dünn. Er sagte: Natürlich ist da jemand echt. Wie sonst soll es wirken?

Das war der Satz, der mir den Magen drehte. Nicht weil er grausam ist – Grausamkeit hatte ich die ganze Nacht gesehen. Sondern weil er es wie eine Selbstverständlichkeit aussprach. Als wäre Leiden ein Requisit, das man eben braucht.

Ich sah zum Portal. Der Spalt in der Tür war noch da. Dunkelheit dahinter. Kerzen. Das Tuch. Der Schatten, der kratzt. Und ich spürte den Reflex in mir, wieder, stärker: rein, holen, retten. Genau da wollte er mich haben.

Der Priester flüsterte: Wenn du hineingehst, gehst du nicht allein. Nicht ohne mich.

Der Mann ohne Maske hörte es und sagte freundlich: Oh, bitte. Nehmen Sie ihn mit. Ich liebe Mehrstimmigkeit.

Die Frau schluckte. Sie sagte, brüchig: Und ich?

Der Mann blickte sie an, als würde er erst jetzt bemerken, dass sie eine Person ist. Seine Augen glitten über ihren Schal, ihren Hals, als wüsste er genau, was darunter ist. Er sagte: Du bist schon beichtet worden. Deine Haut hat gesprochen.

Sie zuckte zusammen, als hätte er sie geschlagen.

Ich spürte, wie in mir etwas hart wurde. Nicht Mut. Härte. Ein kalter Entschluss, der nicht dramatisch ist, sondern schlicht: nicht mehr nach seinen Worten reagieren.

Ich sagte zum Priester: Wenn wir das Tuch runterreißen, nimmt man ihm das Bild.

Der Priester nickte sofort, als hätte er darauf gewartet, dass ich es sage. Er sagte: Und wir geben den Menschen etwas Echtes zu sehen.

Die Frau flüsterte: Echtes macht ihnen Angst.

Ich antwortete: Dann sollen sie Angst haben. Angst ist wenigstens wahr.

Ich trat zur Schwelle, nicht hinein, nur bis dorthin, wo der Nebel und die Dunkelheit sich berühren. Der Mann ohne Maske stand noch immer hinter uns, nah genug, dass ich seine Präsenz spürte wie eine Hand im Nacken. Ich ignorierte sie.

Drinne in der Kirche war der Boden kalt. Der Geruch nach Eisen war stärker. Kerzen flackerten, aber ihr Licht war seltsam, als würde es nicht den Raum beleuchten, sondern nur das Tuch. Alles führte zum Tuch.

Ich ging auf das Tuch zu.

Der Priester ging neben mir. Sein Atem war ruhig, aber ich sah, wie seine Hand an seinem Kreuz hing, als würde er sich daran festhalten, dass etwas Heiliges existieren kann, selbst wenn hier gerade Theater gespielt wird.

Die Frau blieb an der Schwelle. Sie ging nicht hinein. Sie konnte nicht. Oder sie wusste, dass sie dort drinnen nur ein weiteres Zeichen wäre.

Ich erreichte das Tuch. Es hing an einer Stange, befestigt mit Haken. Es war schwer, weiß, und es roch nicht nach Wäsche. Es roch nach Keller, nach Feuchtigkeit. Nach etwas, das lange versteckt war.

Hinter dem Tuch bewegte sich der Schatten. Er kratzte, jetzt schneller. Und ich hörte auch ein Atmen. Echt. Panisch. Ein Mensch.

Ich griff nach dem Stoff.

In dem Moment, bevor ich zog, hörte ich hinter mir das sanfte Tippen der Schirmspitze auf Stein. Ganz nah.

Der Mann ohne Maske sagte leise: Das ist der Moment, in dem du beichtest, Abraham. Nicht mit Worten. Mit Taten. Du wirst wählen, wen du rettetest. Und was du dafür gibst.

Ich zog.

Der Stoff riss nicht, er fiel schwer nach vorn, wie ein Vorhang, der endlich seine Szene beendet. Er krachte auf den Boden, und Kerzen flackerten heftig, einige erloschen. Der Raum wurde für einen Augenblick dunkler, dann wieder heller.

Und da war es.

Kein Schatten. Kein Bild.

Ein Mensch.

Eine Frau, an eine Säule gebunden, die Hände über dem Kopf, die Haut blass, die Lippen blau vor Kälte. Ihr Hals war voller kleiner Wunden, nicht nur zwei Punkte. Viele. Als hätte jemand versucht, aus ihr ein Alphabet zu machen. Ihre Augen waren offen, aber sie sahen nicht richtig. Sie sahen durch uns hindurch.

Die Maskierten am Portal keuchten. Ein paar schrien kurz auf, echte Schreie, die sofort verstumten, weil niemand in so einem Moment wissen will, was er gerade getan hat.

Der Priester ging sofort zu ihr, löste die Knoten mit Händen, die plötzlich nicht mehr zitterten. Praxis. Er war wieder Priester, nicht Zuschauer.

Ich stand da, starrte auf die Frau, und in meinem Kopf schrie eine Frage: Ist sie Mary?

Sie sah ihr ähnlich. Oder ich wollte es. Der Nebel, die Kerzen, die Angst – alles macht Ähnlichkeiten größer. Aber dann hob sie den Blick einen Moment und sah mich an. Und ich erkannte etwas, das man nicht fälscht: nicht das Gesicht, sondern das Erkennen im Blick.

Sie flüsterte, kaum hörbar: Abraham...

Mein Magen sank. Mein Hals brannte. Der Biss antwortete wie ein Stich.

Hinter mir hörte ich das leise Aufklappen eines Schirms.

Ein Geräusch, das in diesem Raum so falsch war, dass es sich wie ein Schnitt anfühlte.

Ich drehte mich langsam um.

Der Mann stand am Eingang der Kirche. Der Schirm war jetzt offen. Schwarz. Groß. Ein Stück Nacht, das man über den Kopf hält. Und innen, auf der Stofffläche des Schirms, war etwas gemalt.

Ein Portrait.

Mein Portrait.

Mein Gesicht, blass, die Augen dunkel, der Mund zu fein. Und am Hals, genau dort, wo mein Schal sonst sitzt, zwei dunkle Punkte.

Er hatte mein Gesicht schon.

Er lächelte und sagte: Beichte beendet.

Jagd durch die Gassen

Der Schirm stand offen wie ein Stück Nacht, das man in die Kirche hineingetragen hat, als würde sich die Dunkelheit nicht mehr mit Nebel begnügen. Auf der Innenseite war mein Gesicht gemalt, zu exakt, zu ruhig, mit diesen beiden Punkten am Hals, die nicht mehr wie Wunden wirkten, sondern wie ein Siegel. Für einen Moment hatte ich das lächerliche Gefühl, ich müsse mich entschuldigen, weil ich mich selbst so sehen musste. Höflichkeit, selbst vor dem eigenen Abbild. Er wusste, welche Knöpfe er drücken muss.

Mary – die Frau, die meinen Namen geflüstert hatte – hing nicht mehr. Sie lag halb in den Armen des Priesters, halb auf dem kalten Steinboden. Ihr Atem war flach, aber er war da. Echt. Ich sah, wie ihre Lippen sich bewegten, als wollte sie etwas sagen, doch der Ton blieb stecken. Vielleicht war es nur Luft. Vielleicht war es der letzte Rest einer Stimme, die er ihr nicht ganz genommen hatte.

Die Maskierten am Eingang standen wie erstarrt, und in ihren Augen war endlich kein Ball mehr. Ein paar starrten auf Mary, als hätten sie nicht gewusst, dass Menschen wirklich so aussehen, wenn sie leiden. Andere starrten auf den offenen Schirm, auf das Portrait darin, und ich merkte an ihren Gesichtern, dass sie nicht wussten, was schlimmer ist: die Realität am Boden oder das Bild, das zu gut passt.

Der Mann mit dem Schirm lächelte, als hätte er gerade eine Kunstinstallation enthüllt. Beichte beendet, hatte er gesagt. Kein Triumphgeschrei. Nur dieser Satz, als würde er einen Akt abschließen und sofort den nächsten beginnen.

Der Priester hob Mary ein Stück höher, zog sie von der Säule weg. Er flüsterte etwas, das ich nicht hören konnte, vielleicht nur ihren Namen. Seine Hände waren fest, geübt, als hätte er schon zu viele Körper aus zu vielen Räumen getragen. Marys Kopf sank an seine Schulter, und ihr Blick verlor mich wieder, wie ein Licht, das flackert.

Ich blieb einen Herzschlag lang stehen und starrte auf den Schirm. Mein Gesicht in seinem Schirm. Mein Gesicht in seinem Besitz. Das war nicht nur Spott. Das war eine Behauptung: Du bist schon Teil des Bildes. Du rennst nur noch darin herum.

Der Mann trat einen Schritt zurück in den Nebel vor der Kirche. Der Schirm blieb offen, als müsste er das Portrait schützen vor Luft. Er sagte nichts mehr. Er musste nicht. Das Bild sagte alles. Es sagte: Ich kenne dich. Ich habe dich. Du kannst dich nicht aus dieser Geschichte herausdenken.

Der Priester zischte, ohne den Blick vom Ausgang zu nehmen: Raus. Jetzt.

Die Maskierten am Eingang wichen auseinander, nicht aus Mut, sondern weil sie plötzlich nicht mehr im Weg stehen wollten. Niemand wollte Teil der Szene sein, wenn sie kippt. Sie hatten schon genug gesehen, um sich schuldig zu fühlen, und Schuld macht Menschen erstaunlich schnell, wenn sie fliehen wollen.

Wir bewegten uns. Der Priester trug Mary. Ich ging dicht neben ihm. Die Frau mit dem Schal – die, die aus dem Wasser gekommen war, die, deren Hals dieselbe Sprache trug wie meiner – trat ebenfalls in Bewegung, aber nicht Richtung Ausgang. Sie blieb einen Moment stehen, als würde sie gegen etwas in sich kämpfen. Dann folgte sie doch. Ihre Schritte waren kurz, unsicher, als würde der Boden unter ihr nicht mehr zu ihr gehören.

Als wir die Schwelle erreichten, spürte ich draußen den Nebel wie eine kalte Hand. Er schluckte die Kirche sofort, sobald man einen Schritt hinausmacht. Der Platz, auf dem wir zuvor standen, war nicht mehr derselbe Platz. Die Laternen waren nur noch milchige Flecken. Das Glockenseil hing schlaff. Kein Metronom mehr. Und gerade deshalb war es gefährlicher, weil man jetzt nicht weiß, wann der nächste Ton kommt.

Der Mann mit dem Schirm stand ein paar Schritte entfernt, halb im Nebel, halb im Laternenlicht. Er rührte sich nicht. Er wartete. Oder er war schon gegangen und ich sah nur seine Idee. In diesem Nebel war alles möglich.

Der Priester bog ab, weg vom offenen Platz, hinein in eine der engen Gassen, die Whitby wie Adern durchziehen. Er kannte die Stadt. Oder er tat so, als würde er sie kennen, was in einer Stadt aus Nebel oft reicht, um nicht sofort verloren zu gehen. Mary hing schwer in seinen Armen, und ich sah, wie sein Atem schneller ging, nicht aus Angst, sondern aus Anstrengung. Ein Körper ist Gewicht. Und Gewicht ist Wahrheit.

Wir hatten noch keine zehn Schritte gemacht, da hörte ich hinter uns das Tippen.

Nicht laut. Nicht aufdringlich.

Einmal.

Dann eine Pause.

Dann noch einmal.

Es klang nicht wie jemand, der uns jagt. Es klang wie jemand, der uns zählt.

Die Frau mit dem Schal keuchte leise, und ich merkte, wie sie fast stolperte. Ich griff kurz nach ihrem Arm, hielt sie aufrecht. Ihre Haut war kalt, und für einen Moment war ihr Griff fester als meiner, als hätte sie Angst, dass sie im Nebel zerläuft, wenn sie keinen Menschen spürt.

Wir erreichten eine Kreuzung aus zwei schmalen Wegen. Der Priester zögerte nicht. Links. Er bog ab. Ich folgte. Die Frau folgte.

Hinter uns hörte ich das Geräusch des Schirms. Nicht das Tippen. Ein leichtes Rascheln, als würde Stoff sich bewegen. Ein offener Schirm hat seine eigene Stimme. Eine Stimme, die man nicht orten kann, weil sie in der Luft hängt.

Die Gasse war eng, die Wände feucht. Fenster saßen wie blinde Augen in den Mauern. Ein paar waren dunkel. Einer hatte Licht, schwach, warm. Ich zwang mich, nicht hinzusehen. Fenster sind sein Wort. Fenster sind sein Spiel.

Mary stöhnte leise. Nur ein Geräusch. Aber es war das menschlichste Geräusch dieser Nacht. Der Priester sah nicht nach unten. Er trug weiter, als wäre jeder Blick zurück eine Verzögerung, die man nicht bezahlen kann.

Dann fiel etwas vor uns in die Gasse.

Nicht schwer. Nur ein weiches Geräusch, wie Stoff auf nassen Stein.

Der Priester blieb abrupt stehen. Ich auch. Die Frau hinter mir stieß einen Laut aus.

Auf dem Boden lag eine Maske.

Schwarz. Glatt. Ohne Verzierung.

Die Maske, die der Mann im Ballsaal getragen hatte, bevor er sie abnahm.

Sie lag mitten im Weg, als wäre sie dort absichtlich platziert. Eine Einladung. Eine Provokation. Ein Hinweis: Ich bin euch voraus.

Der Priester flüsterte: Nicht anfassen.

Ich trat um die Maske herum, ohne sie zu berühren. Doch als ich daran vorbeiging, sah ich, dass unter der Maske etwas Weißes hervorlugte.

Papier.

Ein Streifen, herausgezogen wie eine Zunge.

Ich beugte mich nicht. Ich sah nur hinunter und las, was darauf stand. Die Buchstaben waren groß, als müsste man sie im Laufen lesen.

SCHNELLER.

Ein einziges Wort, das keine Information ist, nur ein Befehl. Und Befehle sind das, was er uns die ganze Nacht gegeben hatte, nur hübscher verpackt.

Der Priester stieß einen kurzen, wütenden Atem aus und ging weiter. Schneller war schwer, wenn man einen Körper trägt. Aber er versuchte es. Seine Schritte wurden härter, lauter. Der Nebel schluckte sie trotzdem.

Dann kam der Klang von Glas, irgendwo rechts von uns, aus einem Fenster.

Nicht ein lauter Bruch. Eher ein feines Knacken, als wäre eine Scheibe gerissen. Ein Geräusch, das in meinem Kopf sofort die Erinnerung an den Riss im Korridor weckte. Glas, das von innen drückt.

Die Frau flüsterte: Es bewegt sich...

Ich wusste, was sie meinte. Nicht nur der Mann. Die Stadt.

Wir bogen um eine Ecke, und plötzlich war da eine Wand aus Menschen. Nicht viele, fünf oder sechs, aber genug, um die Gasse zu füllen. Masken. Ballgäste. Unpassend hier, im Nebel, in der feuchten Steinader der Stadt. Sie standen da, als wären sie hingestellt worden. Ihre Köpfe waren leicht geneigt, als würden sie zuhören.

Der Priester blieb stehen, keuchte. Mary stöhnte leise. Ich spürte, wie mein Puls gegen den Biss schlug.

Einer der Maskierten hob langsam die Hand und zeigte nicht auf uns, sondern auf eine Seitengasse, schmal, dunkler, kaum sichtbar.

Kein Wort. Nur ein Zeigen.

Wie das Kind. Wie ein Wegweiser.

Ich wusste nicht, ob es Hilfe ist oder eine Falle. Und genau das war seine Kunst: Er macht den Unterschied unkenntlich, bis du selbst die Falle wählst.

Der Priester sah mich kurz an, eine stumme Frage. Er konnte nicht entscheiden. Er trug Mary. Entscheidung lag bei mir.

Und irgendwo hinter uns, wieder dieses leise, höfliche Tippen, als würde jemand sagen: Ihr habt Zeit. Aber nicht viel.

Die Maskierten standen da wie eine Wand, und es war keine Wand aus Fleisch, sondern aus Willen. Sie waren nicht aggressiv. Sie hielten keine Waffen. Aber ihre Stille war ein Griff. In der Stille liegt Zustimmung, wenn niemand widerspricht. Und hier widersprach niemand.

Der Priester keuchte, Mary schwer in seinen Armen, und ich sah, dass sein Unterarm zitterte. Nicht nur vor Anstrengung, sondern weil er wusste, dass ein einziger falscher Schritt Mary wieder in eine Kulisse verwandelt.

Die Frau mit dem Schal stand dicht hinter mir. Ich spürte ihren Atem, schnell, unregelmäßig. Sie flüsterte: Sie sind... nicht richtig.

Ich glaubte ihr sofort. Nicht, weil ich es beweisen konnte, sondern weil ich es selbst spürte: Diese Menschen standen zu still, zu synchron, als wären sie Figuren, die jemand für eine Szene platziert hat. Und doch waren es echte Körper. Ich roch Parfum. Ich sah feuchte Haare. Ich sah kleine Atemwolken im Nebel. Echte Körper, aber ein fremder Takt.

Einer der Maskierten zeigte wieder in die Seitengasse. Eine schmale Öffnung zwischen zwei Häusern, schwarz wie eine Naht im Nebel. Hilfe oder Falle. Genau das ist die Art von Entscheidung, die er liebt: Du wählst selbst, und er gewinnt trotzdem, weil du gewählt hast.

Der Priester flüsterte: Links oder zurück ist tot.

Er meinte nicht physisch tot. Er meinte: zurück ist die Schirmspitze. Zurück ist sein Portrait. Zurück ist sein Tempo. Links war ein unbekannter Raum, und unbekannte Räume sind manchmal die einzige Chance.

Ich nickte einmal, nicht als Zustimmung zu ihm, sondern als Zustimmung zur Bewegung. Bewegung ist jetzt alles.

Ich trat einen Schritt auf die Maskierten zu, nicht aggressiv, nur bestimmt. Ich sagte laut genug, dass sie es hören müssen: Geht zur Seite.

Keiner rührte sich.

Dann sagte ich etwas, das ich nicht geplant hatte, aber das mir aus dem Bauch kam: Sie ist echt. Seht hin.

Ich deutete mit dem Kinn auf Mary im Arm des Priesters. Für einen Moment, und ich schwöre, ich sah es, flackerte bei einem der Maskierten etwas über die Augen. Ein kurzes Aufflackern von Ekel. Oder Mitleid. Ein echtes Gefühl.

Der Priester nutzte diesen winzigen Riss. Er machte einen Schritt nach vorn, nicht Richtung Wand, sondern diagonal, dorthin, wo die Seitengasse beginnt. Ich ging neben ihm, Schulter an Schulter. Die Frau folgte.

Und dann geschah etwas Merkwürdiges: Die Maskierten wichen zurück. Nicht alle. Nur genug, dass ein schmaler Durchgang entstand, gerade breit genug, dass der Priester mit Mary durchkommt, wenn er sich dreht.

Kein Wort. Kein Blickkontakt. Nur ein geräuschloses Zurückweichen, wie ein Vorhang, der sich öffnet.

Wir glitten hinein in die Seitengasse.

Sofort wurde es dunkler. Der Nebel lag hier dichter, weil die Häuser enger standen und die Laternen weiter weg waren. Die Geräusche der Stadt verschwanden. Der Klang unseres Atems war plötzlich laut. Mary stöhnte wieder, ein leises, gebrochenes Geräusch, das ich am liebsten in den Mantel gestopft hätte, weil ich wusste, dass Geräusche in dieser Nacht wie Brotkrumen sind.

Die Seitengasse war so schmal, dass ich mit der Hand die feuchte Wand berühren konnte, ohne mich zu strecken. Steine waren kalt und glitschig. Es roch nach Algen und Abfall, nach Wasser, das hier nie richtig abläuft. Es war ein Ort, an dem niemand freiwillig geht. Genau deshalb war er jetzt nützlich.

Wir gingen schneller. Der Priester presste Mary fester an sich, und ich sah in seinem Gesicht die Zähigkeit eines Mannes, der schon zu viel gesehen hat, um sich jetzt noch überraschen zu lassen.

Hinter uns hörte ich kein Tippen mehr. Keine Schirmspitze. Nur Nebel.

Und genau das war wieder falsch. Wenn er uns jagt, lässt er uns es hören. Wenn er uns nicht hören lässt, ist er näher, als wir denken.

Nach ein paar Metern endete die Gasse nicht in einer Straße, sondern in einem kleinen Hof. Ein Innenhof, eingekesselt von Häusern. Keine direkte Flucht. Ein Fass, ein paar Kisten, ein alter Brunnen. Und an der gegenüberliegenden Wand eine Tür.

Eine Tür, die zu einem Hinterhaus führen könnte. Oder zu einem Keller. Oder zu einem Raum, der nur für diese Nacht gebaut ist.

Die Tür hatte kein Schild. Kein Fenster. Nur Holz und ein alter Griff.

Ich blieb stehen, sofort. Türen ohne Fenster sind selten. Und selten ist hier verdächtig.

Der Priester kam neben mir zum Stehen. Mary hing schwer. Seine Stimme war rau: Auf oder zu?

Die Frau flüsterte: Nicht rein...

Ich hörte in ihrem Ton etwas, das nicht nur Angst war. Es war Wiedererkennen. Als hätte sie solche Türen schon gesehen. Vielleicht in Transsilvanien. Vielleicht im Gasthaus. Vielleicht in einem Flur, der nach Eisen roch.

Ich trat näher an die Tür, ohne sie zu berühren. Ich leuchtete mit der Lampe – ich hatte sie noch, obwohl ich sie nicht bewusst gehalten hatte – über das Holz. Auf der Tür war etwas eingeritzt. Nicht tief. Schnell. Wie eine Nachricht, die man in Holz kratzt, weil Papier zu ehrlich ist.

17.

Die Zahl stach mir in den Kopf wie ein Schlag. Tür 17. Der Flur. Der weiße Korridor. Der Schacht hinter der Tapete. Alles kam zurück.

Der Priester sah die Zahl und flüsterte: Nein.

Die Frau stieß einen Laut aus, der wie ein ersticktes Lachen klang. Sie flüsterte: Er macht Kreise.

Ja. Er macht Kreise.

Und genau deshalb durfte ich diese Tür nicht öffnen. Es war die perfekte Falle: eine bekannte Zahl, ein bekanntes Gefühl. Ein Schritt zurück in die Geschichte, die uns schon fast geschluckt hatte.

Ich wandte mich um, suchte nach einem anderen Ausgang. Hofmauern. Dachkanten. Ein Holzstapel, der hoch genug sein könnte, um hinaufzuklettern. Aber mit Mary? Unmöglich. Mit der Frau? Vielleicht. Aber nicht alle.

Dann hörte ich es wieder.

Nicht Tippen.

Ein Geräusch, das viel schlimmer war in diesem Innenhof, weil es von überall kommen konnte: ein leises Rascheln von Stoff.

Ein Schirm, der sich irgendwo im Nebel bewegt.

Der Priester drehte sich ruckartig. Die Frau keuchte. Ich spürte, wie mein Hals brannte.

Aus der Gasse, durch die wir gekommen waren, kam langsam eine Gestalt.

Nicht rennend. Nicht jagend.

Gehend, als hätte sie alle Zeit.

Der Mann mit dem Schirm.

Er war wieder maskiert. Die schwarze Maske bedeckte sein Gesicht, und das machte ihn wieder zu einem Loch, zu einer Figur. Der Schirm war jetzt geschlossen, aber die Spitze tippte beim Gehen auf den Stein, ganz leicht, als würde er die Welt prüfen.

Er blieb am Eingang des Hofes stehen, ließ uns die Enge spüren, ließ die Mauern sprechen.

Er sagte, höflich: Ihr seid so fleißig. Ihr sucht euch immer die richtigen Plätze aus.

Ich sagte nichts. Worte wären wieder Leine.

Der Mann hob den Schirm minimal, als würde er grüßen. Dann deutete er auf die Tür mit der Zahl 17.

Er sagte: Geht hinein. Dort drin ist es warm.

Der Priester flüsterte, zu mir: Wenn wir da rein gehen, sind wir tot.

Der Mann hörte es und lachte leise. Er sagte: Tot ist ein großes Wort. Ich bevorzuge... still.

Und dann hob er den freien Arm und zeigte auf Mary in den Armen des Priesters.

Er sagte: Leg sie hin. Du kannst nicht mit ihr laufen.

Es war kein Befehl, es war eine Feststellung. Er sprach die Wahrheit aus, um sie wie eine Klinge zu benutzen.

Mary stöhnte wieder, als hätte sie verstanden, dass sie das Gewicht ist, das man abwirft.

Ich spürte, wie mein Kopf nach Lösungen rannte. Mauern. Dach. Tür. Schirm. Keine Zeit.

Dann hörte ich hinter uns, von oben, ein leises Geräusch. Kein Wind. Kein Vogel.

Ein Läuten.

Ganz schwach, als würde irgendwo eine kleine Glocke schlagen.

Nicht die große Glocke der Kirche. Etwas Kleines.

Als würde jemand in einem Haus, über diesem Hof, eine Handglocke benutzen, um Aufmerksamkeit zu bekommen.

Der Mann mit dem Schirm erstarrte für einen winzigen Moment. Nur ein Flackern in seiner Haltung.

Und ich wusste: Das Läuten stört ihn.

Das kleine Läuten über uns war kaum mehr als ein Nadelstich in der Nacht, aber es traf ihn an einer Stelle, die er nicht mochte. Ich sah es nicht in seinem Gesicht – die schwarze Maske machte ihn wieder zu einem Loch –, ich sah es in seiner Körperhaltung. Ein winziger Stillstand. Ein Bruch in der Höflichkeit. Als hätte jemand in seiner Partitur eine falsche Note gespielt.

Der Priester hörte es ebenfalls. Seine Augen wanderten nach oben, zu den dunklen Fensterreihen über dem Hof. Die Frau mit dem Schal starrte ebenfalls hinauf, und in ihrem Blick lag etwas, das ich seit dem Ball nicht mehr gesehen hatte: Hoffnung, die sofort wieder Angst wird, weil Hoffnung hier immer bezahlt werden muss.

Das Läuten kam ein zweites Mal. Zwei kurze Töne, unregelmäßig, als würde jemand improvisieren. Keine Glocke der Kirche. Eine kleine Handglocke, vielleicht an einer Hintertür, vielleicht in einer Wohnung. Ein Signal.

Der Mann mit dem Schirm sagte leise: Das ist nicht nötig.

Sein Ton war freundlich, aber darunter war etwas anderes: Ärger. Nicht laut. Nur ein dünner Faden aus Kälte.

Ich nutzte den Moment, den er uns ungewollt schenkte. Ich trat näher an den Holzstapel am Rand des Hofes. Er war nicht hoch, aber hoch genug, um einen Menschen auf Schulterhöhe zu bringen. Das Holz war feucht, aber griffig. Und darüber, an der Mauer, verlief ein Regenrohr. Alt. Metall. Eine Leiter, wenn man verzweifelt genug ist.

Ich sah den Priester an. Er verstand sofort, ohne dass ich reden musste. Seine Augen flackerten: unmöglich mit Mary. Ich nickte nicht. Ich bot keine Lösung, ich bot nur Richtung.

Die Frau flüsterte: Du willst hoch...

Ich sagte leise: Wir brauchen raus aus dem Hof. Nicht durch die Tür.

Der Mann mit dem Schirm tippte einmal. Er sagte: Du willst spielen.

Das Läuten kam ein drittes Mal, jetzt lauter, als hätte derjenige oben gemerkt, dass es wirkt. Dann hörte ich eine Stimme von irgendwo über uns, durch Nebel und Stein gedämpft, aber klar genug:

Hier!

Ein menschliches Wort. Kein Flüstern, kein höflicher Ton. Ein echtes Rufen. Das allein war wie ein Schlag in diese Nacht. Echtheit ist ein Fremdkörper in seiner Geschichte.

Der Mann ohne Maske – oder mit Maske, wer weiß noch – hob den Schirm ein Stück, als würde er lauschen. Dann sagte er, beinahe freundlich: Sie sollten nicht so laut sein.

Ich spürte die Kälte in diesem Satz. Nicht Drohung, eher ein Versprechen.

Der Priester machte die Entscheidung für uns, weil er der Einzige war, der Mary wirklich hielt. Er trat zum Holzstapel, drehte sich so, dass Marys Gewicht besser verteilt war, und setzte einen Fuß auf die unterste Kiste. Er stöhnte leise vor Anstrengung. Marys Kopf hing schlaff. Ihre Lippen bewegten sich. Kein Ton.

Ich sprang sofort dazu, packte Marys Rücken, stützte ihren Körper, damit der Priester nicht allein kämpfen muss. In der Ecke meines Blicks sah ich den Mann mit dem Schirm einen Schritt machen, langsam, als würde er uns Zeit geben, damit es schlimmer wird, wenn er sie nimmt.

Die Frau blieb einen Moment stehen, wie eingefroren. Dann sah sie Mary an, sah den Priester, sah mich. Und plötzlich kam in ihr etwas hoch, das stärker war als Angst: Trotz. Sie trat zu uns und packte Marys Beine, hob sie an. Wir waren zu dritt an Mary. Drei Körper gegen ein Schicksal.

Das Läuten oben wurde schneller. Vier, fünf Töne. Ein hektisches Muster.

Der Mann mit dem Schirm sagte ruhig: Legt sie hin. Ihr brecht euch nur selbst.

Ich antwortete ihm nicht. Ich sprach nicht. Ich arbeitete.

Der Priester setzte den zweiten Fuß auf eine höhere Kiste, zog sich hoch, und ich schob von unten, während die Frau Marys Beine nach oben drückte. Marys Körper bewegte sich wie ein Sack. Und doch war sie kein Sack. Sie war ein Mensch. Das war der Unterschied. Und dieser Unterschied schnitt in uns wie Schuld.

Wir schafften es, Mary auf den Holzstapel zu legen, halb auf Kisten, halb auf Balken. Der Priester kletterte höher, fasste das Regenrohr, testete es. Es hielt. Metall knirschte, aber es hielt.

Oben, irgendwo am Rand der Mauer, erschien eine Hand. Eine echte Hand, ohne Handschuh, die sich über die Mauer streckte. Dann ein Gesicht. Ein Mann, vielleicht dreißig, unmaskiert, Haare zerzaust, Augen weit. Er sah uns an, sah Mary, und sein Gesicht wurde weiß.

Er rief: Schnell! Gebt sie her!

Der Mann mit dem Schirm blieb stehen. Er sah nach oben. Seine Maske zeigte nichts, aber seine Haltung war jetzt anders. Er hatte diese Unordnung nicht geplant. Ein Fremder, der ruft. Eine Hand, die hilft. Ein realer Körper, der nicht Teil seiner Choreografie ist.

Er sagte leise, zu dem Mann oben: Das ist keine gute Idee.

Der Mann oben rief zurück, ohne Zögern, mit einer Art wütendem Mut, der nur aus Unwissenheit entsteht: Verpiss dich!

So ein Satz hat in dieser Nacht Gewicht. Er ist nicht höflich. Er ist nicht verhandelbar. Er ist eine Wand.

Der Mann mit dem Schirm machte einen Schritt. Sein Schirm tippte. Und sofort, in der Ecke meines Blicks, sah ich etwas an der Tür mit der 17: Die Klinke bewegte sich. Von innen. Ganz langsam, als würde jemand drinnen entscheiden, ob er herauskommt.

Die Frau keuchte: Da ist was drin.

Der Priester flüsterte: Ignorieren.

Ignorieren, während eine Tür sich öffnet, ist unmenschlich. Aber unmenschlich sein ist manchmal die einzige Weise, menschlich zu bleiben.

Ich kletterte hoch, packte Mary unter den Achseln, zog sie zu mir. Der Priester oben griff nach ihr, die Arme ausgestreckt. Der Mann auf der Mauer packte ebenfalls zu. Drei Hände, vier Hände. Mary wurde hochgezogen, Zentimeter für Zentimeter.

Unten spürte ich Bewegung im Hof. Nicht viele Schritte. Ein Schritt. Der Mann kam näher.

Die Tür mit der 17 öffnete sich einen Spalt.

Dunkelheit dahinter. Kalte Luft. Dieser süße Eisen-Geruch, der einem sofort sagt: Hier drin wird nicht geschlafen, hier drin wird gelagert.

Der Mann mit dem Schirm sagte ruhig: Ihr könnt nicht alle gehen.

Das war keine Drohung, das war Mathematik. Und Mathematik ist in Horror immer die Wahrheit: Es reicht, wenn einer zurückbleibt, damit der Rest läuft.

Ich sah die Frau. Sie stand noch unten, neben den Kisten. Sie sah zu mir hoch. In ihren Augen war eine Frage, die sie nicht aussprechen wollte: Wer?

Ich wollte sie hochziehen. Ich wollte ihr die Hand geben. Ich wollte nicht, dass sie zurückbleibt. Und ich wusste gleichzeitig: Wenn ich jetzt die Hand nach ihr ausstrecke, verliere ich Mary, verliere den Priester, verliere den Griff. Alles kippt.

Mary war fast oben. Ihre Hand hing schlaff. Der Mann oben flüsterte: Noch ein Stück...

Der Priester zog, keuchte. Der Mann auf der Mauer zog.

Unten knarrte die Tür 17 weiter auf. Ein leises Kratzen, als würde etwas über Stein gezogen.

Der Mann mit dem Schirm trat näher. Jetzt war er nur noch wenige Schritte von der Frau entfernt.

Und da tat die Frau etwas, das ich nicht erwartet hatte.

Sie griff nach der schwarzen Maske, die am Eingang des Hofes gelegen hatte, hob sie auf und schleuderte sie mit aller Kraft gegen den Schirm.

Nicht gegen ihn. Gegen den Schirm.

Die Maske prallte ab, aber sie traf den Schirmgriff, und der kleine Spiegel darin – dieses Fenster – bekam einen Sprung. Ein feines Netz aus Rissen zog sich über das Glas.

Der Mann erstarrte.

Zum ersten Mal wirklich.

Als hätte man ihm ein Auge getroffen.

Er sagte leise, ohne Höflichkeit: Nein.

Der Priester nutzte den Moment, zog Mary über die Kante der Mauer. Mary war oben. In Sicherheit, für einen Atemzug.

Ich sah nach unten. Die Frau stand da, die Hand noch in der Luft, als hätte sie gerade eine Grenze überschritten. Der Mann mit dem Schirm stand vor ihr, der Schirm leicht gesenkt, der Spiegel im Griff gesprungen, das Auge verletzt.

Die Tür 17 hinter ihnen war jetzt halb offen.

Und aus der Dunkelheit dahinter kam eine kleine Gestalt.

Ein Kind.

Der Schlüssel aus Knochen

Das Kind trat aus der halb offenen Tür wie aus einem Schlitz in der Welt. Nicht rennend, nicht zögernd, einfach auftauchend, als wäre es schon immer dort gewesen und nur die Beleuchtung hätte gewechselt. Der Innenhof schien sich um diese kleine Gestalt zu verengen. Der Nebel drückte tiefer, das Licht der fernen Laterne wurde stumpfer, als hätte es plötzlich Angst, zu viel zu zeigen.

Der Mann mit dem Schirm stand reglos, den Griff leicht gesenkt. Der Sprung im kleinen Spiegelnetz schimmerte matt. Es war nur ein Riss. Und doch hatte der Riss ihn getroffen wie eine Ohrfeige, weil er ein Auge war, und Augen sind in dieser Nacht alles. Seine Höflichkeit war verschwunden. Übrig blieb eine Kälte, die nichts mehr dekoriert.

Die Frau unten – die mit dem Schal – stand einen Schritt vor ihm, als hätte sie sich selbst überrascht. Ihre Hand war noch halb erhoben, als könnte sie die Bewegung zurückholen, die sie gerade getan hatte. Aber es gibt Bewegungen, die man nicht zurückholt. Man kann nur noch entscheiden, was man als Nächstes tut.

Ich hing halb über der Mauer, die Finger in kaltem Stein, das Herz in den Ohren. Oben zerrte der Priester Mary weiter auf den sicheren Teil der Mauer, und der fremde Mann, der uns gerufen hatte, hielt sie mit beiden Armen, als würde er einen zerbrechlichen Koffer tragen. Marys Kopf sank auf seine Schulter, ihr Atem war flach, aber da. Ein Mensch, nicht mehr nur ein Bild.

Unten im Hof kratzte die Tür mit der Zahl wie ein Mund, der sich weiter öffnet. Das Kind blieb im Türrahmen stehen, den Kopf leicht geneigt. Es sah nicht zu dem Mann mit dem Schirm. Es sah nicht zu der Frau. Es sah nach oben zu mir, als wüsste es, dass mein Blick der Hebel ist, an dem man ziehen muss.

Und dann hob es die Hand.

In der Hand hielt es etwas Kleines, Helles, Unpassendes.

Kein Papier. Kein Glas.

Einen Schlüssel.

Der Schlüssel war nicht aus Metall. Er war matt, elfenbeinfarben, leicht gebogen. Das Licht der Laterne fing sich nicht daran wie an Messing, sondern blieb weich. Ich erkannte es, bevor mein Verstand es akzeptieren wollte: Knochen. Ein Schlüssel aus Knochen, so glatt, als wäre er lange poliert worden, und doch so eindeutig, dass man ihn nicht für Holz halten konnte.

Die Frau unten stieß einen Ton aus, der nicht ganz Schrei war. Ihre Finger griffen instinktiv an ihren Hals, als würde die bloße Existenz dieses Schlüssels etwas in der Haut öffnen.

Der Mann mit dem Schirm sagte nichts. Aber ich hörte, wie er einatmete, langsam und kontrolliert, so wie man einatmet, wenn man Ärger zähmt, damit er nicht hässlich wird.

Das Kind hielt den Schlüssel hoch, wie ein Angebot. Wie eine Belohnung. Wie ein Preis.

Seine Lippen bewegten sich, und ich konnte sie lesen, weil ich nicht anders konnte:

Tausch.

Der Priester oben flüsterte hart: Nicht hinsehen. Nicht reagieren.

Aber der Schlüssel war bereits in meinem Kopf. Ein Knochen, der so bearbeitet wurde, dass er Türen öffnet. Eine Form, die aus etwas Lebendigem gemacht wurde, damit sie in etwas Totes passt. Ein perverser Gedanke in praktischer Gestalt.

Der Mann mit dem Schirm hob den Kopf minimal, als würde er eine Szene genießen. Dann sagte er, ruhig, zu der Frau unten: Gib ihn mir.

Die Frau antwortete nicht. Sie starrte das Kind an, als wäre es eine Schlange. Oder ein Spiegel.

Das Kind machte einen Schritt nach vorn, aus der Tür heraus, in den Hof, und ich sah jetzt, dass es nicht barfuß war, nicht zerlumpt. Es trug ordentliche Schuhe. Es roch nicht nach Straße, es roch nach drinnen. Nach Keller. Nach Staub. Nach dem gleichen süßen Eisen, das ich in der Kirche gerochen hatte.

Der Schlüssel hing zwischen seinen Fingern wie eine kleine, helle Lüge.

Der Mann mit dem Schirm sagte leise: Du hast sie gerettet. Gut. Jetzt gib mir den Schlüssel.

Er sprach, als hätte er Anspruch. Als wäre dieser Knochen sein Eigentum, das nur kurz von einer Kinderhand getragen wurde.

Das Kind drehte den Kopf zu ihm und lächelte.

Ein Kind, das lächelt, ist normalerweise der Anfang von Entspannung. Hier war es der Anfang von etwas, das noch schlimmer ist als Angst: Ekel.

Das Kind sagte nichts laut, aber seine Lippen formten zwei Worte, die ich in der Dunkelheit beinahe deutlicher sah als hören konnte:

Nicht du.

Der Mann mit dem Schirm erstarrte wieder für einen winzigen Moment. Nicht aus Schock darüber, dass ein Kind widerspricht, sondern weil Widerspruch in seiner Welt nicht oft vorkommt. Er ist gewohnt, dass Dinge folgen. Dass Menschen folgen. Dass Kinder folgen.

Die Frau unten nutzte diese Sekunde. Sie sprang nicht weg. Sie sprang nach vorn.

Sie griff nicht nach dem Schirm. Sie griff nach dem Schlüssel.

Ihre Finger packten den Knochen, und für einen Atemzug hing der Schlüssel zwischen ihr und dem Kind wie ein Seil. Die Frau zog. Das Kind hielt fest. Es war ein kurzer, lächerlicher Kampf um etwas Kleines – und gerade deshalb so intensiv, weil an dem Kleinen plötzlich alles hing.

Ich spürte, wie mein Hals brannte, als hätte der Biss entschieden, dass dieses Objekt wichtig ist.

Das Kind ließ den Schlüssel nicht los. Stattdessen machte es etwas Seltsames: Es ließ sich nach hinten fallen, zurück in den Türrahmen, als würde es die Frau in die Dunkelheit ziehen wollen. Nicht mit Kraft, sondern mit dem simplen Umstand, dass es hinter der Tür mehr Raum gibt als im Hof.

Die Frau taumelte einen Schritt nach vorn, der Schlüssel noch in ihrem Griff, und in diesem Moment war sie halb in der Tür.

Der Priester oben stieß einen Laut aus, ein scharfes Warnen: Nein!

Zu spät. Der Türrahmen schluckte sie wie eine Kante.

Der Mann mit dem Schirm bewegte sich endlich. Schnell, ohne Hast aussehen zu lassen. Er streckte die Hand aus, nicht nach der Frau, sondern nach dem Schlüssel. Seine Finger waren nur noch Zentimeter entfernt.

Ich tat das Einzige, was ich konnte, ohne zu denken: Ich ließ die Mauer los.

Nicht ganz. Aber genug.

Ich rutschte ein Stück, klammerte mich an die Kante, spürte, wie kalter Stein die Haut schürft. Unten war der Hof, zwei Meter vielleicht, und die Tür, der Schirm, die Frau. Ich war nicht in Position, um zu retten, aber ich war in Position, um zu stören.

Ich rief nicht. Ich warf nichts. Ich griff nur nach dem Regenrohr und ließ meinen Körper daran entlang gleiten, so schnell es ging, bis meine Schuhe den Holzstapel berührten. Ein harter Aufprall, ein Schmerz in den Knien, den ich später fühlen würde, wenn es ein später gibt. Dann sprang ich in den Hof.

Der Mann mit dem Schirm drehte den Kopf zu mir. Der Sprung im Spiegelnetz fing kurz das Licht ein. Sein Blick war kein Blick mehr. Er war ein Urteil.

Ich erreichte die Tür gerade in dem Moment, als die Frau mit dem Schal endgültig nach innen gezogen wurde. Nicht gerissen, nicht geschleift. Einfach – weg, als hätte jemand hinter der Tür einen Schritt zurück gemacht und sie wäre gefolgt.

Und der Schlüssel—

Der Schlüssel fiel.

Er löste sich aus den Fingern der Frau in der Bewegung, als hätte der Knochen selbst entschieden, nicht mitzugehen. Er klackte auf Stein, ein trockenes Geräusch, und rollte einen halben Kreis, bis er mit der Spitze gegen die Türschwelle stieß.

Ein Schlüssel, der liegen bleibt, ist entweder eine Einladung oder eine Warnung.

Der Mann mit dem Schirm machte einen Schritt auf ihn zu.

Ich trat schneller.

Unsere Schuhe berührten den gleichen Fleck Stein fast gleichzeitig. Aber ich war näher an der Schwelle, ich war näher am Schlüssel, und in einer Nacht wie dieser entscheidet Nähe.

Ich schnappte mir den Schlüssel.

Knochen ist überraschend warm, wenn er lange in einer Hand war. Es war, als hätte ich etwas Lebendiges gegriffen, obwohl es tot war. Diese Wärme ekelte mich an, und gleichzeitig gab sie mir das Gefühl, dass ich etwas Reales halte. Nicht Papier. Nicht Glas. Nicht Bild.

Der Mann mit dem Schirm hielt inne. Dann sagte er, sehr leise, ohne jede Höflichkeit: Gib ihn her.

Ich sagte nichts. Ich steckte den Schlüssel nicht ein. Ich hielt ihn sichtbar, weil Sichtbarkeit manchmal Schutz ist. Wenn er ihn mir abnimmt, tut er es vor Augen. Und Augen sind in dieser Nacht wenigstens manchmal Zeugen.

Hinter mir rief der Priester von oben: Abraham! Weg da!

Mary war oben. In Sicherheit, für den Moment. Aber die Frau unten war weg, hinter der Tür, hinter der Zahl, hinter dem Geruch nach Eisen.

Der Mann mit dem Schirm hob den Schirmgriff ein Stück, und ich sah den gesprungenen Spiegel. Ein Auge, das nicht mehr sauber sieht. Er sagte: Du hast mir schon genug kaputt gemacht.

Dann lächelte er, dünn, und sagte den Satz, der mich mehr traf als jede Drohung:

Du willst sie retten.

Er meinte die Frau. Er meinte Mary. Er meinte alle, die man mit dem Wort „sie“ an die Leine nehmen kann.

Ich spürte, wie der Schlüssel in meiner Hand plötzlich schwerer wurde. Nicht physisch. Bedeutungs-schwer.

Die Tür hinter mir, die Tür mit der 17, war jetzt geschlossen. Nicht zugeschlagen. Einfach wieder zu, als hätte sie nie offen gestanden. Als wäre das Verschlucken schon vorbei.

Ich stand im Hof, mit einem Knochenstück in der Hand, dem Mann mit dem Schirm gegenüber, und ich wusste: Dieser Schlüssel öffnet nicht nur Türen. Er öffnet Entscheidungen, die man nicht rückgängig machen kann.

Der Schlüssel lag in meiner Hand wie eine Lüge, die sich als Werkzeug verkleidet. Knochen fühlt sich nicht an wie Metall. Er hat keine Kälte, die dich warnt. Er hat eine Wärme, die dich täuscht. Als würde er dir sagen: Ich gehöre zu dir. Ich war einmal lebendig. Und genau das machte ihn so widerwärtig, weil ich spürte, dass mein Körper diese Wärme als etwas Vertrautes registriert.

Der Mann mit dem Schirm stand mir gegenüber, nur ein paar Schritte entfernt. Der gesprungene Spiegel im Griff sah aus wie ein Auge mit einer Narbe. Seine Stimme war jetzt nicht mehr höflich, nicht mehr spielerisch. Sie war flach. Er sagte noch einmal: Gib ihn her.

Ich sagte nichts. Nicht aus Mut. Aus Disziplin. Worte sind sein Terrain, und ich wollte ihm keinen Zentimeter geben.

Hinter mir, oben auf der Mauer, rief der Priester wieder meinen Namen. Seine Stimme klang plötzlich nicht mehr wie ein Priester, sondern wie ein Mann, der jemanden verliert. Mary lag neben ihm, gehalten von dem fremden Helfer. Ich hörte ihr Atmen, ein leises, heiseres Ziehen, das in diesem Innenhof so laut war, als würde jemand mit Papier rascheln.

Die Tür mit der 17 war zu. Zu sauber. Zu selbstverständlich. Als hätte sie nie offen gestanden. Als wäre die Frau nie durch sie verschwunden. Und das war das Schlimmste, weil es den Moment zu einem Traum machte. Träume sind schwerer zu bekämpfen als Fakten.

Ich drehte den Schlüssel in meiner Hand und sah ihn genauer an. Der Bart war fein geschnitzt, unnatürlich präzise. Nicht improvisiert. Nicht von einem Kind. Von jemandem, der weiß, wie man Türen baut und wie man sie öffnet. In der Mitte war eine kleine Kerbe, wie ein Zeichen. Ein winziger Schnitt, der nicht nötig ist. Ein Ornament. Ein Griffpunkt. Eine Erinnerung.

Der Mann mit dem Schirm folgte meinem Blick. Er sagte leise: Du hältst die einzige Sache in dieser Stadt, die er nicht in Glas oder Papier sperren kann.

Er hatte „er“ gesagt. Nicht „ich“. Nicht „wir“. Er unterschied zwischen sich und jemand anderem. Das war neu. Oder er wollte, dass ich es für neu halte.

Ich fragte, obwohl ich es nicht wollte: Wer ist „er“?

Der Mann lächelte minimal. Er sagte: Du bist schnell. Leider nicht schnell genug.

Dann trat er einen Schritt näher. Sein Schirm blieb geschlossen, aber die Spitze tippte einmal auf den Stein, und ich spürte das Tippen wie einen Schlag in meinem Hals. Der Biss antwortete sofort, brennend, als hätte der Klang einen Draht zu meinem Blut.

Ich zwang mich, nicht zurückzuweichen. Ein Schritt zurück ist immer der Anfang einer Flucht, und Flucht ist ein Rahmen, den er liebt.

Stattdessen hob ich den Schlüssel ein Stück höher, so dass er ihn sehen muss. Ich sagte: Wenn du ihn willst, sag mir, wo sie ist.

Ich meinte die Frau, die durch die Tür verschwunden war. Und in dem Moment, als ich „sie“ sagte, wusste ich, wie dumm das ist. Ich gab ihm das Wort, das er am liebsten benutzt.

Der Mann nickte, als hätte er darauf gewartet. Er sagte: Sie ist dort, wo du sie hinträumst.

Keine Information. Ein Satz, der dich in dich selbst zurückwirft. Aber er fügte etwas hinzu, leise, fast als wäre es Mitleid: Hinter der Tapete.

Ich spürte, wie mein Magen sich zusammenzog. Der Satz war wie ein Haken. Hinter der Tapete – die Treppe, das Geräusch im Flur, der Schacht, die Kälte. Er zog alte Szenen in diese neue Situation, zog Kreise über Kreise.

Der Priester oben rief: Abraham! Weg da, jetzt!

Ich hörte ihn, aber mein Körper war schon im Innenhof, und mein Kopf war in einem Flur, der nach Eisen roch.

Der Mann mit dem Schirm sagte: Du kannst sie holen. Wirklich. Dafür ist der Schlüssel. Du musst nur... hinein.

Er deutete mit dem Schirm nicht auf die Tür 17. Er deutete auf die Mauer neben ihr. Auf den Stein. Als würde dort ein Übergang sein, den ich nicht sehe.

Ich starrte auf die Mauer. Feuchter Stein, Moos, Risse. Nichts Besonderes. Aber in dieser Nacht ist „nichts Besonderes“ der gefährlichste Satz.

Die Frau war weg. Der Schlüssel war da. Und er stand vor mir wie ein Mann, der dir eine Brücke zeigt und sagt: Geh.

Das Läuten von oben war verstummt. Keine Handglocke mehr. Der Helfer auf der Mauer war still. Vielleicht hatte er verstanden, dass Geräusche hier als Leinen dienen. Mary atmete. Das war alles, was echt blieb.

Ich sagte leise: Warum willst du ihn?

Der Mann mit dem Schirm antwortete sofort, als hätte er eine vorbereitete Wahrheit: Weil er Türen öffnet, die du nicht öffnen solltest.

Ich spürte eine Kälte in diesem Satz. Nicht weil er droht, sondern weil er fast... schützt. Oder so klingt. Vielleicht war das die neue Falle: Er wird zum Warner, damit ich ihm eher glaube.

Ich sah den Sprung im Spiegelnetz am Schirmgriff. Das Auge war verletzt. Vielleicht konnte er mich nicht mehr so sauber sehen. Vielleicht war das mein einziger Vorteil.

Ich hob den Schlüssel und machte etwas, das er nicht erwartet hatte: Ich hielt ihn an die Tür 17, ohne sie zu berühren, nur in die Nähe des Holzes. Ich wollte sehen, ob etwas passiert. Ob der Schlüssel zieht. Ob die Tür antwortet.

Für einen Moment geschah nichts.

Dann hörte ich ein leises Klicken.

Nicht im Schloss. Die Tür hatte kein sichtbares Schloss. Das Klicken kam aus dem Holz selbst, als würde etwas hinter der Tür einen Mechanismus bewegen.

Der Mann mit dem Schirm sagte leise: Siehst du?

Die Tür atmete. Das ist das einzige Wort. Sie atmete. Der Spalt zwischen Tür und Rahmen wurde einen Hauch dunkler, als würde sich etwas dahinter näher an die Oberfläche schieben.

Und dann, aus dem Spalt, kam ein Geruch.

Nicht Nebel. Nicht Meer.

Ein Geruch, der mich sofort in den Keller brachte: nasses Holz, alter Stein und dieser süße Eisen-Geruch, der nichts anderes ist als Blut, das zu lange irgendwo gewesen ist.

Ich zog den Schlüssel weg. Das Klicken verstummte. Der Geruch blieb einen Moment, dann war er wieder weg, als hätte sich die Tür wieder geschlossen, ohne sich zu bewegen.

Der Mann ohne Maske – oder mit Maske, es war egal – sagte: Du hast es gespürt. Der Schlüssel gehört zu dem Ort. Und der Ort gehört zu ihm.

Ich sagte: Dann ist der Schlüssel eine Leine.

Der Mann lächelte. Er sagte: Alles ist eine Leine. Du musst nur entscheiden, wer am anderen Ende zieht.

In meinem Kopf war plötzlich ein Bild: die Frau hinter der Tapete, in einem Schacht, der nach Eisen riecht, und dieser Schlüssel in meiner Hand. Er hatte sie genommen, damit ich den Schlüssel benutze. Und der Schlüssel würde mich an einen Ort bringen, den er kontrolliert.

Aber wenn ich den Schlüssel nicht benutze, lasse ich die Frau sterben. Oder verschwinden. Und verschwinden ist manchmal schlimmer, weil es keine Beerdigung gibt.

Ich hörte Mary oben ein leises Geräusch machen. Ein Wort, kaum mehr als Luft. Ich blickte hoch. Ihre Augen waren halb offen. Sie sah mich an, und in ihrem Blick lag keine Bitte. Erschöpfung. Und etwas, das ich nicht erwartet hatte: Warnung.

Sie flüsterte, kaum hörbar: Nicht... Tür...

Der Priester beugte sich zu ihr, hörte es, und sein Blick schoss zu mir. Er rief nicht. Er sagte nur, wie ein Messerwurf: Hörst du?

Ich hörte.

Nicht Tür.

Mary war nicht nur Opfer. Sie wusste etwas. Und wenn sie in diesem Zustand noch warnen konnte, dann war diese Warnung das Wertvollste im Nebel.

Der Mann mit dem Schirm bemerkte den Austausch. Seine Haltung spannte sich. Er sagte: Du wirst es trotzdem tun.

Nicht als Drohung. Als Prognose. Als hätte er in seinem Heft schon die Seite umgeblättert.

Ich sah den Schlüssel an. Knochen, warm, glatt. Ein kleines Ding, das plötzlich alle Wege bestimmt. Ich spürte, dass ich nicht mehr nur entscheiden musste, ob ich die Frau rette. Ich musste entscheiden, ob ich dem Schlüssel glaube.

Und irgendwo tief in der Stadt, weit weg, läutete eine Glocke. Nicht die große. Eine kleine. Ein einzelner Ton, der wie ein Fingerzeig klang: Jetzt.

Der einzelne Glockenton in der Ferne war nicht laut, aber er war da, und weil er nicht in unsere Szene passte, passte er perfekt. In dieser Nacht war jedes Geräusch eine Hand, die an deinem Kragen zieht. Ich wollte mich nicht mehr ziehen lassen. Ich wollte endlich selbst ziehen.

Marys Warnung – Nicht... Tür... – hing in mir wie ein Splitter. Ein Splitter ist klein, aber er zwingt dich, bei jeder Bewegung an ihn zu denken. Der Schlüssel in meiner Hand war ein ganzer Knochen, und trotzdem fühlte sich der Splitter wichtiger an.

Ich sah zur Tür 17. Sie stand da, reglos, harmlos. Holz. Ein Griff. Eine Zahl. Alles so normal, dass es schreit. Und ich sah zur Mauer daneben, dorthin, wo der Mann mit dem Schirm hingedeutet hatte. Feuchter Stein. Moos. Risse. Nichts.

Nichts ist in dieser Nacht nie nur nichts.

Der Mann mit dem Schirm beobachtete mich. Nicht wie ein Jäger, eher wie ein Mann, der weiß, dass das Tier irgendwann in die Schlinge geht, weil es keine anderen Wege mehr sieht. Seine Stimme war wieder kontrollierter, als hätte er den Moment der Irritation hinter sich: Du suchst den richtigen Ort. Du hast ihn schon in der Hand.

Ich ignorierte den Satz. Ich zwang mich, die Frage zu stellen, die nicht aus Panik kommt: Wie benutze ich ihn, ohne die Tür zu öffnen?

Das war mein dritter Weg.

Ich trat zur Mauer, nicht zur Tür. Der Mann machte keine Bewegung, um mich zu stoppen. Er musste nicht. Er glaubte, die Mauer sei sein Wegweiser.

Ich presste den Schlüssel gegen den Stein.

Nichts.

Ich drückte stärker, als würde Druck die Welt überzeugen. Knochen gegen Stein. Es fühlte sich falsch an, wie Zähne, die aufeinander pressen. Dann, ganz leicht, spürte ich ein Klicken. Nicht hörbar, nur als winzige Vibration im Schlüssel, als hätte der Knochen kurz „ja“ gesagt.

Der Mann mit dem Schirm hielt den Atem an. Ich sah es an seiner Brust. Für einen Moment war er nicht cool. Er war aufmerksam.

Ich bewegte den Schlüssel minimal, als würde ich ihn in ein unsichtbares Schloss drehen.

Der Stein unter meiner Hand wurde kälter. Nicht nur feucht-kalt. Eisig. Und genau da, unter dem Moos, zeichnete sich ein schmaler Spalt ab. Kein sichtbarer Riss, eher eine Linie, die plötzlich Sinn bekam. Eine Tür in der Wand. Kein Holz. Stein. Eine Art von Tür, die man nicht „Tür“ nennt, weil man sich sonst verraten würde.

Mary hatte gesagt: Nicht Tür.

Vielleicht meinte sie: Nicht die offensichtliche.

Vielleicht meinte sie: Nenn es nicht so. Gib ihm nicht das Wort.

Der Priester oben rief nicht. Er sah nur. Ich sah, wie sein Gesicht sich veränderte, als er die Linie im Stein erkannte. Er flüsterte etwas, das ich nicht verstand, vielleicht ein Gebet, vielleicht ein Fluch.

Die Frau war verschwunden. In dieser Steinlinie war vielleicht der einzige Ort, wo sie noch erreichbar ist. Oder wo man endgültig verschwindet.

Ich drehte den Schlüssel weiter. Der Spalt im Stein wurde dunkler, als würde er Tiefe bekommen. Und dann – so leise, dass es eher ein Gefühl als ein Klang war – öffnete sich die Steinfläche einen Fingerbreit. Ein kalter Luftstoß strömte heraus. Er roch nach nasser Erde, nach Keller, und darunter wieder dieser süße Eisen-Geruch.

Der Mann mit dem Schirm sagte leise: Sehr gut.

Ich hasste ihn für dieses Lob. Lob ist die schlimmste Form von Kontrolle, weil sie sich wie Anerkennung anfühlt.

Ich ließ den Schlüssel stecken. Ich trat einen halben Schritt zurück, ohne den Blick vom Spalt zu nehmen. Dann rief ich nach oben, nicht laut, aber klar: Priester. Bleib bei Mary.

Der Priester rief zurück, rau: Und du?

Ich sagte: Ich hole sie raus.

Die Frau oben – nein, sie war nicht oben, sie war weg – die Frau, die verschwunden war, bekam in meinem Kopf plötzlich ein Gesicht. Nicht weil ich sie so gut kannte, sondern weil ich wusste: Wenn ich ihr kein Gesicht gebe, wird sie zu einem „sie“, und „sie“ ist sein Wort. Ich zwang mich, sie als Mensch zu denken, nicht als Funktion.

Der Mann mit dem Schirm machte einen Schritt auf mich zu. Sein Schirm tippte. Er sagte: Du gehst nicht allein.

Ich hielt den Schlüssel in der Wand, drehte ihn nicht weiter, ließ die Öffnung klein. Ich sagte: Doch.

Er lächelte dünn. Er sagte: Du kannst es sagen. Aber du weißt, wie diese Geschichten laufen.

Ich sah seinen Schirmgriff an. Der gesprungene Spiegel war ein Auge, das nicht mehr sauber sieht. Vielleicht war das jetzt mein Vorteil. Vielleicht war es nur eine Illusion, die er mir schenkt.

Ich zog das kleine Kreuz aus meiner Tasche, hielt es in der linken Hand, den Schlüssel in der rechten. Metall und Knochen. Zwei Arten von Wahrheit. Ich sagte, so ruhig ich konnte: Bleib zurück.

Der Mann lachte leise. Er sagte: Dein Kreuz... dein Mut... alles hübsch. Aber ich bin nicht hier, um dich zu stoppen. Ich bin hier, um zu sehen, was du beichtest, wenn du unten bist.

Das war sein wahres Spiel: Er wollte mich in den Keller. Er wollte mich in die Erde. Weg von Zeugen, weg von Licht. Und er wollte, dass ich dort etwas tue, das mich bindet.

Ich atmete langsam ein und trat an die Öffnung. Die Steinspalte war nur fingerbreit, aber ich spürte, dass sie sich weiter öffnen würde, wenn ich den Schlüssel drehe. Ich drehte ihn vorsichtig, nur ein kleines Stück.

Der Spalt wurde breit genug, dass eine Hand hindurch passt. Dann ein Arm. Dann ein Schulterbreit, wenn man sich presst. Ein Durchgang, der nicht einlädt, sondern verlangt.

Ich schob mich hinein.

Der Stein war kalt an meinem Rücken, feucht. Ich roch Erde. Ich hörte oberhalb nichts mehr. Keine Glocke. Kein Nebel. Nur das eigene Atmen. Ein enger Schacht, eine Treppe, die nach unten führt. Steinstufen, schmal, glatt vom Gebrauch. Hier sind viele gegangen. Nicht Gäste. Andere.

Ich hielt das Kreuz vor mir, nicht als Schutzschild, sondern als Orientierungspunkt. In Dunkelheit braucht man etwas, das man kennt.

Hinter mir hörte ich den Mann mit dem Schirm nicht sofort folgen. Kein Tippen. Kein Rascheln. Er ließ mich gehen. Natürlich. Er wollte, dass ich gehe.

Nach zehn Stufen, vielleicht zwanzig, wurde die Luft kälter. Dann sah ich, ganz unten, einen schwachen Lichtstreifen. Nicht warm. Nicht gelb. Eher grau. Als würde dort unten ein anderes Fenster sein, das kein Himmel zeigt.

Ich rief leise, in die Tiefe: Hallo?

Kein Echo. Die Wände schluckten alles. Natürlich.

Dann hörte ich ein Geräusch.

Kein Kratzen.

Ein leises Schluchzen, gepresst, wie jemand, der sich das Weinen verbietet, weil er sonst Luft verliert.

Ich ging weiter.

Am Ende der Treppe öffnete sich ein Gang, niedrig, feucht. Die Wände waren Stein. Kein Tapetenflur. Kein weißer Korridor. Etwas Älteres. Hier hatte niemand versucht, es hübsch zu machen.

Und am Ende des Gangs stand eine Tür.

Nicht Holz. Eisen.

In der Mitte der Tür war ein Schlüsselloch.

Genau die Form des Knochenschlüssels.

Mary hatte gesagt: Nicht Tür.

Ich stand davor und spürte, wie der Schlüssel in meiner Hand schwer wurde, als würde er schon in das Loch gezogen.

Hinter mir, weit oben, ganz leise, hörte ich das Tippen.

Nicht nah.

Aber da.

Er war doch gekommen.

Ich schloss die Augen einen Moment, nur einen, und dachte: Wenn ich jetzt öffne, gebe ich ihm wieder eine Szene.

Und dann steckte ich den Schlüssel ins Schloss.

Das Schloss der tausend Türen

Der Knochenschlüssel glitt ins Schlüsselloch, als hätte er dort immer hingehört. Nicht widerstandslos, aber mit einer Art unheimlicher Passung, die mehr verriet als jedes Geräusch: Diese Tür war nicht einfach eine Tür, sie war ein Gegenstück. Ein negatives Bild, das nur auf diese eine Form gewartet hatte.

Ich drehte den Schlüssel langsam. Nicht weil ich vorsichtig sein wollte, sondern weil ich dem Moment Zeit geben musste, sich zu zeigen. In Filmen knallt eine Tür auf. Im Leben tut sie das selten. Im Leben ist es das leise Klicken, das dir sagt, dass du gerade etwas getan hast, was du nicht mehr zurücknehmen kannst.

Es klickte.

Ein trockenes, kleines Geräusch, das im feuchten Gang beinahe zu sauber klang. Dann ein zweites Klicken, tiefer, als würde innen ein Riegel zurückspringen. Ein Mechanismus, der nicht improvisiert ist, sondern geübt.

Hinter mir, weit oben, hörte ich wieder dieses Tippen. Nicht näher, aber gleichmäßig, als würde er mich nicht hetzen, sondern begleiten. Ein Begleiter, der keine Eile hat, weil er weiß, dass die Treppe nur nach unten führt.

Ich legte die Hand an den eisernen Türgriff. Er war kalt und feucht, als hätte das Metall den Nebel der Welt hier unten weitergetragen. Ich drückte.

Die Tür gab nach, aber nicht in einem Schwung. Sie öffnete sich einen Spalt, und aus diesem Spalt kam Luft, die anders war als die Luft im Gang. Nicht nur kälter. Schwerer. Trockenkalt, wie in einem Raum, der seit Jahren nicht gelüftet wurde, und doch irgendwie... bewohnt. Als würde hier unten etwas atmen, ohne Lunge.

Ich schob weiter.

Die Tür öffnete sich in einen Raum, der mein Gehirn einen Herzschlag lang aussetzte.

Es war kein Kellerraum. Kein Gewölbe. Keine Kammer mit Ketten, wie die Fantasie sie zeichnet, wenn sie Angst haben will. Es war ein Korridor.

Und in diesem Korridor standen Türen.

Überall.

Links, rechts, vorne. Türen in unterschiedlichen Größen, unterschiedlichen Farben, unterschiedlich alt. Manche waren hell lackiert, als kämen sie aus einem bürgerlichen Flur. Manche waren dunkel und schwer, wie aus einem Herrenhaus. Einige hatten Fensterchen aus Milchglas. Andere waren massiv, ohne jede Öffnung. Eine hatte sogar einen Türklopfer in

Form einer Hand. Eine andere war mit einem kleinen Messingschild versehen, auf dem nichts stand.

Ich blieb in der Schwelle stehen. Mein Atem wurde laut in meinen Ohren. Mein Blick ging von Tür zu Tür, und jede Tür schien mich anzusehen, als wäre sie nicht Holz, sondern eine Entscheidung.

Der Gang war nicht lang, aber er wirkte endlos, weil er sich in die Seiten verzweigte. Hinter einigen Türen war Licht, schwach, als würde dort eine Lampe brennen. Hinter anderen war Dunkelheit. Hinter wieder anderen hörte ich leise Geräusche: ein Tropfen, ein Knarren, ein Husten. Oder bildete ich mir das ein? Hier unten konnte man sich alles einbilden. Das war ja der Punkt.

Ich trat einen Schritt hinein, und die eiserne Tür hinter mir schloss sich nicht. Sie blieb einen Spalt offen, gerade so, dass ich noch den feuchten Gang dahinter sehen konnte. Ich wollte, dass sie offen bleibt. Eine offene Tür ist ein Versprechen, dass man zurückkann. Auch wenn Versprechen hier selten eingehalten werden.

Ich hob das Kreuz in meiner linken Hand ein Stück höher, nicht als Drohung, eher als Kompass. Metall im Dunkeln. Eine Kante, an der man sich festhalten kann. Der Knochenschlüssel steckte noch in der eisernen Tür. Ich ließ ihn dort. Ein Teil von mir wollte ihn wieder an sich nehmen, aber ein anderer Teil verstand: Wenn ich ihn rausziehe, schließt sich vielleicht alles. Oder öffnet sich anderes. Ein Schlüssel ist eine Frage, die man nicht zu oft stellt.

Das Tippen hinter mir wurde lauter. Nicht viel. Nur so, dass ich wusste: Er ist nicht mehr oben an der Treppe. Er ist im Gang hinter der Tür. Er kommt.

Ich drehte mich nicht sofort um. Ich wusste, was ich sehen würde: den Schirm, die Maske, oder das normale Gesicht, das noch schlimmer ist als eine Maske. Ich wusste, dass jedes Umdrehen eine Bestätigung ist. Ich zwang mich, nach vorn zu sehen.

In der Mitte des Türkorridors stand ein kleiner Tisch. Ein einfacher Tisch, wie man ihn in einem Hotelgang sieht. Darauf lag ein Heft. Weiß. Sauber. Das gleiche Format wie zuvor. Und daneben: ein Bleistift.

So banal, dass es mich wütend machte. All diese Türen, all diese Kälte, und dann Bürobedarf. Ein Mensch, der wirklich Böses will, sollte wenigstens die Anständigkeit haben, nicht so zu tun, als wäre es nur Verwaltung.

Ich ging zum Tisch, langsam, die Schritte gedämpft auf einem Boden, der wie Stein aussah, aber nicht ganz so klang. Der Korridor schien Geräusche zu schlucken. Ein Ort, der Beweise ungerne hat.

Das Heft war aufgeschlagen. Die erste Seite war leer bis auf einen Satz, in derselben sauberen Handschrift:

WÄHLE EINE TÜR.

Darunter, kleiner:

UND BEICHTE, WARUM.

Ich starrte auf diese Worte, und ich fühlte, wie mein Hals brannte, als hätte der Biss den Satz gelesen. Wählen. Beichten. Immer wieder. Er machte aus Entscheidungen Religion.

Ich hörte das Tippen jetzt direkt hinter mir, nur wenige Schritte entfernt. Dann das leise Rascheln von Stoff. Der Schirm.

Seine Stimme kam, freundlich, als stünde er neben mir in einem Salon, nicht in einem Korridor, der aus Türen gebaut ist: Du bist angekommen.

Ich antwortete nicht. Ich sah nicht hoch. Ich nahm den Bleistift vom Tisch.

Der Bleistift war normal. Holz, Graphit, ein bisschen abgenutzt. Und gerade deshalb fühlte er sich wie eine Waffe an. Nicht, weil er töten kann. Weil er schreiben kann.

Ich sagte leise, ohne mich umzudrehen: Wo ist sie?

Er lachte nicht. Er sagte nur: Hinter einer der Türen. Das ist doch offensichtlich.

Ich spürte, wie mich die Antwort fast zum Zuschlagen brachte. Offensichtlich. Als wäre das ein Spiel, bei dem man nur richtig hinsehen muss. Als wäre Rettung eine Frage von Aufmerksamkeit, nicht von Macht.

Ich fragte: Welche?

Er antwortete: Die, die du wählen würdest.

Das war nicht nur unhilfreich. Es war grausam, weil es mich in mich selbst zurückwarf. Als würde mein Charakter der Schlüssel sein. Als würde meine Moral ein Schloss öffnen.

Ich drehte mich jetzt doch um.

Er stand wenige Schritte hinter mir. Keine Maske. Das normale, blasse Gesicht. Der Schirm in der Hand, geschlossen, die Spitze auf dem Boden. Der gesprungene Spiegel im Griff schimmerte matt. Sein Blick war ruhig. Er wirkte nicht wie jemand, der gerade eine Frau verschleppt hat. Er wirkte wie jemand, der ein Gespräch führt.

Er sagte: Du kannst sie retten. Und du kannst dich dabei retten. Beides geht. Aber nicht ohne Beichte.

Ich hielt den Bleistift fest, so fest, dass meine Finger schmerzten. Ich sagte: Du bekommst keine Worte.

Er nickte langsam, als wäre das ein interessanter Einwand. Dann deutete er mit dem Schirm auf die Türen. Und in dem Moment, als die Spitze sich bewegte, hörte ich ein leises Klicken aus dem Korridor, als würde irgendwo ein Schloss aufspringen.

Nicht eine Tür. Mehrere.

Ein paar Türen standen plötzlich einen Spalt offen, als hätten sie auf das Zeigen gewartet. Hinter einer war warmes Licht, wie Kerzenschein. Hinter einer anderen hörte ich ein leises Wimmern. Oder bildete ich es mir ein? Ich wusste es nicht. Aber mein Körper reagierte trotzdem. Er zog, wie eine Hand am Kinn, hin zu dem Geräusch.

Er sagte leise: Das hier ist das Schloss der tausend Türen. Jede führt zu etwas, das du willst. Oder fürchtest. Oder beides. Und du wirst lernen, dass Wollen und Fürchten oft dieselbe Tür benutzen.

Ich spürte, wie mein Atem schneller ging. Ich sah Marys Gesicht vor mir, erschöpft, warnend. Nicht Tür, hatte sie gesagt. Vielleicht meinte sie: Öffne nicht, was er dir zeigt. Aber hier zeigt er alles.

Ich zwang mich, nicht auf Geräusche zu reagieren. Ich ging nicht zur Tür mit dem Wimmern. Ich ging nicht zur Tür mit dem Licht. Ich blieb beim Tisch stehen und sah nur.

Dann bemerkte ich etwas an einer der Türen, ganz links, fast unscheinbar. Kein Schild, kein Fenster, nur schmutzig weiß gestrichen. Und am unteren Rand, dort, wo der Lack abgeplatzt war, sah ich eine kleine dunkle Spur. Nicht groß. Wie ein Fingerabdruck. Oder ein Strich.

Blut.

Mein Hals stach, als hätte er das Blut gesehen.

Ich deutete nicht darauf. Ich sagte nichts. Ich machte nur einen Schritt in diese Richtung.

Der Mann hinter mir sagte sanft: Interessant.

Sein Ton war ein Lob, und ich hasste ihn dafür.

Ich blieb vor der weißen Tür stehen. Sie wirkte banal. Genau das machte sie verdächtig. In einem Korridor voller besonderer Türen ist die banalste oft die schlimmste. Ich legte die Hand auf den Griff.

Er sagte hinter mir: Beichte.

Ich schloss die Augen einen Herzschlag lang und dachte: Meine Beichte ist mein Schweigen.

Dann drückte ich die Klinke.

Die Klinke gab nach, als hätte die Tür darauf gewartet. Kein Widerstand, kein Knarren, nicht einmal dieses kleine Zögern, das Holz sonst hat, wenn es alt ist. Es öffnete sich zu leicht. Und zu leicht bedeutet hier immer: vorbereitet.

Die weiße Tür schwang nach innen, und was dahinter lag, war nicht der Keller, nicht Stein, nicht ein weiterer Gang. Es war ein Zimmer.

Ein ganz normales Zimmer, mit Tapete, einem Bett, einem Stuhl, einem kleinen Tisch. Es roch nach Seife und kaltem Tee. Ein Zimmer, wie man es in einem Gasthaus findet. Oder in einem Haus, das seine Gäste vorführt, ohne dass sie es merken.

Auf dem Bett lag eine Decke, ordentlich gefaltet. Auf dem Tisch stand ein Glas Wasser, in dem sich das schwache Licht spiegelte. Und an der Wand hing ein Spiegel.

Natürlich hing ein Spiegel da.

Ich blieb im Türrahmen stehen und ließ meinen Blick nicht in den Spiegel wandern. Ich zwang mich, den Spiegel wie eine Heizung zu behandeln: da, aber unwichtig. Nur dass Spiegel nie unwichtig sind. Sie sind nie nur Gegenstand. Sie sind Auge.

Der Mann hinter mir trat nicht in den Raum. Er blieb im Korridor, und seine Stimme kam von dort, freundlich, als wäre er Gastgeber: Gute Wahl.

Ich sagte nichts. Ich trat einen Schritt in das Zimmer. Der Boden war Holz, und zum ersten Mal seit langem knarrte es. Ein echtes Geräusch. Es war fast tröstlich, bis mir klar wurde, dass das Knarren auch ein Signal sein kann. Knarren heißt: Du bist hier. Du hast dich festgelegt.

Ich sah zum Bett. Die Decke war zu ordentlich, als hätte man sie für mich gefaltet. Das Glas Wasser stand zu genau, als wäre es zufällig. Alles war zu aufgeräumt, zu bereit.

Dann hörte ich ein Geräusch, das nicht vom Korridor kam. Nicht von mir. Nicht von oben.

Ein leises Atmen aus der Ecke des Zimmers.

Ich wandte den Blick, langsam, und sah neben dem Schrank etwas auf dem Boden: eine Gestalt, zusammengekauert, der Rücken an die Wand, die Knie angezogen, die Hände an den Hals, als würde sie prüfen, ob er noch da ist.

Die Frau mit dem Schal.

Nur dass sie keinen Schal mehr hatte. Ihre Maske lag neben ihr, zerbrochen. Ihr Hals war frei, und ich sah die Markierung, die ich nicht sehen wollte: die zwei Punkte, dunkel, eingefallen, und darum herum eine blasse Haut, die aussah, als hätte sie keinen Schlaf seit Jahren.

Sie hob den Kopf, als sie mich sah. Ihre Augen waren weit, wach, zu wach. Und ich merkte sofort: Sie war nicht nur erschrocken. Sie war verändert. Nicht vampirisch, nicht mit Zähnen. Mit Wissen. Mit dem Wissen, das man bekommt, wenn man an einem Ort war, den man nicht beschreiben kann.

Sie flüsterte: Nicht... ansehen.

Sie meinte nicht ihren Hals. Sie meinte den Spiegel.

Ich blieb stehen. Ich kniete mich nicht sofort zu ihr. Jede Bewegung in diesem Zimmer war eine Entscheidung, und Entscheidungen sind hier Fallen.

Ich sagte leise: Kannst du gehen?

Sie schüttelte den Kopf, kaum sichtbar. Dann flüsterte sie: Er hört... alles.

Der Mann im Korridor lachte nicht. Er sagte nur, als würde er ein Gespräch fortsetzen: Ach, du hast sie gefunden. Sehr schön.

Ich ignorierte ihn. Ich ging zwei Schritte in den Raum, gerade so, dass ich zwischen der Frau und dem Spiegel stand. Das war instinktiv. Ein Körper will zwischen Gefahr und Opfer stehen. Er kann es selten wirklich, aber er will es.

Die Frau sah zu mir hoch. Ihre Lippen bebten. Sie sagte: Es ist... nicht nur Türen. Es sind... Räume, die dich... machen.

Ich fragte: Wo ist Mary?

Ihr Blick flackerte, als hätte ich ein falsches Wort benutzt. Dann sagte sie: Hinter... der richtigen Tür. Aber... du darfst nicht... öffnen.

Ich spürte, wie sich in mir alles zusammenzog. Sie sagte im selben Atemzug „richtig“ und „nicht öffnen“. Genau diese Paradoxien sind sein Werkzeug: richtig und falsch werden so eng, dass du dich beim Atmen schneidest.

Der Mann im Korridor sagte freundlich: Natürlich darf er öffnen. Wofür sind Türen sonst da?

Ich atmete langsam aus, zwang mich, den Satz zu ignorieren. Ich sah nicht zum Spiegel. Ich sah nicht zur Tür. Ich sah nur die Frau an.

Ich sagte: Was ist der Schlüssel?

Sie schluckte. Ihre Finger umklammerten eine kleine Form, die ich zuerst nicht gesehen hatte, weil sie sie so fest hielt. Sie öffnete die Hand nur ein wenig.

Darin lag etwas Helles.

Nicht der Knochen-Schlüssel. Etwas Kleineres.

Ein Splitter.

Knochen, ja, aber nur ein Stück, wie abgebrochen. Mit einer Kerbe, wie ein Zahn.

Sie flüsterte: Er hat... ihn gebrochen. In mir. Er hat... gesagt... ein Schlüssel muss... teilen, um... überall zu passen.

Mir wurde kalt. Der Schlüssel, den ich benutzt hatte, war vielleicht nicht vollständig. Vielleicht war er nie vollständig. Vielleicht war er Teil von etwas, das man aus Menschen macht.

Ich sagte leise: Du hast das Stück aus dir raus...?

Sie nickte. Tränen standen ihr in den Augen, aber sie fielen nicht. Sie flüsterte: Es war... unter der Haut. Er hat... es da rein... gedacht.

Gedacht. Das war das Schlimmste daran. Nicht geschnitten, nicht gestochen. Gedacht. Als könnte ein Gedanke Material werden.

Der Mann im Korridor sagte: Sie ist so talentiert, nicht wahr? Sie kann Dinge gebären, ohne zu gebären.

Die Frau zuckte, als hätte man ihr einen kalten Finger in den Nacken gelegt. Sie flüsterte, zu mir: Er will, dass du... beichtest. Nicht mit Worten. Mit... Blick.

Sie hob die Hand und deutete, zitternd, auf den Spiegel.

Ich spürte sofort den Zug in mir. Der Reflex, hinzusehen. Spiegel haben eine Gravitation. Und in dieser Nacht war es seine stärkste.

Ich sagte, mehr zu mir als zu ihr: Ich sehe nicht hin.

Der Mann im Korridor antwortete sanft: Du wirst.

Und dann hörte ich es: ein leises Klicken hinter mir.

Die Tür, durch die ich gekommen war, schloss sich von selbst.

Nicht mit einem Schlag. Ruhig. Höflich. Als würde das Zimmer sagen: Jetzt sind wir unter uns.

Ich drehte mich nicht um, aber ich wusste es. Ich spürte die Veränderung der Luft. Das Gefühl, dass der Rückweg gerade weggeklappt wurde.

Die Frau flüsterte: Jetzt...

Der Mann im Korridor sagte, durch die geschlossene Tür, als wäre Holz kein Hindernis: Beichte.

Ich ging zur Frau, kniete mich neben sie, ohne sie zu berühren, weil ich nicht wusste, ob Berühren hier ebenfalls eine Form von Zustimmung ist. Ich sagte leise: Gib mir den Splitter.

Sie zögerte. Dann legte sie mir das kleine Knochenstück in die Hand.

Es war kalt. Nicht warm wie der Schlüssel. Kalt wie etwas, das nie lebendig war, obwohl es aus Leben besteht.

In dem Moment, als ich es hielt, hörte ich etwas, das nicht im Zimmer war: eine Ferne Stimme, gedämpft, wie hinter vielen Türen.

Mary.

Sie sagte nicht meinen Namen. Sie sagte nur, klar, brüchig, als würde sie an einem Seil hängen:

Abraham... nicht... schauen...

Und ich wusste: Sie war irgendwo hier. Hinter einer der tausend Türen. Und sie wusste, dass Spiegel die schnellste Abkürzung sind, um dich zu verlieren.

Die Frau neben mir flüsterte: Er lässt sie sprechen, damit du dich drehst.

Und der Splitter in meiner Hand vibrierte leicht, als hätte er das gehört. Als würde er auf eine bestimmte Richtung zeigen.

Nicht zum Spiegel.

Zum Schrank.

Der alte Schrank in der Ecke, neben dem die Frau gelegen hatte. Seine Tür war einen Hauch offen, als hätte jemand sie nicht ganz geschlossen.

Ein Schrank ist auch eine Tür. Nur kleiner.

Ich stand langsam auf, hielt den Splitter wie eine Nadel, und ging zum Schrank.

Hinter mir spürte ich den Spiegel wie ein brennendes Loch im Raum, das mein Gesicht wollte.

Ich zwang mich, nicht hinzusehen.

Ich griff nach der Schranktür.

Und genau in dem Moment, als meine Finger das Holz berührten, hörte ich im Spiegel – ohne hinzusehen – ein Geräusch: ein leises Atmen, sehr nah, als würde jemand direkt hinter mir stehen.

Das Atmen hinter mir war zu nah, um von der Frau am Boden zu kommen, und zu ruhig, um von mir zu sein. Es war das Atmen eines Menschen, der sich nicht anstrengt. Eines Menschen, der keinen Grund hat, schneller zu werden.

Ich ließ die Hand auf der Schranktür liegen, ohne zu ziehen. Ich blieb still. Wenn ich mich jetzt umdrehe, bekommt der Spiegel sein, was er will: mein Gesicht in einem Reflex. Und Reflexe sind seine Lieblingsbeichten.

Die Frau am Boden flüsterte: Nicht.

Ein einziges Wort, das wie ein Nagel in Holz ging.

Ich sagte leise, ohne mich zu bewegen: Ich sehe dich nicht.

Die Stimme aus dem Korridor – durch die geschlossene Tür – antwortete nicht sofort. Dann, sanft, als würde sie sich neben mein Ohr legen: Doch. Du fühlst mich. Das reicht.

Ich hörte kein Rascheln von Stoff. Kein Tippen von Schirmspitze. Das machte es schlimmer, weil es bedeutete: Er braucht seine Requisiten hier nicht. Hier unten ist er pur.

Ich spürte den Splitter in meiner Hand. Kalt, und doch vibrierend, als würde er an etwas ziehen. Kein magnetischer Zug, eher eine Erinnerung im Material, die sagt: Hier entlang.

Ich zog die Schranktür einen Spalt auf.

Keine Kleider. Keine Decken. Keine Holzstange.

Dahinter war Dunkelheit, tiefer als ein Schrank. Eine Dunkelheit, die nicht nach Holz roch, sondern nach feuchtem Stein. Eine Dunkelheit, die Luft zog, als wäre sie ein Mund.

Ein Schrank als Durchgang.

Natürlich.

Ich hielt den Splitter vor die Öffnung, und sofort vibrierte er stärker, als hätte er endlich sein Gegenstück gefunden.

Hinter mir war das Atmen immer noch da. Und jetzt, ganz leise, ein anderes Geräusch: das hauchdünne Schaben eines Schuhs auf Holz. Ein Schritt. Nicht nah genug, um mich zu berühren. Nah genug, um zu wissen: Er steht dort, wo der Spiegel mich sehen würde, wenn ich mich umdrehe.

Er sagte leise: Du bist so stolz auf deine Augen. Du glaubst, Nicht-Sehen sei Stärke.

Ich antwortete nicht. Ich stieg in den Schrank.

Der Übergang war eng. Ich musste mich drehen, die Schulter zuerst, den Rücken gegen Holz, den Bauch gegen die Kante. Für einen Moment hatte ich das Gefühl, der Schrank will mich nicht durchlassen. Dann war es nicht mehr Holz. Dann war es Stein. Kalt. Feucht. Uneben.

Ich stand in einem schmalen Gang, niedriger als der Schacht, durch den ich gekommen war. Hier war die Luft dichter. Ich hörte Tropfen. Und irgendwo, weit weg, hörte ich wieder Marys Stimme, nicht als Wort, eher als Geräusch: ein ersticktes Schluchzen.

Hinter mir war der Schrank. Von dieser Seite sah er nicht aus wie ein Schrank, sondern wie eine kleine Tür im Stein, mit Holzrahmen. Ich hielt sie nicht zu. Ich ließ sie einen Spalt offen. Offene Türen sind Versprechen. Manchmal braucht man sogar ein falsches Versprechen, um nicht verrückt zu werden.

Ich leuchtete nicht. Ich hatte keine Lampe hier unten. Nur das matte, graue Licht, das von irgendwo her kam, als wäre es durch eine Ritze. Ich hielt das Kreuz in der linken Hand, den Splitter in der rechten. Metall und Knochen, wieder zwei Kompassse, die nicht zusammenpassen.

Der Splitter zog nach rechts.

Ich ging nach rechts.

Der Gang führte in einen weiteren Korridor. Wieder Türen. Nicht tausend, aber genug. Kleinere Türen, enger, niedriger, als wären sie für Kinder gebaut oder für Menschen, die gebrochen wurden. Manche waren nur Holzplatten. Manche hatten eiserne Bänder. Eine war nur ein Vorhang aus grobem Stoff, der wie Haut hing.

Ich trat näher an die Vorhangtür, weil der Splitter dort am stärksten vibrierte. Aber ich blieb stehen. Ich hatte gelernt: Je stärker der Zug, desto größer die Falle.

Stattdessen schaute ich auf den Boden. Steinplatten, unregelmäßig. Und da, zwischen zwei Platten, sah ich etwas Helles: ein winziges Stück Kreide. Oder Knochenstaub. Eine Markierung.

Ein kleines Kreuz.

Nicht mein Kreuz. Ein gezeichnetes.

Ich folgte der Markierung. Ein weiteres kleines Kreuz ein paar Schritte weiter. Dann noch eins. Jemand hatte hier Wegzeichen hinterlassen. Jemand, der nicht will, dass man sich im Schloss der Türen verliert. Jemand, der nicht er ist.

Ich ging den Kreuzen nach.

Der Gang endete an einer Tür aus dunklem Holz, sehr alt. In die Tür war eine Zahl geritzt, tief und grob, als wäre sie mit einem Messer gemacht worden.

13.

Mein Hals stach. Zahlen sind auch Kreise. 17 war eine Falle gewesen. 13 war... was? Ein Aberglaube. Eine Geschichte. Und er liebt Geschichten.

Ich legte die Hand nicht auf die Klinke. Ich hielt den Splitter nah an das Holz. Er vibrierte, aber nicht wild. Eher wie ein Herz, das an einer Stelle schneller schlägt, weil es weiß: Hier ist etwas.

Ich hörte ein Geräusch hinter der Tür.

Nicht Kratzen.

Ein leises Murmeln. Wörter, die ich nicht verstand. Als würde jemand beten. Oder beichten. Oder sich selbst beruhigen.

Ich beugte mich näher, ohne die Tür zu berühren, und hörte ein einziges Wort klar heraus, so als hätte es sich durch das Holz gedrückt:

Abraham.

Meine Finger wurden kalt. Mein Mund trocken.

Mary.

Ich wusste nicht, ob es Mary ist. Aber es war ihre Stimme in meinem Kopf. Und mein Körper reagierte, bevor mein Verstand es korrigieren konnte.

Ich drückte die Klinke.

In dem Moment, als sie nachgab, hörte ich hinter mir, aus dem Schrankgang, ein leises, freundliches Atmen.

Er war mir gefolgt.

Nicht sichtbar. Nicht hörbar.

Nur nah.

Die Tür 13 öffnete sich einen Spalt.

Und dahinter war Licht.

Warm, gelb, freundlich. Ein Wohnzimmerlicht. Ein Licht, das sagt: Hier ist alles in Ordnung.

Und genau deshalb war ich plötzlich sicher: Das ist nicht Mary.

Das ist eine Beichte, die als Zuhause verkleidet ist.

Ich blieb im Spalt stehen, die Hand an der Klinke, das Kreuz in der Faust, den Splitter brennend kalt.

Und ich wusste: Wenn ich eintrete, trete ich in ein Bild. Wenn ich zurückgehe, trete ich in seinen Atem.

Ich schloss die Augen einen Moment und tat etwas, das er nicht vorgesehen hatte: Ich ließ den Splitter fallen.

Er klirrte nicht. Knochen klirrt nicht. Er machte nur ein leises, dumpfes Geräusch auf Stein.

Und im selben Moment änderte sich das Licht hinter der Tür.

Es flackerte.

Nur kurz.

Genug.

Ich riss die Tür wieder zu, bevor mein Körper seinem Rettungsreflex folgen konnte.

Hinter mir hörte ich ein leises, enttäushtes Geräusch. Kein Wort. Nur ein Ausatmen.

Als würde jemand sagen: Schade.

Die Kammer der Schlafenden

Als ich die Tür zuschlug, war es, als würde ich einem Traum die Luft abdrehen. Das warme Wohnzimmerlicht verschwand sofort, als hätte es nie existiert. Übrig blieb der feuchte Gang, die Kreidekreuze am Boden, der Kälteschweiß auf meinem Rücken, und dieses Atmen hinter mir – nah, geduldig, beleidigt in seiner Ruhe.

Ich drehte mich nicht um. Ich hatte gelernt, dass Umdrehen hier ein Vertrag ist. Stattdessen machte ich etwas, das man in einem Alptraum nicht tut: Ich ging weg von dem, was mich ruft.

Ohne Splitter in der Hand hatte ich keinen vibrierenden Kompass mehr. Das war Absicht. Der Splitter war eine Leine. Ich hatte ihn fallen lassen, um mir selbst die Ausrede zu nehmen, „gezogen worden“ zu sein. Jetzt war jede Richtung nur meine Schuld.

Ich ging den Kreidekreuzen nach, weiter den Gang hinunter, weg von Tür 13. Das Atmen hinter mir blieb. Nicht näher. Nicht weiter. Wie ein Schatten, der nicht mehr an Licht gebunden ist.

Der Gang verengte sich. Die Decke wurde niedriger. Der Stein wurde glatter, als wären hier viele Hände entlang gestrichen. Und je tiefer ich ging, desto weniger roch es nach feuchter Erde und desto mehr nach etwas, das man nicht gerne riecht, aber sofort erkennt: abgestandene Luft, Haut, und dieser süße Eisenhauch, der immer wieder auftaucht wie ein Refrain.

Dann sah ich die nächste Markierung: kein Kreidekreuz mehr, sondern eine eingeritzte Linie in den Stein, wie ein Pfeil.

Ich folgte ihr.

Die Stille hier unten war nicht leer. Sie war voll. Voll von leisen Dingen: Tropfen, ein entferntes Knarren, ein Husten, das vielleicht nur ein Echo meiner Angst war. Und immer wieder, als Basis: dieses ruhige Atmen hinter mir.

Dann endete der Gang.

Vor mir war eine schwere Tür, größer als die anderen, aus dunklem Holz, mit Eisenbeschlägen. Kein Zahlenschild. Kein Fenster. Aber in der Mitte der Tür war ein kleines rundes Loch, wie ein Guckloch. Nur dass kein Glas darin war. Nur Schwarz.

Ich blieb stehen. Das Loch zog meinen Blick an wie ein Abgrund. Ein Kreis. Unvollendet, schwarz, perfekt. Die Art von Kreis, die man schließen will, indem man hineinsieht.

Mary hatte gesagt: nicht schauen.

Ich sah nicht hinein.

Stattdessen legte ich die Hand an den Holzrand neben dem Loch. Das Holz war kalt. Und darunter spürte ich etwas, das mein Herz einen Schlag aussetzen ließ: Vibration.

Nicht vom Schlüssel, nicht vom Splitter.

Von dahinter.

Ein leises, gleichmäßiges Summen, wie viele Atemzüge, die zusammen einen Rhythmus bilden. Nicht Glocke. Etwas Organisches. Viele Menschen. Oder viele Körper.

Ich schluckte. Ich flüsterte, ohne zu wissen, zu wem: Das ist es.

Hinter mir hörte das Atmen plötzlich auf.

Ein Moment absolute Stille. Dann eine Stimme, direkt hinter meinem Ohr, so nah, dass ich die Worte fast als Berührung fühlte:

Du bist so nah.

Ich erstarrte. Nicht aus Angst. Aus dem Wissen, dass er jetzt entscheiden kann, ob er mir ins Ohr flüstert oder mir den Hals öffnet, und ich würde beides nur als Luft wahrnehmen, bis es zu spät ist.

Ich sagte leise: Du brauchst mich nicht mehr zu locken. Ich bin schon hier.

Er lachte nicht. Er sagte ruhig: Du bist hier, weil du glaubst, du könntest sie wachmachen.

„Sie.“ Wieder dieses Wort. Er nahm es, wie man sich ein Messer nimmt, das jemand hat liegen lassen.

Ich hielt das Kreuz fester. Metall drückte in meine Handfläche. Ich sagte: Ich bin hier, weil du sie benutzt.

Er antwortete: Nein. Du benutzt sie. Du nennst es Rettung, und es fühlt sich gut an.

Sein Satz war wie eine Hand, die versucht, in meinen Kopf zu greifen. Er wollte mich schuldig machen, bevor ich überhaupt die Tür öffne. Schuld ist sein Lieblingsschlüssel.

Ich ignorierte ihn so gut ich konnte und betrachtete die Tür. Kein Schloss sichtbar. Kein Schlüsselloch. Nur dieses runde Loch.

Ein Guckloch ohne Glas. Ein Auge ohne Lid.

Ich erinnerte mich an den Schirmgriff, an den Spiegel. An die Maske mit dem Spiegel innen. An das Kästchen mit dem Spiegelstück. Immer wieder: Augen. Fenster. Sehen.

Vielleicht war diese Tür nicht mit Knochen zu öffnen. Vielleicht war sie mit Blick zu öffnen. Vielleicht war sie eine Falle für Neugier, die sich als Pflicht tarnt.

Ich nahm meine Hand vom Holz, atmete langsam aus und sagte laut genug, damit auch er es hört: Ich mache es anders.

Dann kniete ich mich hin, nahm ein Stück Kreide vom Boden – ich hatte es vorhin gesehen, klein, abgebrochen –, und zeichnete unter dem Loch ein Kreuz auf das Holz.

Nicht schön. Nicht gerade. Nur eindeutig.

Ein Zeichen, das nicht schaut. Ein Zeichen, das sagt: Hier ist Grenze.

Die Stimme hinter mir wurde leiser, fast zärtlich: Das ist kindisch.

Ich antwortete: Vielleicht.

Dann tat ich etwas, das mich selbst überraschte: Ich legte das Kreuz, das ich in der Hand hielt, direkt unter das Loch, als wäre es ein Riegel. Metall an Holz. Ein kleines, lächerliches Hindernis. Ein Symbol als Barriere.

Und für einen Moment geschah nichts.

Dann hörte ich hinter der Tür ein Geräusch.

Kein Summen mehr.

Ein gemeinsames Einatmen, als würden viele Brustkörbe gleichzeitig Luft holen. Ein Chor aus Körpern.

Und direkt danach: ein leises, unzählbares Rascheln, als würde Stoff über Haut streichen, als würden Menschen sich im Schlaf wenden.

Die Kammer war wach.

Die Stimme hinter mir flüsterte: Jetzt schau.

Ich sah nicht.

Ich legte das Ohr an das Holz neben dem Loch. Nicht hineinschauen. Nur hören. Hören ist auch gefährlich, aber weniger direkt als Blick.

Ich hörte ein Wort aus dem Innern, ganz schwach, als würde es von vielen Lippen gleichzeitig geformt:

Abraham...

Nicht eine Stimme. Viele.

Und in diesem Chor lag etwas, das mir den Magen umdrehte: Sie klangen nicht wie Menschen, die um Hilfe rufen. Sie klangen wie Menschen, die sich an einen Namen erinnern, den sie lange gemurmelt haben.

Ich stand wieder auf, langsam.

Ich wusste: Hinter dieser Tür sind nicht nur Opfer. Hinter dieser Tür sind Schläfer, die auf meinen Namen reagieren.

Und irgendwo in diesem Schloss aus Türen war Mary.

Und er stand hinter mir, unsichtbar nah, und wartete darauf, dass ich den kleinsten Fehler mache: einen Blick in das schwarze Loch.

Das Murmeln hinter der Tür war nicht mehr nur ein Geräusch. Es war ein Druck, ein Gewicht, das gegen das Holz lehnte. Mein Name in vielen Mündern war kein Ruf nach Hilfe. Es war ein Ritual. Als hätte man ihn oft genug wiederholt, bis er nicht mehr nach mir klang, sondern nach einem Schlüsselwort, das etwas auslöst.

Ich blieb stehen, die Stirn fast am Holz, ohne durch das schwarze Loch zu sehen. Ich zwang meine Augen, an der Maserung entlang zu bleiben, an meinem gekritzten Kreidekreuz, an dem kleinen Metallkreuz darunter, das plötzlich lächerlich klein wirkte gegen eine Tür, die offenbar nicht aus Holz bestand, sondern aus Entscheidung.

Hinter mir atmete er wieder. Ruhig. Geduldig. Er hatte die Stille kurz weggenommen, damit seine Stimme wirken kann, und jetzt gab er sie zurück, als wäre er großzügig.

Er flüsterte: Du hörst sie. Du kannst sie doch nicht ignorieren.

Ich sagte leise: Ich kann sie nicht retten, wenn ich mich selbst verliere.

Er lachte nicht. Er sagte: Du hast recht. Also schau.

Das Wort „schau“ war wie ein Finger, der Richtung Auge drückt. Ich spürte den Reflex in mir: den schnellen Blick ins Loch, nur kurz, nur um zu wissen. Neugier als moralische Pflicht getarnt. Genau das war seine Angel.

Ich trat einen Schritt zurück von der Tür, als wäre Abstand eine Waffe. Abstand ist zumindest eine Pause. Und Pausen sind hier selten.

Ich suchte mit den Augen den Boden ab, nach etwas Echtem, etwas, das nicht Stimme und nicht Blick ist. Die Kreide war da. Der abgebrochene Splitter lag weiter hinten, irgendwo zwischen Tür 13 und dem Schrankgang. Weg. Ich wollte ihn nicht zurück. Ich wollte keine vibrierende Leine.

Stattdessen nahm ich das kleine Metallkreuz vom Boden, hielt es in die Hand. Es war kalt geworden, als hätte die Tür ihm Wärme gezogen. Ich presste es in meine Handfläche, damit der Schmerz mich wach hält. Schmerz ist ein Beweis, dass man im eigenen Körper ist.

Das Murmeln hinter der Tür wurde lauter, als hätte der Schritt zurück die Stimmen ermutigt. Ein gemeinsames Flüstern, das Wellen schlug. Und in diesem Flüstern hörte ich plötzlich etwas Konkretes: ein einzelnes Wort, das sich absetzte, als würde jemand es klarer sprechen als die anderen.

Wasser.

Ich erstarrte. Das Wort traf mich nicht wegen seiner Bedeutung, sondern wegen seiner Erinnerung. Das Mädchen aus dem Wasser. Der Schal. Die Kälte. Alles.

Dann ein zweites Wort, klarer:

Fenster.

Und ich spürte, wie mein Hals brannte, als hätte der Biss das Wort gehört und gelächelt.

Die Stimme hinter mir sagte sanft: Sie kennen deine Geschichte.

Ich dachte: Oder du gibst ihnen meine Geschichte.

Ich wusste nicht, wer die Stimmen steuert. Vielleicht sind sie echte Schläfer. Vielleicht sind sie nur ein Echo, ein Tonband in einem Schloss. Aber das Ergebnis war gleich: Der Raum wollte mich hineinziehen, über Worte.

Ich trat weiter zurück, bis ich mit dem Rücken fast an der feuchten Steinwand gegenüber stand. Dort war das Atmen hinter mir wieder zu nah. Er bewegte sich, ohne dass ich es hörte. Er war wie Nebel: überall, wenn er will.

Ich sagte, ohne mich umzudrehen: Was ist das hier?

Er antwortete sofort, als hätte er darauf gewartet: Ein Schlafsaal.

Ich sagte: Für was?

Er sagte: Für Sehnsucht.

Der Satz war so glatt, dass ich ihn am liebsten in Stücke gerissen hätte. Sehnsucht als Ort. Sehnsucht als Kammer. Er machte aus Gefühlen Architektur.

Ich fragte: Sind sie Menschen?

Er schwieg einen Herzschlag zu lang. Dann sagte er: Sie waren es.

Dieser Satz war wie ein Eisstück im Bauch. Sie waren es. Also nicht mehr. Was sind sie jetzt? Und warum reagieren sie auf meinen Namen?

Hinter der Tür hörte ich plötzlich ein anderes Geräusch, nicht Murmeln. Ein scharrendes Kratzen, als würden viele Finger gleichzeitig über Stein streichen. Kein Angriff, eher ein Drängen. Wie Menschen, die im Schlaf an eine Tür tasten.

Dann kam ein dumpfer Schlag.

Nicht von innen gegen außen, sondern eher wie etwas Schweres, das sich im Raum dahinter bewegt.

Die Stimme hinter mir flüsterte, fast begeistert: Sie wachen.

Ich spürte, wie mein Körper sich auf Flucht vorbereitete. Aber wohin flieht man in einem Schloss aus Türen? Jede Richtung ist eine Tür. Jede Tür ist eine Entscheidung. Und hinter manchen Entscheidungen wartet er mit einem warmen Wohnzimmerlicht.

Ich zwang mich, wieder zu denken wie ein Handwerker, nicht wie ein Opfer. Türen. Mechanismen. Was öffnet sie? Was schließt sie?

Die Tür hatte kein Schloss. Kein Schlüsselloch. Nur das Loch. Vielleicht ist das Loch der Mechanismus. Vielleicht ist es ein Sensor. Ein Auge, das gesehen werden will. Oder eines, das dich sieht, wenn du hinein siehst.

Ich erinnerte mich an etwas, das ich im Flur vorhin getan hatte: Ich hatte ein Kreuz gezeichnet. Ich hatte das Metallkreuz darunter gelegt. Und danach hatte die Kammer reagiert. Nicht auf Blick, sondern auf Zeichen. Auf die Idee von Grenze.

Vielleicht ist das Loch nicht zum Schauen da. Vielleicht ist es zum Verschließen da. Vielleicht muss man es „blenden“, wie man eine Kamera blenden kann. Ein Auge, dem man das Licht nimmt.

Ich suchte in meiner Manteltasche nach irgendetwas, das rund genug ist. Nichts. Nur Papierfetzen, Staub, der Rest der Nacht.

Mein Blick fiel auf den Bleistift, den ich aus dem Tischzimmer mitgenommen hatte, ohne es zu merken. Er steckte in meiner Tasche, eine banale Erinnerung an den Satz „Wähle eine Tür“. Bürobedarf im Höllenkorridor.

Ich zog den Bleistift heraus. Holz. Graphit. Und dann sah ich den Kreis des Lochs in der Tür.

Ein runder Hohlraum.

Nicht zum Sehen.

Zum Füllen.

Ich trat wieder an die Tür heran, den Bleistift in der Hand, und spürte sofort, wie das Murmeln hinter dem Holz answoll. Als würden sie merken, dass ich mich nähere.

Die Stimme hinter mir wurde leiser, warnend oder lockend – es war nicht mehr zu unterscheiden: Tu's nicht.

Ich ignorierte sie. Ich setzte die Spitze des Bleistifts an den Rand des Lochs und tastete vorsichtig hinein, ohne mit den Augen in die Schwärze zu fallen. Ich spürte innen Widerstand. Nicht leer. Eine kleine Kante. Ein Mechanismus.

Ich drehte den Bleistift minimal, als würde ich ein Schloss testen.

Und plötzlich klickte es.

Nicht laut. Aber eindeutig.

Das Murmeln hinter der Tür brach für einen Moment ab, als hätte man vielen Mündern gleichzeitig die Luft genommen. Dann kam ein anderes Geräusch: ein tiefes, gemeinsames Ausatmen. Und das scharrende Kratzen stoppte.

Ich hielt den Bleistift still.

Die Stimme hinter mir flüsterte, nicht mehr freundlich: Das ist... ungehörig.

Ungehörig. Wieder diese Sprache der Höflichkeit. Er hasste, dass ich ein Auge geblendet habe, ohne es zu betrachten.

Ich drehte den Bleistift weiter, vorsichtig.

Ein zweites Klicken.

Dann wurde das schwarze Loch vor mir nicht heller, sondern... stumpfer. Als würde sich innen ein Deckel schließen. Als würde das Auge ein Lid bekommen.

Und in dem Moment, als das Loch „blind“ wurde, wurde es still hinter der Tür. Kein Murmeln. Kein Kratzen. Kein Atemchor.

Nur ein einziges Geräusch, ganz nah am Holz:

Ein leises, schläfriges Seufzen. Als hätte jemand gerade aufgehört, zu träumen.

Ich zog den Bleistift heraus.

Der Kreis war jetzt nicht mehr schwarz. Er war mit etwas bedeckt. Holz? Metall? Es fühlte sich an wie eine kleine Scheibe, die sich vor das Loch geschoben hatte.

Die Stimme hinter mir war kalt: Du hast ihnen die Augen genommen.

Ich sagte leise: Nein. Ich habe ihnen das Fenster genommen.

Und zum ersten Mal in dieser Nacht hörte ich hinter mir nicht nur Atmen, sondern ein anderes Geräusch: ein scharfes Einziehen von Luft, wie jemand, der wütend wird und es nicht zeigen will.

Die Kammer war still. Aber ich wusste: Stille ist nicht Sieg. Stille ist nur eine Pause, in der er einen neuen Weg sucht.

Die Stille hinter der Tür war so vollständig, dass sie sich falsch anfühlte, wie ein Raum, in dem plötzlich alle Uhren stehen. Ich stand noch immer dicht am Holz, der Bleistift in meiner Hand, als hätte ich ein Verbrechen begangen. Vielleicht hatte ich das. Vielleicht ist es ein Verbrechen, jemandem die Augen zu nehmen, selbst wenn diese Augen nicht mehr menschlich sind.

Hinter mir war er.

Ich hörte ihn nicht gehen. Ich hörte nur, dass er jetzt näher war, weil die Luft sich anders anfühlte. Kälter. Dicker. Als würde sich ein Mantel zwischen mich und den Rest der Welt schieben.

Er sagte leise: Du zerstörst meine Ordnung.

Ich antwortete nicht sofort. Ordnung. Das Wort war sein Altar. Er nannte es Ordnung, weil Chaos hässlich klingt. Ich drehte den Bleistift zwischen den Fingern, spürte das Holz, und sagte schließlich, ohne mich umzudrehen: Deine Ordnung braucht meine Augen. Dann ist es keine Ordnung. Es ist Betrug.

Er lachte nicht. Er schwieg kurz. Dann sagte er: Du glaubst, du bist klug. Du hast nur ein Fenster zugeschoben. Es gibt tausend.

Ich sah zur Tür. Das Loch war jetzt „blind“, die kleine Scheibe davor stumpf. Die Tür war noch da. Sie war nicht verschwunden, nicht explodiert, nicht dramatisch reagiert. Sie war einfach... stumm. Das war der beunruhigende Teil. Dinge, die stumm werden, bereiten sich manchmal nur vor.

Ich trat einen Schritt zurück, weg von der Tür, weg von dem Holz, als würde Abstand mich wieder zum Menschen machen. In dem Moment hörte ich, ganz leise, ein Geräusch aus dem Innern der Kammer.

Nicht Murmeln.

Nicht Kratzen.

Ein einzelner, langsamer Schritt.

Dann noch einer.

Jemand bewegt sich trotzdem.

Die Scheibe vor dem Loch vibrierte, ein winziger Zitterer, als würde dahinter etwas gegen das „Lid“ drücken.

Ich spürte, wie mein Nacken sich zusammenzog. Ich hatte ihnen das Fenster genommen, ja. Aber ich hatte ihnen auch die Orientierung genommen. Wenn sie schlafend waren, waren sie still. Wenn sie jetzt wach sind, ohne Augen, bewegen sie sich anders. Blind.

Blindheit ist nicht Ruhe. Blindheit ist Tasten.

Der Mann hinter mir flüsterte, zufrieden: Sie kommen.

Ich zwang mich, nicht zu rennen. Rennen wäre wieder sein Tempo. Ich sah mich um, suchte den Gang zurück, die Kreidekreuze, die Pfeile. Und da bemerkte ich etwas, das ich vorher nicht bemerkt hatte: Neben der großen Tür war eine kleine Klappe im Stein, kaum sichtbar, wie ein Wartungsfach. Ein Spalt, ein Griff.

Ein weiterer Mechanismus.

Natürlich.

Ich ging hin, kniete, zog an dem Griff. Die Klappe gab nach, schwer, als würde sie lange nicht benutzt. Dahinter war eine Nische, und in dieser Nische lag etwas, das wie ein Werkzeug aussah: ein kleiner Keil aus Metall, und daneben ein Ring aus Leder, alt, abgenutzt.

Ich nahm den Keil. Er war kalt, schwer. Ein echtes Ding. So etwas beruhigt mich inzwischen fast. Werkzeuge tun, was sie tun. Sie verhandeln nicht.

Hinter der Tür hörte ich wieder einen Schritt. Langsam, schleifend, als würde jemand den Fuß nicht richtig heben. Dann ein leises, kollektives Atmen, ganz tief, wie ein Raum voller Schlafender, die gleichzeitig Luft holen.

Und dann kam etwas, das mir die Haare aufstellte: ein leises, rhythmisches Klopfen von innen gegen das Holz.

Nicht wild. Nicht panisch.

Testend.

Als würden viele Finger entlang der Türkante fahren und herausfinden wollen, wo sie nachgibt.

Der Mann hinter mir sagte: Du hast ihnen das Auge genommen. Jetzt suchen sie den Mund.

Ich antwortete nicht. Ich schob den Keil unter die Tür, nicht unter die Kante – das wäre zu simpel –, sondern in eine kleine Fuge zwischen Tür und Rahmen, dort, wo das Holz am besten arbeitet. Ich hämmerte nicht. Ich drückte ihn nur hinein, langsam, bis er saß.

Ein Keil ist ein primitives Ding. Und primitive Dinge sind manchmal die einzigen, die in einer Welt aus Spiegeln funktionieren.

Das Klopfen von innen wurde stärker. Nicht lauter, aber häufiger. Es klang, als würde jemand draußen im Regen stehen und höflich anklopfen, weil er glaubt, dass ihn jemand reinlässt. Diese Höflichkeit im Bedrohlichen war das Schlimmste. Es war wie sein Stil in vielen Fingern.

Ich stand auf und wandte mich endlich um, weil ich wissen musste, wo er steht. Ich tat es bewusst, nicht reflexhaft. Und ich schaute nicht in einen Spiegel, sondern in sein normales, blasses Gesicht.

Er stand zwei Schritte hinter mir, ohne Schirm, ohne Maske. Nur er. Seine Augen waren ruhig, aber in ihnen lag jetzt etwas, das ich bisher nicht gesehen hatte: Ärger, der sich wie Enttäuschung tarnt.

Er sagte: Du willst sie nicht retten. Du willst gewinnen.

Ich spürte, wie der Satz an mir entlang glitt wie kalter Regen. Er war gut. Er war gemein. Er war darauf gebaut, mich zu einem Verteidigungsmonolog zu zwingen. Mich zu einer Beichte. Ich gab ihm keinen.

Ich sagte nur: Wo ist Mary wirklich?

Er lächelte minimal. Er sagte: Du bist nah genug, um sie zu hören. Du warst nah genug, um sie fast zu sehen. Du hast dich nur... geweigert.

Ich spürte Wut. Nicht heiß. Kalt. Eine Wut, die nicht explodiert, sondern fokussiert. Ich sah an ihm vorbei, in den Gang, und merkte plötzlich: Der Gang hinter ihm war nicht mehr derselbe. Nicht, weil er sich verändert hatte, sondern weil ich etwas Neues darin sah.

Auf dem Boden lagen Kreidekreuze. Ja.

Aber zwischen ihnen lag jetzt auch etwas anderes: ein dünner Streifen weißes Papier, wie eine Zunge, die aus einer Türspalte herausragt.

Ich kannte das. Seine Zettel. Seine Worte.

Aber dieser Streifen hatte eine andere Farbe. Nicht sauber weiß. Eher vergilbt. Und darauf war nicht seine glatte Handschrift, sondern eine zittrige Schrift, als hätte jemand im Dunkeln geschrieben, mit einer Hand, die nicht ruhig ist.

Ich ging einen Schritt darauf zu, die Augen auf dem Papier, nicht auf ihm.

Er sagte leise: Lies es. Du willst doch Beweise.

Ich kniete mich nicht. Ich beugte mich nur, nahm den Papierstreifen zwischen zwei Finger, als wäre er kontaminiert.

Darauf stand nur ein Satz:

NICHT MEHR TÜR. TREPPE.

Der Satz war kurz, roh, und er hatte nichts von seiner Eleganz. Das war wichtig. Eleganz ist seine Sprache. Das hier war jemand anderes.

Ich sah hoch, wieder zu ihm. Sein Gesicht blieb ruhig, aber ich sah einen winzigen Zug um seinen Mund. Er mochte das Papier nicht. Nicht, weil es Papier ist, sondern weil es nicht seines war.

Ich fragte, leise: Wer schreibt das?

Er antwortete nicht sofort. Dann sagte er: Jemand, der glaubt, er könne dir helfen.

Ich sagte: Kann er?

Er lächelte dünn. Er sagte: Hilfe ist auch eine Tür.

Das Klopfen hinter der Kammer-Tür wurde plötzlich hart. Ein dumpfer Schlag, als würde jemand von innen gegen das Holz fallen. Der Keil knirschte, aber hielt.

Ich steckte den Papierstreifen in meine Tasche. Nicht als Trophäe. Als Richtung. Treppe. Nicht Tür.

Ich sah an ihm vorbei, suchte im Gang nach einer Treppe. Und da, weiter hinten, wo der Korridor sich krümmt, sah ich eine Öffnung in der Wand, niedrig, wie der Schrankdurchgang, aber breiter. Dahinter: Stufen, die nach unten führen. Noch tiefer.

Er folgte meinem Blick. Seine Stimme war sanft, fast mitleidig: Du willst immer tiefer. Das ist dein Fehler.

Ich antwortete: Vielleicht ist es mein einziger Weg.

Und ohne auf eine Zustimmung zu warten – es gab keine – ging ich an ihm vorbei, dicht genug, dass ich seine Kälte roch, und steuerte auf die Stufen zu.

Hinter mir hörte ich die Kammer der Schlafenden arbeiten. Klopfen, Tasten, Druck. Blinde Leben, das nach einem Ausgang sucht.

Vor mir lag die Treppe.

Und irgendwo, in der Tiefe, hörte ich Marys Stimme wieder, ganz schwach, wie ein Faden, der nicht reißt:

Abraham...

Der Pakt der Dunkelheit

Die Stufen nach unten waren nicht gebaut, um benutzt zu werden. Sie waren gebaut, um etwas zu verbergen. Jeder Schritt war schmal, unregelmäßig, an den Kanten glatt, als hätte sich Angst über Jahre daran festgekrallt und das Steinprofil abgeschliffen. Ich ging langsam, nicht weil ich vorsichtig sein wollte, sondern weil Geschwindigkeit hier immer jemand anderem gehört. Hinter mir lag die Kammer der Schlafenden mit ihrem blinden Tasten gegen Holz, mit dem Keil, der hoffentlich noch hielt. Vor mir lag eine Tiefe, in der Licht nicht freundlich wird, sondern nur eine andere Art von Schatten.

Marys Stimme war nicht wirklich ein Geräusch. Sie war ein Gefühl im Ohr. Ein Faden, der durch Stein geht, ohne dass man erklären kann, wie. Abraham... Der Name klang nicht wie eine Bitte. Er klang wie ein Kennwort, das eine Tür nicht öffnen, sondern ein Leben schließen soll.

Ich hielt die Hand an der Wand, weil der Stein hier feucht war und Feuchtigkeit zumindest ehrlich. Keine Spiegel. Kein Papier. Kein warmes Licht. Nur Stufen, die in ein Grau führten, das nicht Tageslicht war. Eher so, als würde irgendwo unten eine Lampe brennen, die man vergessen hat auszuschalten, und die jetzt nur noch den Staub beleuchtet.

Als ich die letzte Stufe nahm, öffnete sich der Raum plötzlich. Nicht groß, aber höher als der Gang. Ein Gewölbe, dessen Decke in einem flachen Bogen verlief. In der Mitte stand ein Tisch.

Ein Tisch ist in solchen Räumen nie nur ein Tisch. Er ist ein Altar, eine Werkbank, ein Verhörzimmer. Dieser Tisch war aus dunklem Holz, schwer, mit Kanten, die von vielen Händen berührt worden sein mussten. Auf ihm lag keine Kette, kein Messer, keine Kerze. Es lag etwas Schlimmeres, weil es so alltäglich ist: Papier.

Mehrere Bögen, sauber ausgerichtet. Daneben ein Tintenfass. Und ein Füller.

Ich blieb stehen und spürte, wie mein Hals kurz brannte, als hätte die Wunde den Geruch von Tinte erkannt. Tinte hat etwas Verwandtes mit Blut. Sie ist Flüssigkeit, die Spuren macht und nicht zurückgenommen werden kann.

Es gab keine Stühle. Wer hier sitzt, sitzt nicht. Wer hier unterschreibt, unterschreibt stehend.

An der Wand hinter dem Tisch hing ein Regal. Darin standen Gläser, Fläschchen, schmale Kästchen. Nicht wie ein Labor, eher wie eine Sammlung. Dinge, die man aufhebt, weil man glaubt, sie könnten später nützlich sein. Und das ist die bequemste Form von Grausamkeit: alles wird nützlich.

Ich ging näher, ohne die Papiere zu berühren. Auf dem obersten Blatt stand eine Überschrift in einer Handschrift, die ich inzwischen kannte. Glatt. Sicher. Fast schön.

PAKT.

Darunter, in kleineren Zeilen, Sätze, die zu höflich waren für das, was sie meinten. Keine Drohung, keine Schimpfwörter. Nur Bedingungen. Als wäre es ein Vertrag zwischen zwei Geschäftspartnern und nicht zwischen einem Menschen und etwas, das Türen baut.

Ich las nicht alles. Lesen ist schon eine Teilnahme. Aber einzelne Worte sprangen mich an, weil sie so platziert waren, dass mein Blick sie fast automatisch nimmt: Gesicht. Schweigen. Zeuge. Schuld. Schlaf.

Und dann stand da, in einer Zeile, ein Name.

Mary.

Nicht als Person, sondern als Klausel.

Ich spürte, wie mein Körper sich nach vorn zog, und zwang mich, stehenzubleiben. Nicht berühren, hatte sie gesagt. Nicht schauen. Und doch war es hier wieder dasselbe Spiel: Information als Köder, damit du dich selbst vergisst.

Ein leises Geräusch hinter mir ließ mich erstarren. Kein Tippen. Kein Rascheln. Ein Schritt, der zu weich war für Stein. Als würde jemand barfuß gehen. Oder als würde der Boden Geräusche verschlucken.

Ich drehte mich nicht sofort. Ich war müde davon, mich im richtigen Moment umzudrehen, als wäre das die einzige Art, Kontrolle zu behalten. Stattdessen sagte ich leise, in den Raum: Zeig dich.

Marys Stimme kam nicht von oben, nicht von der Treppe. Sie kam aus dem Gewölbe selbst, gedämpft, als wäre sie hinter einer Wand oder unter einer Decke. Diesmal war es nicht nur mein Name. Diesmal war es ein Satz, brüchig, abgerissen:

Nicht... unterschreiben...

Der Satz war so schwach, dass er eigentlich nicht hätte bis zu mir kommen dürfen. Und doch kam er. Vielleicht, weil er durch denselben Faden lief wie der Name. Vielleicht, weil jemand ihn durchließ, damit er stärker wirkt.

Hinter mir sagte eine Stimme ruhig: Sie hat recht.

Die Stimme war nicht die des Mannes mit dem Schirm. Sie war tiefer, älter, ohne diese höfliche Glätte. Sie klang wie jemand, der nicht spielen muss, weil er Regeln nicht erklären muss.

Ich drehte mich.

Im Schatten am Rand des Gewölbes stand eine Gestalt, die ich nicht sofort einordnen konnte. Kein Mantel, kein Schirm. Ein einfacher, dunkler Anzug, als wäre er aus einer anderen Zeit hierhergekommen. Das Gesicht war teilweise im Halbdunkel, aber ich sah genug: ein älterer Mann, schmale Wangen, graue Schläfen, Augen, die nicht freundlich waren und nicht unfreundlich. Eher müde. Als hätte er zu viele Türen geöffnet, um noch überrascht zu sein.

Er trat einen Schritt näher, und ich sah etwas in seiner Hand: ein Schlüsselbund. Metall, schlicht. Nicht Knochen.

Er sagte: Wenn du unterschreibst, ist sie nie wieder mehr als eine Klausel.

Ich fragte, rau: Wer bist du?

Er sah mich an, als wäre die Frage verständlich, aber nebensächlich. Dann sagte er: Der, der dir die Kreidekreuze gelassen hat.

Mein Magen zog sich zusammen. Hilfe ist auch eine Tür, hatte er gesagt. Und jetzt stand sie vor mir, in Form eines Mannes, der weiß, wie man hier unten überlebt.

Ich sagte: Wo ist sie?

Er deutete nicht auf eine Tür. Er deutete auf den Boden. Auf eine Stelle neben dem Tisch, wo der Stein dunkler war, als wäre er häufiger feucht. Dort sah ich jetzt eine kleine Metallöse, in den Stein eingelassen, fast unsichtbar.

Eine Klappe.

Ich ging hin, kniete, tastete nach der Kante. Die Klappe war kalt. Sie hatte keinen Griff, nur eine kleine Vertiefung. Ich setzte den Fingernagel an und zog. Der Stein gab nach, und darunter öffnete sich ein schmaler Spalt, aus dem Luft kam. Warme Luft, abgestanden, menschlich.

Und ein Geruch: Seife, kalter Tee – das Zimmer. Und darunter Blut.

Marys Stimme kam jetzt deutlicher, direkt von unten, als würde sie genau unter meinen Knien liegen: Abraham... bitte...

Ich schluckte, und mein Hals brannte so scharf, dass mir kurz schwarz wurde. Nicht lange. Nur ein Flackern. Als würde die Wunde sagen: Das ist der Punkt, an dem du dich entscheidest.

Der ältere Mann sagte leise: Sie ist nicht allein.

Ich sah in den Spalt. Dunkelheit. Aber ich hörte etwas anderes als Marys Atmen. Ein zweites Atmen. Schwerer. Ein Mensch, der bewusstlos ist oder sich tot stellt. Vielleicht der Helfer von oben? Vielleicht jemand ganz anderes. In diesem Schloss ist Identität ein bewegliches Möbelstück.

Ich sagte: Wie kriege ich sie da raus?

Der ältere Mann antwortete: Ohne den Pakt? Mit Mühe.

Ich richtete mich wieder auf, sah zurück zum Tisch. Die Papiere lagen da, geschniegelt, bereit. Der Füller daneben wirkte plötzlich wie eine Pistole, die man dir in die Hand legt, damit du dich selbst erschießt, aber es „Entscheidung“ nennt.

Aus der Treppe hinter mir kam jetzt ein Geräusch, das ich zu gut kannte: das leise Tippen einer Schirmspitze. Ruhig. Taktvoll. Wie ein Mann, der rechtzeitig zum Termin erscheint.

Der ältere Mann hob den Kopf. Seine Augen verengten sich, und für einen Moment sah ich echte Angst in ihm, schnell weggedrückt. Er flüsterte: Er kommt.

Ich sagte: Er ist schon überall.

Der Mann schüttelte den Kopf. Er sagte: Nicht er. Der mit dem Schirm ist nur der Bote.

Das Tippen wurde lauter, näher. Und dann hörte ich die Stimme, freundlich wie immer, als würde sie an einer Haustür stehen:

Da sind wir ja.

Ich sah zur Treppe. Im Halbdunkel erschien die Silhouette des Mannes mit dem Schirm, langsam, ohne Hast. Der Schirm war geschlossen. Der Griff spiegelte kaum noch, der Sprung im Glas war wie ein verletztes Auge. Er blieb oben auf der letzten Stufe stehen, als wolle er die Szene von dort aus genießen.

Er sagte: Du hast es gefunden. Das Papier. Die Klappe. Den Mythos. Ich bin stolz.

Ich spürte, wie mein Magen sich drehte bei diesem Wort. Stolz. Wieder dieses Lob, das wie eine Hand am Hals ist.

Der ältere Mann trat einen Schritt vor den Tisch, als wolle er ihn blockieren, als wolle er verhindern, dass ich mich dem Füller näherte. Er sagte ruhig: Er unterschreibt nicht.

Der Mann mit dem Schirm lächelte. Er sagte: Dann wird sie schlafen.

Marys Stimme von unten kam, brüchig: Nein...

Ich sah auf das Papier. Auf den Füller. Auf die Klappe. Auf die Treppe. Drei Wege, die alle falsch sind, nur anders.

Und ich begriff, dass der Pakt nicht nur auf Papier steht. Der Pakt ist die Situation selbst. Der Pakt ist: Du bekommst sie nur, wenn du dich selbst hier unten abgibst.

Ich hob den Füller nicht auf. Ich legte stattdessen meine Hand auf das Papier und schob es vom Tisch.

Ganz langsam.

Die Blätter rutschten über das Holz, fielen auf den Stein, ein leises Rascheln, und plötzlich sah der Tisch nicht mehr aus wie ein Verhandlungstisch. Er sah aus wie das, was er ist: Holz.

Der Mann mit dem Schirm wurde still. Sein Lächeln blieb, aber es wurde enger.

Der ältere Mann flüsterte: Gut.

Und aus der Klappe unter uns kam Marys Stimme, kaum hörbar, aber klar genug, um mir das Herz zu zerreißen:

Abraham... schnell...

Das Rascheln der Papiere auf Stein war das einzige laute Geräusch in diesem Gewölbe gewesen, und als es endete, hörte man sofort wieder das, was wirklich zählt: Atem. Marys Atem von unten, flach, menschlich. Ein zweiter Atem, schwerer, irgendwo neben ihr. Und oben, an der Treppe, den Mann mit dem Schirm – nicht durch Atem verraten, sondern durch Haltung. Er war die Ruhe in Person, die Ruhe eines Menschen, der nicht glaubt, dass irgendetwas ihn wirklich überraschen kann.

Ich stand am Tisch, die Hand noch auf dem Holz, als müsste ich mich daran festhalten, um nicht in seine Geschichte zurückzurutschen. Der ältere Mann stand zwischen mir und dem Schirm wie eine dünne Linie aus Trotz. Seine Augen waren auf den Mann gerichtet, und in seinem Gesicht lag etwas, das ich nicht sofort deuten konnte: nicht Mut, eher Müdigkeit. Als hätte er diesen Moment schon einmal erlebt, nur mit anderen Namen.

Der Mann mit dem Schirm sah die Papiere am Boden an, dann sah er mich an. Sein Ton blieb freundlich, aber ich hörte jetzt das Metall darin: Du bist unhöflich geworden, Abraham. Du lässt mich immer härter arbeiten.

Ich antwortete: Dann arbeite dich zu Tode.

Ein Satz, der mir aus dem Bauch kam, und ich bereute ihn sofort, weil er wieder ein Dialog war. Aber ich sah auch, wie sein Blick einen Hauch kälter wurde. Nicht verletzt. Angespornt.

Er sagte leise: Du verstehst nicht. Ich arbeite nicht. Ich führe nur aus.

Der ältere Mann hob das Schlüsselbund in seiner Hand, als wäre es ein Zeichen, kein Werkzeug. Er sagte: Du führst aus für wen?

Der Mann mit dem Schirm lächelte, als hätte er die Frage genossen. Dann sagte er nur: Für das, was Türen will.

Das klang wie Poesie, und genau deshalb war es gefährlich. Poesie ist in diesem Gewölbe nur ein Deckmantel für Mechanik.

Marys Stimme von unten kam erneut, ein Hauch: Bitte...

Ich kniete mich sofort wieder an die Klappe. Nicht hinsehen, nicht verhandeln, handeln – das war der einzige Satz, der hier noch Sinn hatte. Ich tastete mit den Fingern in die Öffnung. Der Spalt war zu schmal für meine Schulter, aber groß genug für meine Hand. Ich fühlte kalte Luft, und dann – Haare. Marys Haar, feucht, klebrig. Ihre Stirn. Ihre Wange. Sie war direkt unter mir, so nah, dass ich sie berühren konnte, und doch getrennt durch Stein.

Ich flüsterte: Ich bin da.

Ihre Finger, schwach, suchten meine Hand. Sie fand sie wie ein Kind im Dunkeln. Ihr Griff war kaum spürbar, aber er war Absicht. Sie war noch da.

Ich fragte, leise: Kannst du dich bewegen?

Sie flüsterte: Nicht... viel. Er hat... mich... fest...

„Er“ konnte alles bedeuten, und ich hasste dieses Wort inzwischen. Aber ich verstand: Sie ist gebunden oder eingeklemmt. Und ich war oben auf einem Tisch, nicht an einer Kante, die man leicht aufbricht.

Der ältere Mann kniete sich neben mich, ohne zu fragen. Er sah in die Klappe, aber nicht nach unten, sondern auf die Kante. Er sagte: Der Stein ist nur ein Deckel. Darunter ist Holz. Man kann es aufhebeln.

Er zog aus der Tasche einen kleinen Metallkeil – fast so wie den, den ich an der Kammer benutzt hatte. Vielleicht war es derselbe Typ. Vielleicht bauen solche Helfer ihre Leben aus Keilen.

Er setzte den Keil an die Kante der Klappe und drückte. Der Stein gab nicht sofort nach, aber ich hörte ein leises Knacken im Rahmen. Holz arbeitet. Holz gibt nach. Holz ist ehrlich, wenn man Druck aufbaut.

Der Mann mit dem Schirm trat einen Schritt tiefer ins Gewölbe. Sein Tippen war jetzt nicht mehr weit weg. Es war im Raum. Die Schirmspitze klackte einmal auf Stein. Wie ein Satzzeichen.

Er sagte: Ihr tut euch weh. Ihr müsst nur unterschreiben.

Der ältere Mann knurrte: Halt den Mund.

Der Schirmmann lachte leise, und das Lachen war so ruhig, dass es mir die Nerven zerschnitt. Er sagte: Du bist schon so lange hier unten, dass du vergessen hast, wie Beichten funktionieren. Niemand beichtet, um frei zu werden. Man beichtet, um festzulegen, wer man ist.

Ich presste die Finger fester um Marys Hand. Ich spürte, wie ihr Puls schwach gegen meine Finger pochte. Ein echtes Herz. Ein echtes Tempo. Nicht seine Glocke. Nicht sein Metronom. Ihr Herz war mein neuer Takt.

Ich sagte zum älteren Mann: Drück weiter.

Er drückte. Das Holz knirschte. Der Stein hob sich einen Millimeter. Dann zwei. Luft strömte stärker heraus. Mary stöhnte leise, und ich wusste nicht, ob es Schmerz war oder Hoffnung.

Der Mann mit dem Schirm trat noch einen Schritt näher. Er sagte sanft: Abraham, hörst du sie? Sie wird dich dafür hassen, wenn du sie rettest und dich dabei zerstörst. Menschen hassen ihre Retter, weil sie ihnen Schuld geben für die Schuld.

Er sprach es so plausibel aus, dass es fast wie Wahrheit klang. Das ist seine Kunst: Er sagt Dinge, die manchmal stimmen, in Momenten, in denen sie nur lähmen sollen.

Mary flüsterte von unten, kaum hörbar, aber scharf: Hör... nicht...

Das war ihre Beichte. Nicht die Wahrheit über sich, sondern die Entscheidung, ihm nicht zuzuhören.

Der ältere Mann hob den Stein weiter an, und plötzlich sprang die Klappe ein Stück auf. Nicht genug, um durchzuklettern, aber genug, um die Öffnung zu vergrößern. Jetzt konnte ich bis zu Marys Schulter greifen. Ich fühlte Stoff. Ein Seil. Ja. Ein Seil um ihren Oberarm, fest, kalt.

Ich zog daran. Das Seil gab nicht nach.

Der ältere Mann flüsterte: Sie ist an etwas befestigt.

Der Mann mit dem Schirm sagte: Natürlich. Ordnung, erinnert ihr euch?

Ich spürte, wie in mir die Geduld riss. Nicht als Wutanfall, sondern als Fokus. Ich hatte keine Zeit, Ordnung zu diskutieren. Ich musste das Seil durchtrennen.

Ich tastete nach meinem Gürtel. Kein Messer. Nichts. Ich hatte das Messer im Samt nie gesehen, nie gehabt. Und hier unten bereute ich jede Stunde meines Lebens, in der ich ohne Klinge gegangen war.

Der ältere Mann sah meinen Blick und zog etwas aus seiner Jacke: ein kleines, stumpfes Taschenmesser. Nicht groß. Nicht elegant. Ein Werkzeug. Er reichte es mir wortlos.

Ich nahm es, und im selben Moment hörte ich den Mann mit dem Schirm einatmen. Nicht scharf, eher gespannt.

Er sagte leise: Oh. Das ist neu.

Ich ignorierte ihn. Ich schob das Messer in die Öffnung, tastete nach dem Seil und begann zu sägen. Das Messer war stumpf, und das Seil war dick, aber Seil gibt nach, wenn man geduldig genug ist. Jede Bewegung war klein, kontrolliert. Kein Drama. Nur Arbeit.

Mary stöhnte, als die Fasern sich lösten. Ich flüsterte: Halt still.

Sie flüsterte: Ich... versuch...

Der Mann mit dem Schirm trat jetzt so nah, dass ich seinen Geruch wahrnahm. Nicht Parfum. Nichts Besonderes. Sauberer Stoff. Seife. Das war das Schlimmste: Er roch wie jemand, dem man vertraut.

Er sagte direkt hinter mir: Wenn du schneidest, schneidest du dich auch.

Ich sägte weiter.

Das Seil gab nach. Ein Ruck. Marys Arm wurde frei. Sie zog die Hand weg und griff an ihren Hals, als müsste sie prüfen, ob er noch da ist.

Ich sagte: Ein Seil weniger.

Der ältere Mann drückte die Klappe weiter auf. Der Stein hob sich, jetzt deutlich. Das Holz darunter knirschte, aber hielt noch. Wir würden es aufbrechen. Wir würden es schaffen. Es fühlte sich plötzlich möglich an, und das machte mich sofort misstrauisch, weil „möglich“ in dieser Nacht selten ohne Preis kommt.

Der Mann mit dem Schirm sagte, sehr ruhig: Der Preis ist einfach. Nicht unterschrieben, nicht gesprochen – also wird es körperlich.

Er hob den Schirmgriff ein Stück, und obwohl der Spiegel gesprungen war, fing er einen Rest Licht ein. Im Rissnetz sah ich für einen Moment nicht mein Gesicht, nicht Mary. Ich sah etwas anderes: eine Tür, die sich bewegt. Eine Tür oben. Die Kammer.

Und ich hörte es, gedämpft, wie durch viele Steinschichten: das Klopfen der Schlafenden, jetzt schneller, stärker, nicht mehr höflich.

Der Keil würde nicht ewig halten.

Der ältere Mann flüsterte: Er ruft sie.

Der Mann mit dem Schirm sagte sanft: Ich rufe niemanden. Sie kommen, weil ihr ihnen das Auge genommen habt. Jetzt suchen sie Wärme.

Mein Magen zog sich zusammen. Ich hatte sie geblendet. Jetzt kamen sie blind, tastend, vielleicht nach Geräusch, nach Atem. Und wir machten hier unten Geräusche. Wir atmeten. Wir sägten. Wir waren Wärme in der Dunkelheit.

Mary flüsterte aus der Klappe, panisch: Sie... sind... hier...

Ich fragte: Was meinst du?

Dann hörte ich es.

Nicht oben. Nicht an der Treppe.

Ganz nah.

Ein schleifender Schritt im Gang hinter dem Gewölbe, dort, wo es dunkel war.

Ein zweiter Schritt.

Und ein leises, blindes Schnüffeln, als würde jemand Luft prüfen.

Der Mann mit dem Schirm lächelte, als hätte er genau darauf gewartet. Er sagte: Der Pakt der Dunkelheit wird nicht unterschrieben. Er wird... getragen.

Und im Eingang des Gewölbes tauchte eine Gestalt auf.

Nicht der Schirmmann.

Ein Schlafender.

Augen offen, leer. Hände vor dem Körper, tastend. Langsam. Unaufhaltsam.

Der Schlafende trat ins Gewölbe, als hätte der Raum ihn gerufen, nicht der Mann mit dem Schirm. Sein Gesicht war blass, die Augen offen, aber sie sahen nichts. Die Pupillen wirkten zu groß, als hätte Dunkelheit sie aufgefressen. Seine Hände tasteten vor ihm her, langsam, suchend, und in dieser Langsamkeit lag etwas Unausweichliches. Keine Hast. Kein Zorn. Nur Funktion.

Er machte einen Schritt, schleifend, und blieb stehen, als würde er lauschen. Sein Kopf neigte sich leicht, wie ein Tier, das Geräusche sortiert. Dann kam dieses leise Schnüffeln, und ich merkte, dass er nicht nach Licht sucht. Er sucht nach Wärme. Nach Atem. Nach Blut.

Der ältere Mann neben mir flüsterte: Nicht anfassen.

Als müsste man mir das sagen. Ich kniete noch an der Klappe, Marys Arm gerade frei, das Messer stumpf in meiner Hand. Die Klappe war weiter offen als zuvor, aber noch nicht genug. Mary war immer noch unten. Fast. Dieses „fast“ ist der gefährlichste Zustand.

Der Mann mit dem Schirm stand ein paar Schritte hinter uns, ruhig, zufrieden. Er sagte leise: Seht ihr? Kein Papier. Kein Füller. Keine Worte. Es wird trotzdem ein Pakt. Wenn er euch berührt, gehört ihr dazu.

Der Schlafende machte einen weiteren Schritt. Seine Hände streiften die Tischkante, und er zuckte minimal, als hätte er sich verbrannt. Dann fuhr er mit den Fingern über das Holz, als würde er sich erinnern, wie Holz sich anfühlt. Seine Lippen bewegten sich, aber es kam kein Wort. Nur ein Hauch.

Mary flüsterte aus der Klappe, panisch: Er... riecht...

Ich spürte, wie mein Hals brannte. Als hätte die Wunde offen geleck.

Der ältere Mann drückte die Klappe stärker auf, aber das Holz knirschte nur. Er fluchte leise, rau, und ich sah, wie er den Keil anders ansetzte, tiefer in die Fuge. Er war kein Held. Er war ein Handwerker des Überlebens.

Der Schlafende wandte den Kopf plötzlich genau in unsere Richtung.

Nicht weil er uns sieht. Weil er uns hört.

Weil Mary atmet.

Weil ich atme.

Weil der Keil knirscht.

Der Mann mit dem Schirm sagte sanft: Atmet nicht so laut.

Als könnte man das.

Ich hielt den Atem an, instinktiv. Für einen Moment war es still. Der Schlafende blieb stehen, die Hände in der Luft, tastend. Er schnüffelte. Dann machte er einen winzigen Schritt, unsicher, als wäre er kurz irritiert.

Aber Mary unten atmete wieder. Flach, verzweifelt.

Der Schlafende reagierte sofort. Ein Schritt. Dann noch einer. Langsam, aber jetzt zielgerichtet, wie eine Nadel, die sich auf einen Magneten zu bewegt.

Der ältere Mann zischte: Wir kriegen sie nicht schnell genug raus.

Ich sah auf den Tisch. Auf das stumpfe Messer. Auf die Papiere am Boden. Auf die Fläschchen im Regal. Nichts davon war jetzt Hilfe.

Dann sah ich etwas am Boden, nahe dem Tischbein: eine kleine, schwere Eisenkette, die vorher im Halbdunkel wie Schatten ausgesehen hatte. Nicht lang. Vielleicht für ein Schloss. Oder für eine Klappe. Oder für eine Hand.

Ich griff danach, ohne zu überlegen. Eisen kalt, rau, schwer genug, um weh zu tun.

Der Mann mit dem Schirm beobachtete mich mit einem Blick, der so ruhig war, dass er fast gelangweilt wirkte. Er sagte: Du willst ihn verletzen?

Ich antwortete nicht. Ich wollte nicht verletzen. Ich wollte ablenken.

Der Schlafende war jetzt drei Schritte entfernt. Seine Hände tasteten schon in unsere Richtung, als würde er die Luft fühlen.

Ich stand auf.

Der ältere Mann flüsterte: Abraham, nein—

Ich ignorierte ihn. Ich trat nicht auf den Schlafenden zu. Ich trat seitlich, um seinen Weg zu kreuzen, ohne direkt vor ihm zu stehen. Wenn er blind ist, muss man ihm nicht begegnen wie einem Gegner. Man muss ihn wie eine Maschine behandeln: man lenkt den Sensor weg.

Ich schwang die Kette nicht gegen seinen Kopf. Ich schwang sie gegen den Boden. Ein harter Schlag auf Stein. Metall auf Stein, laut, hässlich. Der Klang sprang im Gewölbe herum wie ein Tier.

Der Schlafende zuckte zusammen, als hätte man ihm ins Ohr geschlagen. Er drehte den Kopf ruckartig zur Geräuschquelle. Seine Hände tasteten in die falsche Richtung.

Ich schlug noch einmal, weiter weg vom Klappenspalt. Ich zog den Schlafenden akustisch von Mary weg, wie man einen Hund mit einem Geräusch ablenkt. Es war grausam, ihn so zu behandeln, aber diese Nacht war voll von grausamen Mechanismen.

Der Schlafende folgte dem Klang. Ein Schritt, schleifend, Richtung Kettenklirren.

Der Mann mit dem Schirm sagte leise, anerkennend: Kreativ.

Das Lob brannte in mir wie Säure. Ich schlug ein drittes Mal, weiter nach links, um ihn weiter weg zu ziehen. Der Schlafende folgte.

Der ältere Mann nutzte den Moment. Er stemmte den Keil, drückte mit dem ganzen Körper, und ich hörte das Holz endlich nachgeben. Ein deutliches Knacken. Die Klappe sprang ein Stück weiter auf.

Marys Kopf erschien im Spalt, zuerst nur Haare, dann Stirn, dann Augen, weit und glänzend. Sie sah nicht nach oben, sie sah nur – und ich erkannte sofort: Sie sah nicht den Raum. Sie sah Angst. Angst, die schon zu lange in ihr war.

Ich ließ die Kette fallen und kniete wieder, griff nach Marys Schulter und zog, vorsichtig, nicht ruckartig. Ihr Körper war schwer, als hätte die Dunkelheit ihn vollgesogen.

Der ältere Mann packte mit, zog an ihrem Arm, den ich gerade freigeschnitten hatte. Mary stöhnte, und ich spürte, wie sie bei jeder Bewegung den Atem verliert. Aber sie kam.

Der Schlafende machte einen weiteren Schritt, immer noch in Richtung der Stelle, an der ich die Kette geschlagen hatte. Er war abgelenkt, aber nicht für immer. Blindheit ist geduldig.

Der Mann mit dem Schirm trat näher, ganz ruhig. Er sagte: Das ist hübsch. Ihr rettet sie. Und ihr bringt sie genau dahin, wo sie wieder gebraucht wird.

Ich zog Mary weiter heraus. Ihr Oberkörper war draußen, dann die Hüfte. Unten hielt noch etwas. Ein Fuß verhakte sich, oder ein Stoffstück. Der ältere Mann fluchte, zog stärker. Mary schrie leise auf, ein kurzer Laut, der sofort wieder im Hals erstickte.

Der Schlafende reagierte auf den Laut wie ein Tier. Er drehte sich plötzlich, die Hände suchend, und begann, in unsere Richtung zu tasten.

Zu schnell. Zu nah.

Der ältere Mann zischte: Noch ein Ruck!

Ich packte Mary fester und zog.

Sie kam frei.

Ihr Körper glitt aus dem Spalt, schwer in meine Arme. Sie war leichter, als sie sein sollte, als hätte man ihr das Gewicht des Lebens genommen. Ihre Haut war kalt. Ihr Hals – ich sah ihn nur im Augenwinkel, und ich zwang mich, nicht zu starren. Nicht schauen, hatte sie gesagt. Ich schaute auf ihr Gesicht. Auf ihre Augen.

Sie flüsterte, kaum hörbar: Nicht... er...

Ich wusste nicht, ob sie den Schirmmann meinte oder etwas anderes, aber ich verstand den Kern: nicht zuhören, nicht hinsehen, nicht verhandeln.

Der Schlafende war jetzt nur noch zwei Schritte entfernt. Seine Hände tasteten in der Luft, und ich merkte, dass er den Geruch von Mary jetzt spürte. Er schnüffelte, und sein Mund öffnete sich leicht, als würde er Luft schmecken.

Der ältere Mann zog mich rückwärts, weg vom Schlafenden, Richtung Treppe. Er sagte hart: Lauf!

Ich hob Mary, so gut ich konnte, und begann zu gehen, nicht zu rennen, weil Rennen Stolpern bedeutet, und Stolpern bedeutet Mary fallen lassen. Aber meine Schritte wurden schneller.

Der Mann mit dem Schirm machte keinen Versuch, uns zu stoppen. Er trat nur zur Seite, wie ein Gastgeber, der Platz macht. Er sagte freundlich: Ihr habt gewählt.

Wir erreichten die Treppe.

Hinter uns hörte ich den Schlafenden schaben, schneller jetzt, ungeduldig. Und aus der Richtung der Kammer der Schlafenden – weit oben – hörte ich ein dumpfes Krachen. Holz, das nachgibt. Der Keil dort oben hatte versagt oder wurde herausgerissen. Blindes Leben strömte irgendwohin.

Der ältere Mann flüsterte, während wir die ersten Stufen nahmen: Er wollte das. Er will, dass du sie trägst.

Ich keuchte: Warum?

Der ältere Mann antwortete nicht. Er sah nur nach oben, und in seinem Blick lag etwas wie Resignation.

Mary hob den Kopf minimal in meinen Armen. Ihre Lippen bewegten sich, und diesmal war es nicht Warnung. Es war Beichte, aber nicht seine. Ihre.

Sie flüsterte: Ich... hab... unterschrieben...

Mein Herz sank, als hätte jemand mir den Boden weggezogen.

Ich starrte nicht auf ihren Hals. Ich starrte auf ihr Gesicht, auf ihre Augen, und ich wusste: Der Pakt der Dunkelheit war nicht auf dem Tisch. Er war in ihr.

Und irgendwo hinter uns, im Gewölbe, hörte ich den Mann mit dem Schirm leise sagen, fast zufrieden:

Jetzt beginnt es.

Das Messer im Samt

Marys Satz hing zwischen uns wie ein Stück Eis, das nicht schmilzt, egal wie warm man es in den Händen hält.

Ich... hab... unterschrieben...

Der ältere Mann zog mich trotzdem weiter die Stufen hinauf, als wäre das Wort „unterschrieben“ nur ein weiteres Gewicht, das man tragen muss. Mary lag in meinen Armen, zu leicht für einen lebenden Menschen, zu schwer für eine Lüge. Ihr Atem strich über meinen Unterarm, flach, brüchig, und jedes Mal, wenn sie Luft holte, hatte ich das Gefühl, als würde sie dabei etwas abgeben, das man nicht zurückgeben kann.

Die Treppe schraubte sich nach oben, und der Stein war feucht, glatt, als hätte er schon viele Fluchten gesehen und alle gleich gefressen. Hinter uns hörte ich das schleifende Tasten der Schlafenden, gedämpft, aber da, wie ein Tier im Bauch eines Hauses. Und irgendwo tiefer, im Gewölbe, war das leise Tippen nicht mehr zu hören. Das war das Schlimmste. Wenn er nicht mehr klopft, bedeutet es, dass er nicht mehr markieren muss, wo er ist.

Der ältere Mann flüsterte, ohne sich umzudrehen: Hör nicht auf das Wort. Hör auf ihren Puls.

Ich presste Marys Körper fester an mich, als könnte ich ihren Puls mit meinem stabilisieren. Ich fühlte ihn am Handgelenk, schwach, aber da. Ein Takt, der nicht seine Glocke war. Ich klammerte mich an diesen Rhythmus, weil er das Einzige war, was nicht verhandelte.

Wir erreichten den Gang mit den Kreidekreuzen. Er war noch da, aber anders. Nicht weil sich der Stein verändert hatte, sondern weil meine Wahrnehmung sich verändert hatte: Jede Tür, an der wir vorbeikamen, war jetzt nicht nur eine Tür. Sie war ein Ort, an dem Mary vielleicht schon einmal war. Sie war ein Ort, an dem „unterschrieben“ in Körper geschrieben wird.

Der ältere Mann führte uns nicht zurück zur Kammer der Schlafenden. Er bog vorher ab, in einen schmalen Seitengang, der so niedrig war, dass ich den Kopf einziehen musste. Der Boden war hier trockener. Der Geruch anders: nicht Blut, eher Staub, Stoff, altes Holz. Ein Geruch wie aus einem Schrank. Oder aus einem Theaterfundus.

Ich keuchte: Wohin?

Er antwortete: Dorthin, wo er Dinge versteckt, die er nicht zeigen will.

Das machte keinen Sinn, und gerade deshalb glaubte ich es. Er zeigte uns immer, was er zeigen will. Wenn es einen Ort gibt, den er nicht zeigt, dann ist dort vielleicht die einzige Freiheit.

Der Gang endete an einer Tür, die sich von den anderen unterschied, weil sie nicht alt und nicht neu wirkte. Sie wirkte... absichtlich. Dunkles Holz, sauber, keine Zahl, keine Klinke. Nur ein schmaler Spalt, als wäre die Tür nicht zum Öffnen gedacht, sondern zum Gleiten.

Der ältere Mann griff in seine Jacke und zog etwas heraus. Kein Schlüssel. Kein Knochen. Ein Stück Stoff.

Schwarzer Samt.

Er hielt den Samtstreifen vor die Tür, und ich sah erst jetzt, dass im Holz eine feine Rille war, in die man etwas hineinlegen kann. Wie eine Nut. Eine Führung.

Er schob den Samt in die Rille.

Es klickte nicht. Es seufzte. Als würde die Tür kurz Luft holen.

Dann glitt sie einen Fingerbreit zur Seite.

Ich starrte auf den Samt. Ich sagte: Was ist das?

Der ältere Mann antwortete nicht sofort. Dann sagte er: Ein Handschuh. Ein Vorhang. Ein Maulkorb. Nenn es, wie du willst. Es nimmt der Tür den Klang.

Ich begriff langsam: Samt schluckt Geräusche. Samt macht Schritte leise. Samt macht Klingen leise, wenn man sie darin trägt. Samt ist das Material der geheimen Dinge.

Die Tür glitt weiter auf, lautlos, und dahinter war ein Raum, so dunkel, dass die Dunkelheit nicht wie Abwesenheit wirkte, sondern wie Stoff. Und in dieser Dunkelheit roch es deutlich: Metall, Öl, und etwas Süßes, das ich inzwischen hasste.

Der ältere Mann flüsterte: Rein. Schnell. Und kein Licht.

Ich trat hinein, Mary in den Armen. Der Raum war niedrig, und ich spürte sofort an den Wänden Stoff, der herabhängt. Vorhänge. Samt überall. Dicke Bahnen, die Licht schlucken und Geräusche ersticken. Ein Raum, der gemacht war, um nichts nach draußen zu lassen.

Die Tür glitt hinter uns wieder zu, und ich hörte kein Schließen. Nur das Gefühl, dass die Luft sich verändert.

Mary regte sich in meinen Armen. Sie flüsterte, kaum hörbar: Messer...

Das Wort war nicht zufällig. Es war wie ein Reflex. Als hätte sie es oft genug gehört, um es jetzt selbst zu sagen.

Der ältere Mann führte mich ein paar Schritte vor, und dann spürte ich etwas unter meinem Fuß: Holz, nicht Stein. Wir standen auf einem Podest oder einem alten Boden. Er kniete sich hin und zog einen Vorhang zur Seite, nur einen Spalt, gerade genug, dass ich sehen konnte.

Im schwachen, grauen Licht, das irgendwo durch eine Ritze kam, sah ich sie.

Messer.

Viele.

Nicht chaotisch, sondern geordnet. Klingen in Reihen. Manche klein, wie Skalpell. Manche lang, wie Küchenmesser. Manche hatten verzierte Griffe, als wären sie Geschenke. Und zwischen den Klingen, als würde das Messer eine Geschichte erzählen müssen, lagen Dinge: ein Ring, ein Haarband, eine Uhr. Souvenirs.

Ich spürte, wie mein Magen sich umdrehte. Das war kein Arsenal. Das war eine Sammlung.

Der ältere Mann sagte leise: Das ist sein Samt. Seine stillen Werkzeuge.

Ich fragte, heiser: Wozu?

Der ältere Mann sah Mary an, dann mich. Er sagte: Um Pakte zu unterschreiben, wenn Papier nicht reicht.

Ich legte Mary vorsichtig auf das Holzpodest, nicht hart, so sanft wie möglich. Sie war wach genug, um zu spüren, dass wir in einem anderen Raum sind, in einem Raum ohne Echo. Ihre Augen suchten mein Gesicht.

Sie flüsterte: Er kommt...

Ich hörte nichts. Kein Tippen. Kein Lachen. Kein Murmeln. Aber genau das war wieder falsch.

Der ältere Mann griff in die Sammlung und nahm ein Messer heraus.

Nicht das größte. Nicht das eindrucksvollste.

Ein schmaler Dolch mit schlichtem Griff.

Und er zog ihn nicht aus einem Holzkasten, sondern aus einer Hülle aus Samt.

Das Messer machte keinen Laut.

Der ältere Mann hielt es mir hin, nicht wie eine Waffe, eher wie eine Entscheidung.

Er sagte: Du willst den Pakt brechen? Dann brauchst du etwas, das schneidet, ohne dass er es hört.

Marys Atem ging schneller. Sie flüsterte: Nicht... Blut...

Ich sah das Messer. Ich sah Mary. Ich sah den Samt, der alles schluckt, sogar Angst.

Und ich verstand: Das Messer im Samt ist nicht dazu da, ihn zu töten.

Es ist dazu da, etwas zu trennen, das er verbunden hat.

Das Messer lag in seiner Hand, als wäre es nie woanders gewesen als in diesem dunklen Stoff. Keine Reflexe, kein metallisches Blitzen, kein Geräusch. Nur die schmale, matte Klinge, die so unaufdringlich wirkte, dass man fast vergisst, wozu sie gebaut ist. Genau das war das Gefährliche daran: Es sah nicht nach Gewalt aus. Es sah nach Notwendigkeit aus.

Mary lag auf dem Podest, die Augen halb offen, die Lippen trocken. Ihr Blick klebte an dem Messer, nicht aus Gier, sondern aus einer Art panischer Erinnerung. Als hätte sie die Klinge schon einmal gesehen, ohne sie sehen zu dürfen.

Nicht... Blut..., hatte sie geflüstert.

Der ältere Mann nickte langsam, als hätte er das Wort erwartet. Er kniete sich neben das Podest, zog eine der Samtbahnen ein Stück beiseite und ließ das matte Licht auf Marys Oberkörper fallen. Er berührte sie nicht. Er hielt Abstand, wie ein Arzt, der weiß, dass Berührung hier mehr ist als Berührung.

Er sagte leise: Es geht nicht um Blut. Es geht um Beweise.

Beweise. Das Wort traf mich hart. Alles hier war Beweis, und doch war nichts greifbar. Türen, Stimmen, Gerüche, Kälte. Beweise, die sich wieder auflösen, sobald man sie in der Hand halten will.

Ich fragte, heiser: Was hat sie unterschrieben?

Mary schluckte. Ihr Hals bewegte sich, und ich sah im Augenwinkel die Punkte dort, aber ich zwang mich, nicht hinzusehen. Ich hielt meinen Blick auf ihrem Gesicht. Auf ihren Augen, die mich suchten, als wäre ich der letzte feste Gegenstand in einem Raum aus Stoff.

Sie flüsterte: Nicht... auf Papier.

Der ältere Mann hob den Dolch ein wenig, als würde er das bestätigen. Er sagte: Papier ist für Leute, die Angst vor Feuer haben. Er benutzt Samt.

Er griff hinter sich in eine Nische zwischen den Vorhängen. Ich hatte nicht einmal gemerkt, dass dort eine Nische war, weil der Stoff jede Kante frisst. Er zog etwas hervor, das wie ein kleines Buch aussah, aber ohne Einband. Nur ein schwarzer Samtumschlag, mit einer einzigen Naht am Rand.

Er legte es auf das Podest neben Mary, so vorsichtig, als wäre es ein schlafendes Tier. Dann zog er den Umschlag auf.

Innen waren keine Seiten. Es waren Streifen.

Samtstreifen, sauber zugeschnitten, jeder so breit wie ein Finger. Auf jedem Streifen waren Zeichen. Nicht gemalt, nicht gedruckt. Eingenäht. Dunkler Faden auf schwarzem Stoff, so fein, dass man ihn erst sieht, wenn das Licht schräg fällt. Namen, Worte, manchmal nur ein Symbol. Ein Kreuz, ein Kreis, eine Zahl.

Es war ein Register, nur dass Register normalerweise nüchtern sind. Dieses hier fühlte sich an wie ein Album.

Der ältere Mann zog einen Streifen heraus und hielt ihn so, dass ich ihn sehen konnte. Ich las den Namen, und mir wurde kalt, weil er in dieser Nacht überall war:

Mary.

Der Faden war nicht ganz schwarz. Er hatte einen Stich ins Dunkelrote, als hätte man ihn in etwas getaucht, das nicht Tinte ist.

Mary stöhnte leise und drehte den Kopf weg, als würde ihr schon der Anblick die Luft nehmen.

Der ältere Mann sagte: Das ist ihre Unterschrift. Nicht ihre Handschrift. Ihr Körper.

Ich spürte, wie mir der Magen sank. Der Samtstreifen war keine Erinnerung. Er war eine Bindung. Eine Sache, die existiert, auch wenn man sie nicht ansieht. Eine Sache, die man anfassen kann. Und wenn man etwas anfassen kann, kann man es auch verlieren.

Ich fragte: Wie bricht man das?

Der ältere Mann antwortete nicht sofort. Er fuhr mit dem Finger knapp über den eingestickten Namen, ohne den Faden zu berühren. Dann sagte er: Man trennt ihn.

Er hielt mir das Messer hin. Jetzt, so nah, dass ich die Klinge richtig sah: eine feine Linie, die kein Licht schluckte, sondern es nur nicht zurückgab. Als wäre sie schon daran gewöhnt, Dinge zu trennen, ohne Spuren zu machen.

Mary flüsterte: Nicht... in mich...

Der ältere Mann nickte wieder. Er sagte: Nicht in sie. In das, was an ihr hängt.

Er zog den Samtstreifen mit Marys Namen auf das Podest und spannte ihn zwischen zwei Fingern. Dann zeigte er auf eine Stelle im Faden, direkt unter dem M. Dort war eine winzige Verdickung, als hätte der Faden an dieser Stelle einen Knoten.

Er sagte: Hier sitzt der Druck. Wenn du schneidest, schneidest du nicht den Namen. Du schneidest den Knoten.

Ich nahm das Messer.

Es war schwerer, als es aussah. Nicht in der Hand, sondern im Kopf. Ich merkte, wie mein Puls schneller wurde, nicht aus Angst, sondern aus der Art von Verantwortung, die man spürt, wenn man plötzlich das Werkzeug in der Hand hat, das alles ändern könnte.

Ich setzte die Klinge an den Faden, nur ganz leicht, ohne zu drücken. Samt schluckt sogar das Zittern der Hand. Das Messer blieb still, als wäre es selbst beruhigt.

Der ältere Mann flüsterte: Langsam. Wenn du zu tief gehst, nimmst du den ganzen Streifen. Dann merkt er es sofort.

Ich atmete aus. Ich führte die Klinge nicht wie eine Waffe, sondern wie eine Nadel. Ein kleiner Schnitt. Nur am Knoten.

Der Faden gab nach.

Kein Geräusch.

Kein Blutspritzer.

Nur ein winziger Widerstand, der plötzlich weg war, als hätte jemand einen Finger von einem Schalter genommen.

In dem Moment zog Mary scharf Luft ein, als wäre ihr Brustkorb gerade erst wieder aufgesperrt worden. Ihre Augen rissen auf. Sie blickte mich an, und in ihrem Blick war kurz etwas, das ich seit Stunden nicht mehr gesehen hatte: Klarheit. Kein Nebel, keine Bühne, nur Mary.

Dann kam die Angst zurück, sofort, weil Klarheit hier nie lange bleibt.

Der ältere Mann zog den Streifen zurück, betrachtete ihn, und ich sah, dass der Faden nicht einfach durchgeschnitten war. Er hatte sich gelöst. Der Knoten war offen, und der Name sah plötzlich... weniger fest aus. Als hätte er seinen Griff verloren.

Der ältere Mann sagte leise: Gut.

Ich wollte fragen, ob das reicht. Ob das den Pakt bricht. Aber in diesem Raum lernte ich: Fragen sind Pausen. Und Pausen sind Einladungen.

Es kam ein Geräusch.

Nicht von Mary. Nicht vom älteren Mann.

Von der Tür.

Oder besser: von dem Ort, an dem die Tür sein musste.

Ein leises Gleiten, so sanft, dass es eher ein Druckwechsel in der Luft war. Die Samtbahnen bewegten sich minimal, als hätte ein kalter Hauch sie gestreift.

Der ältere Mann erstarrte. Seine Augen wurden schmal.

Mary flüsterte: Er...

Ich drehte den Kopf nicht zur Tür. Ich sah nur, wie der ältere Mann seinen Blick fixierte, als sähe er etwas, das ich nicht sehen sollte. Und dann hörte ich es: kein Tippen, kein Rascheln eines Schirms.

Ein ganz leises Einatmen.

So nah, dass es nicht mehr zu verorten war.

Der ältere Mann flüsterte, kaum bewegte Lippen: Er ist schon drin.

Meine Hand umklammerte das Messer. Ich spürte plötzlich, wie falsch es ist, in einem Samtraum auf Geräusche zu warten. Samt ist sein Zuhause. Samt ist Stille.

Mary schob sich mühsam auf den Ellbogen hoch. Sie starrte nicht in den Raum, sie starrte an mir vorbei, irgendwo in die Dunkelheit zwischen den Vorhängen. Ihre Pupillen wurden groß. Sie flüsterte: Nicht... hinsehen...

Zu spät, dachte ich. Nicht, weil ich hingesehen hatte, sondern weil ich begriff: Er will gar nicht, dass wir ihn sehen. Er will nur, dass wir spüren, dass er da ist.

Der ältere Mann nahm mir den Samtumschlag weg, schob die Streifen schnell zurück hinein, als würde er Beweise verstecken. Er packte Marys gelöste Hand, zog sie vorsichtig, um sie aufzurichten. Er sagte: Wir müssen raus.

Ich sagte: Wohin? Jede Tür ist—

Er unterbrach mich, hart: Keine Tür. Das war doch die Nachricht.

Treppe.

Ich spürte das Papier in meiner Tasche wie ein brennendes Stück Wahrheit. Treppe. Nicht Tür. Ich blickte nach unten, sah zwischen den Samtbahnen einen schmalen Spalt im Boden, den ich vorher nicht gesehen hatte. Holz, eine Fuge, ein Griff aus Metall, fast unsichtbar.

Eine Falltür.

Natürlich.

Der ältere Mann setzte den Keil an, nicht um zu brechen, sondern um leise zu öffnen. Er hob die Klappe an, und darunter war Dunkelheit, die nicht nach Blut roch, sondern nach kalter Luft. Ein Fluchtweg, der nicht „Tür“ heißt.

Mary klammerte sich an meinen Arm. Ihre Finger waren eiskalt, aber fest. Sie flüsterte, direkt in mein Handgelenk: Das Messer... nicht verlieren...

Ich nickte, ohne es auszusprechen. Ich steckte die Klinge nicht weg. Ich hielt sie im Samt der Hand verborgen, so dass sie nicht glänzt.

Hinter den Vorhängen bewegte sich etwas. Kein Schritt. Kein Rascheln. Nur das Gefühl, dass die Dunkelheit einen Schwerpunkt bekommt.

Und dann, ganz leise, als würde jemand neben uns stehen und in ein normales Gespräch hineinsprechen, kam die Stimme.

Nicht laut. Nicht wütend.

Nur sicher:

Schöne Arbeit, Abraham.

Mein Bauch zog sich zusammen. Er hatte es gemerkt. Nicht, weil etwas geknackt hat. Weil etwas nicht mehr an seinem Platz war.

Der ältere Mann schob Mary zur Öffnung. Ich hielt sie, führte sie hinunter, vorsichtig, Schritt für Schritt, weil Stürzen der schnellste Pakt ist, den man abschließt.

Als Mary verschwand, spürte ich hinter mir den Atem, näher, und die Stimme sagte, immer noch freundlich:

Du glaubst, du hast den Faden gelöst. Aber Samt vergisst nicht.

Ich stieg als Letzter hinunter, das Messer noch in der Hand, und zog die Klappe über mir zu, so leise wie möglich.

Im Dunkeln darunter hörte ich Marys Atem, meinen Atem, den Atem des älteren Mannes.

Und oben, durch die Samtschicht, hörte ich kein Tippen.

Nur ein ganz leises, zufriedenes Ausatmen.

Die Klappe über uns schloss sich, ohne Geräusch, und für einen Moment war ich sicher, dass die Stille jetzt uns gehört. Ein lächerlicher Gedanke. Stille gehört nie einem Menschen, der flieht. Stille ist nur der Stoff, in dem Geräusche später deutlicher wirken.

Wir standen in einem schmalen Schacht, kaum breiter als zwei Schultern. Der Boden war Holz, alt, trocken, und die Luft roch hier nicht nach Blut, sondern nach Staub und altem Leinöl. Ein Ort, der einmal Lager gewesen sein könnte. Oder ein Zwischenraum zwischen Bühnenkulissen, da, wo man den Zuschauern nie zeigt, wie dünn die Wände sind.

Mary lehnte an mir, halb aufrecht, und ihr Gewicht war jetzt nicht mehr das eines Sackes. Sie war noch schwach, aber sie war da. Sie hielt meinen Ärmel wie ein Kind, das sich im Dunkeln nicht verlieren will.

Der ältere Mann ging voran, ohne Licht, als hätte er den Raum im Kopf. Er tastete nicht wie die Schlafenden. Er wusste. Wissen ist hier das seltenste Werkzeug.

Er flüsterte: Kein Wort. Keine Namen.

Ich wollte protestieren, weil Namen manchmal der einzige Halt sind, aber ich verstand. Namen sind hier Rufzeichen. Und wenn du „Mary“ sagst, kann es sein, dass das Schloss antwortet.

Wir gingen. Nicht schnell. Schnell macht Lärm. Wir glitten eher, Schritte kurz, Füße flach aufgesetzt. Der Schacht führte nach unten, nicht über Stufen, sondern über eine schräge Rampe. Das Holz knarrte leise, und jedes Knarren fühlte sich an wie ein Schrei, weil der Samt über uns jedes Geräusch verschluckt hatte und dadurch dieses kleine Knarren riesig wurde.

Mary atmete in kurzen Stößen. Ich spürte ihre Wärme an meinem Arm und dachte: Das ist, was die Schlafenden suchen. Wärme. Atem. Leben. Und wenn sie blind sind, finden sie das, was am lautesten lebt.

Der ältere Mann blieb stehen, hob die Hand. Wir erstarrten. In der Dunkelheit hörte ich zuerst nichts. Dann kam es, ganz leise, von irgendwo voraus:

Ein Schleifen.

Nicht Schuh auf Stein. Etwas Weicheres. Stoff über Holz. Als würde jemand einen Mantelsaum hinter sich herziehen.

Marys Finger gruben sich in meinen Ärmel. Sie flüsterte, kaum hörbar: Er—

Der ältere Mann legte einen Finger an die Lippen, obwohl man ihn kaum sah. Dann zog er mich und Mary einen Schritt zur Seite in eine Nische. Eine Ausbuchtung im Schacht, kaum mehr als ein Hohlraum hinter einer Bretterwand. Wir pressten uns hinein, Schulter an Schulter, und ich spürte Marys Herz gegen meinen Unterarm schlagen, schneller jetzt.

Das Schleifen kam näher. Langsam. Nicht wie ein Suchender. Wie etwas, das Zeit hat.

Ich hielt den Atem an, so lange ich konnte. Das Messer lag noch in meiner Hand. Die Klinge war nicht sichtbar, aber ich spürte ihren Druck in der Handfläche. Ein stilles Versprechen, dass man etwas trennen kann, wenn man muss.

Der ältere Mann flüsterte, direkt an meinem Ohr: Wenn du stichst, stich nicht ihn. Stich den Stoff.

Ich verstand nicht sofort. Dann begriff ich: Samt. Vorhänge. Bahnen. Alles hier ist Stoff. Und Stoff ist sein Medium. Wenn man Stoff verletzt, verletzt man seine Stille.

Das Schleifen war jetzt direkt vor der Nische. Ich spürte es wie einen Schatten, obwohl es dunkel war. Die Luft wurde einen Hauch kälter, als würde jemand vor der Nische stehen und sich umsehen, ohne Augen zu benutzen.

Dann kam seine Stimme.

Nicht von oben, nicht durch eine Tür. Direkt vor uns, gedämpft, als würde er durch Stoff sprechen, und gerade deshalb so intim:

Ihr seid wie Kinder, die sich unter der Decke verstecken.

Mary zuckte, als hätte er sie berührt.

Ich bewegte mich nicht.

Er sagte weiter, sanft: Ich habe euch doch nur das Messer gezeigt. Ihr habt selbst entschieden, es zu benutzen.

Ein Satz, der wie ein Vorwurf klingt und sich doch wie Verantwortung anfühlt. Er wollte, dass ich mich schuldig fühle, weil ich geschnitten habe, obwohl ich damit Mary befreien wollte.

Der ältere Mann neben mir war still. Aber ich hörte, wie er flach ausatmete. Angst. Oder Wut. Vielleicht beides.

Dann spürte ich etwas am Rand der Nische: eine Berührung am Stoff, als würde jemand mit zwei Fingern über die Bretter fahren, dort, wo die Nische durch eine hängende Stoffbahn verdeckt war. Ein sanftes Streicheln. Als würde man ein Tier beruhigen.

Ich wusste: Er steht da. Direkt davor. Vielleicht keine zwei Handbreit entfernt. Und ich konnte ihn nicht sehen, weil Stoff zwischen uns hing.

Ich erinnerte mich an den Satz des älteren Mannes. Stich den Stoff.

Ich hob das Messer minimal, so langsam, dass kein Luftzug entsteht. Die Klinge berührte den Samt vor mir. Der Samt war dick, weich, und er schluckte die Berührung wie ein Mund, der nichts preisgeben will.

Ich stach nicht wild. Ich machte einen sauberen, kleinen Schnitt.

Der Samt riss nicht laut. Aber er gab nach, und in diesem winzigen Moment, in dem die Fasern sich trennten, hörte ich etwas, das in diesem Schacht wie ein Donnerschlag wirkte: ein hauchdünnes, trockenes Reißen. Und ich spürte, wie die Luft sich veränderte. Als hätte der Raum kurz einen Atemzug verloren.

Seine Stimme brach ab.

Ein winziger Moment Stille.

Dann hörte ich etwas, das ich vorher nie gehört hatte: ein echtes, unkontrolliertes Einziehen von Luft, wie jemand, der überrascht ist. Kein Schauspiel. Ein Reflex.

Der ältere Mann nutzte die Sekunde. Er packte Mary und zog sie aus der Nische heraus, in den Schacht. Ich folgte, das Messer noch in der Hand.

Wir rannten jetzt doch. Nicht lange, nur ein paar Schritte, genug, um Abstand zu gewinnen, bevor er wieder die Kontrolle findet.

Hinter uns kam keine Verfolgung im klassischen Sinn. Kein Rennen. Kein Tippen. Nur ein Geräusch, das schlimmer war, weil es so leise war: ein Rascheln von Stoff, als würde jemand sehr langsam einen Vorhang wieder schließen.

Und seine Stimme, wieder gesammelt, wieder höflich, aber jetzt dünner:

Das war unklug.

Der Schacht endete abrupt an einer kleinen Holztreppe, kaum fünf Stufen, die in einen weiteren Raum führte. Der ältere Mann nahm sie ohne Zögern. Oben war es kälter. Und ich roch plötzlich etwas, das nicht Staub war.

Schnee.

Nicht wirklich Schnee, natürlich. Aber kalte, saubere Luft, die nach draußen schmeckt. Ein Ausweg. Oder eine weitere Illusion.

Wir traten durch einen Spalt in eine schmale Tür – keine richtige Tür, eher eine lose Holztür – und standen plötzlich in einem Raum, der ganz anders war als das Samtversteck: Stein, kalt, und durch eine Ritze in der Wand fiel blasses Licht, das aussah wie Mondlicht auf Weiß.

Der ältere Mann flüsterte: Gleich kommt er nicht hinterher. Nicht hier.

Mary lehnte an der Wand, rutschte langsam nach unten, erschöpft. Sie sah mich an, und in ihrem Blick war die Erinnerung an das Wort, das sie gesagt hatte.

Ich... hab... unterschrieben...

Ich kniete neben sie und flüsterte: Was genau?

Sie schüttelte den Kopf, schwach. Dann hob sie die Hand und deutete auf meinen Hals.

Nicht auf die Wunde.

Auf das, was dahinter ist.

Sie flüsterte: Du... auch.

Ein Satz, der so klein war und doch alles veränderte. Nicht als Drohung. Als Warnung. Als Spiegel ohne Glas.

Ich spürte den Biss brennen, als hätte er auf diesen Satz gewartet. Als würde etwas in mir antworten.

Der ältere Mann sah uns an, und in seinem Gesicht lag keine Überraschung. Nur dieses müde Wissen.

Er sagte leise: Der Pakt sucht immer einen zweiten Namen.

Ich hielt das Messer noch immer. Die Klinge war sauber. Kein Blut. Nur der Schnitt im Samt, irgendwo hinter uns, als Beweis, dass Stille verletzt werden kann.

Mary schloss kurz die Augen, und als sie sie wieder öffnete, sagte sie etwas, das mir die Kehle zuschnürte:

Wenn er fragt... sag nichts.

Und aus der Ferne, durch Stein und Luft, hörte ich ein Geräusch, das nicht mehr zum Samt gehörte.

Ein einzelnes Tippen.

Sehr weit weg.

Aber genau genug, um zu sagen:

Ich bin noch da.

Feuer im Schnee

Der Raum, in dem wir standen, war so kalt, dass der Atem nicht nur sichtbar wurde, sondern schwer. Er hing in der Luft wie etwas, das man anfassen könnte, wenn man sich traut. Das blasse Licht, das durch die Ritze fiel, war kein Kerzenlicht, kein Laternenlicht, kein freundliches Licht. Es war das Licht von draußen, gefiltert, scharf, und es roch tatsächlich nach Schnee – nach dieser trockenen, sauberen Kälte, die man nur riecht, wenn die Welt draußen weiß geworden ist.

Mary saß an der Wand, die Knie angezogen, die Hände dicht am Körper, als würde sie ihre Wärme zusammenhalten. Ihre Augen waren offen, aber sie blickte nicht in den Raum, sondern irgendwo durch ihn hindurch. Als hätte sie gelernt, dass Sehen hier nicht schützt, sondern bindet.

Der ältere Mann stand an der Ritze, die Hand am Stein, und lauschte. Nicht nach Schritten, nicht nach Stimmen. Er lauschte, als würde er hören wollen, ob der Raum selbst uns verrät. In solchen Orten hat sogar das Mauerwerk eine Meinung.

Das einzelne Tippen, weit weg, war kaum mehr als ein Gedanke. Und trotzdem traf es uns, als wäre es direkt neben dem Ohr. Ein höfliches Zeichen. Ein Satzzeichen, das sagt: Der Satz ist noch nicht zu Ende.

Ich hielt das Messer noch immer. Die Klinge war unsichtbar in der Dunkelheit meiner Hand, aber ich spürte sie bei jeder Bewegung. Es war beruhigend und abstoßend zugleich. Beruhigend, weil es etwas Echtes war. Abstoßend, weil es mich daran erinnerte, wie schnell man in dieser Nacht zu Werkzeugen greift, um nicht selbst Werkzeug zu werden.

Mary flüsterte, ohne aufzusehen: Wenn er fragt... sag nichts.

Ich nickte, obwohl sie es nicht sehen musste. Ich verstand den Sinn. Nicht weil Worte magisch sind, sondern weil Worte hier Material werden. Wörter werden zu Türen. Namen werden zu Schlüsseln. Und Schweigen ist manchmal das einzige, was man noch besitzt.

Der ältere Mann drehte sich von der Ritze weg und ging zu einer kleinen Holztür in der Ecke. Ich hatte sie vorher nicht bewusst wahrgenommen, weil Holz hier unten wie eine Lüge wirkt. Er legte die Hand an den Rahmen, tastete nach einer Kante, drückte. Die Tür gab nach, einen Fingerbreit, dann blieb sie hängen.

Er flüsterte: Sie haben sie zugeschoben.

Ich fragte leise: Wer?

Er sah mich an, kurz, und in seinem Blick lag etwas, das gleichzeitig Antwort und Warnung war. Dann sagte er: Türen schließen sich hier nicht von allein. Menschen tun das. Oder etwas, das Menschen benutzt.

Mary zuckte bei dem Wort „Menschen“. Als würde es wehtun, noch an Menschen zu glauben.

Der ältere Mann griff in seine Jacke, zog den kleinen Keil heraus, setzte ihn zwischen Tür und Rahmen. Er drückte, langsam, ohne Gewalt. Holz knarrte, leise. Der Keil arbeitete, geduldig.

Das Holz gab nach, Millimeter für Millimeter. Die Tür öffnete sich, und kalte Luft strömte herein, so kalt, dass sie fast nach Metall schmeckte.

Draußen war kein Korridor. Draußen war... nichts, das dazu passte. Ein schmaler Gang, ja, aber er führte nicht zu weiteren Türen, sondern zu einer Treppe nach oben, und am Ende der Treppe war ein Spalt aus Licht, so weiß, dass es fast schmerzte.

Der ältere Mann sah Mary an. Er sagte: Kannst du stehen?

Mary nickte, aber es war mehr ein Wille als eine Fähigkeit. Ich steckte das Messer nicht weg. Ich bot ihr stattdessen meinen Arm. Sie griff danach, kalt, fest. Ihre Finger waren Eis.

Wir gingen. Langsam die Treppe hoch. Jeder Schritt war ein Risiko, weil ein Schritt ein Geräusch ist, und Geräusche hier unten sind Einladungen. Aber die Luft wurde mit jeder Stufe anders. Weniger staubig. Weniger eisen-süß. Mehr nach draußen, mehr nach Meer, mehr nach dieser frischen Kälte, die sich wie Wahrheit anfühlt.

Am Ende der Treppe war eine Luke. Kein Schloss, kein Griff. Nur ein Brett, das man hochdrücken muss. Der ältere Mann setzte die Schulter an, drückte. Das Brett bewegte sich, schwer, als hätte es lange nicht nachgegeben. Dann kam plötzlich Licht herein, und für einen Moment war es, als würde uns die Welt oben erschlagen.

Wir waren draußen.

Nicht auf einer Straße. Nicht am Hafen. Auf einem kleinen, offenen Platz hinter den Häusern, dort, wo man Abfälle lagert und Kisten stapelt, und wo niemand nachts hingeht. Der Boden war mit einer dünnen Schicht Schnee bedeckt, nicht tief, aber genug, dass jeder Schritt eine Spur hinterlässt. Weißes Pulver, das nichts vergisst.

Der Wind vom Meer war scharf. Er biss in die Haut. Er machte jeden Atemzug zu einem Beweis.

Ich blickte nicht nach hinten zur Luke, weil ich wusste, dass mein Blick dann nur zählt, ob sie wieder zugeht. Stattdessen blickte ich nach vorn.

Und da sah ich es.

Ein Feuer.

Nicht groß, nicht lodernd wie ein Hausbrand. Ein konzentriertes, helles Feuer in einem Metallfass, vielleicht von einem Fischer oder einem Wachmann angezündet, um sich zu wärmen. Es stand ein paar Meter weiter, halb geschützt durch eine Mauer. Die Flammen waren orange, die Welt darum herum blau-grau. Schnee und Feuer, direkt nebeneinander. Eine Unmöglichkeit, die plötzlich ganz logisch war, weil ich in dieser Nacht gelernt hatte, dass das Unmögliche nur eine andere Art von Tür ist.

Mary atmete schneller, als sie das Feuer sah. Nicht vor Angst. Vor Erleichterung. Wärme ist ein Versprechen, auch wenn es gefährlich ist.

Der ältere Mann flüsterte: Nicht zu nah. Wärme zieht.

Ich verstand sofort. Die Schlafenden suchen Wärme. Und er, der Mann mit dem Schirm, sucht Szenen. Feuer ist eine Szene. Feuer ist ein Mittelpunkt. Feuer macht Schatten, und Schatten sind sein Spiel.

Wir blieben am Rand des Platzes stehen, halb im Schutz einer Wand. Der ältere Mann sah sich um, schnell, kontrolliert. Kein Tippen. Kein Rascheln. Nur Wind. Und das Knistern des Feuers.

Dann sagte er leise, sehr konkret: Wir müssen Spuren brechen.

Ich sah auf den Schnee. Drei Spurenreihen, schon jetzt sichtbar: seine, Marys, meine. Und diese Spuren führten von der Luke direkt hierher. Eine Linie. Eine Einladung.

Mary flüsterte: Er braucht keine Spuren.

Der ältere Mann nickte. Er sagte: Nein. Aber sie helfen ihm, schneller zu sein.

Er deutete auf das Fass mit dem Feuer. Dann auf eine Reihe alter Kisten, die in der Nähe standen. Holz. Trocken. Leicht.

Ich begriff, was er vorhatte, bevor er es tat, und ich mochte es nicht. Feuer als Ablenkung ist einfach. Feuer als Waffe ist hässlich. Aber vielleicht war Hässlichkeit heute notwendig.

Der ältere Mann ging zum Fass, nicht direkt, sondern in einem Bogen, um die Spuren zu verwirren. Er nahm eine der Kisten, schob sie näher ans Fass, so dass die Flammen das Holz lecken konnten. Er machte es schnell, präzise. Kein Zögern.

Ich fragte, rau: Was tust du?

Er antwortete, ohne mich anzusehen: Ich gebe ihm etwas zu sehen, das nicht du bist.

Mary starrte auf die Flammen. Ihr Gesicht wurde bleich. Sie flüsterte: Feuer... macht ihn... wach.

Ich spürte den Biss am Hals brennen, als würde er zustimmen. Als hätte das Wort „Feuer“ etwas in mir angerührt, das nicht nur Schmerz war, sondern Erwartung.

Der ältere Mann zündete nicht absichtlich an. Er ließ das Feuer nur arbeiten. Holz fing an zu qualmen. Dann knisterte es. Der Rauch stieg auf, grau, und mischte sich mit dem Wind. Der Schnee um das Fass begann zu schmelzen, kleine dunkle Pfützen bildeten sich, und ich dachte: Wenn man hier steht, sieht man irgendwann keine Spuren mehr, nur Matsch. Vielleicht war das die Idee. Vielleicht war Matsch die einzige Wahrheit, die Spuren frisst.

Mary griff fester nach meinem Arm. Sie sagte leise, ganz nah: Der Pakt... in mir... zieht... wenn's warm wird.

Ich schluckte. Ich sah sie an, und zum ersten Mal fragte ich nicht „was genau“. Ich fragte nur: Wohin zieht es?

Sie schüttelte den Kopf, Tränen standen in ihren Augen, aber sie fielen nicht, weil die Kälte sie festhielt. Sie flüsterte: Zu ihm. Oder zu... der Dunkelheit.

Der ältere Mann kam zurück zu uns. Der Rauch wurde dichter. Das Feuer fraß sich in die Kiste, und jetzt war es nicht mehr nur ein Fassfeuer. Es war ein kleiner Brand, kontrolliert vielleicht, aber unberechenbar. Licht flackerte über den Schnee, ließ die weiße Fläche lebendig wirken, als würde sie atmen.

Und dann hörte ich es.

Nicht Tippen.

Kein Schirm.

Etwas anderes: ein leises Knirschen im Schnee, weit weg, am Rand des Platzes. Ein Geräusch, das nur entsteht, wenn jemand bewusst langsam geht.

Ich sah hinüber, und im fahlen Licht erkannte ich eine Gestalt. Nicht klar, nur eine Silhouette. Hände leicht vor dem Körper. Kopf schief. Ein Schlafender. Blind, tastend, und doch zielstrebig, weil Wärme eine Richtung hat.

Dann noch eine zweite Silhouette, weiter links. Und eine dritte.

Der Rauch zog ihnen entgegen, und die Flammen spiegelten sich schwach in ihren offenen Augen, ohne dass sie sehen. Sie kamen nicht, weil sie uns erkennen. Sie kamen, weil das Feuer sie ruft.

Der ältere Mann flüsterte: Jetzt.

Er deutete nach rechts, zu einer schmalen Gasse, die vom Platz wegführt, hinunter Richtung Meer. Der Schnee dort war weniger, weil der Wind ihn weggefegt hatte. Weniger Spuren. Mehr Dunkelheit.

Mary keuchte, und ich spürte, wie sie wankt. Ich nahm sie fester, zog sie mit. Der ältere Mann ging voran.

Wir bewegten uns, und hinter uns wuchs das Feuer, das wir selbst gefüttert hatten. Es knisterte jetzt lauter. Es war ein lebendiger Lärm, der in dieser stillen Schneenacht wie ein Schrei wirkte. Und die Schlafenden folgten dem Schrei, langsam, blind, unaufhaltsam.

Als wir die Gasse erreichten, hörte ich hinter uns, ganz leise, ein Geräusch, das nicht vom Feuer kam.

Ein freundliches Ausatmen.

Als würde jemand zufrieden sein, dass wir ihm die Bühne beleuchtet haben.

Die Gasse war schmal und windig, und der Schnee lag hier nicht wie eine Decke, sondern wie Staub, der sich in Ecken gesammelt hat. Der Wind vom Meer fegte die Spuren weg, aber er fegte auch den Rauch hinter uns her, und Rauch ist ein Finger, der zeigt, wo du bist, egal wie sorgfältig du gehst.

Marys Gewicht hing an meinem Arm. Sie versuchte, auf eigenen Füßen zu bleiben, aber jede zweite Bewegung war mehr Wille als Muskel. Ihre Lippen waren blau, nicht vom Pakt,

sondern von Kälte. Und doch spürte ich, dass Wärme sie jagte. Das Feuer hinter uns war nicht nur Ablenkung. Es war ein Magnet für alles, was blind ist.

Der ältere Mann ging voran, dicht an der Häuserwand, als wolle er so wenig Fläche wie möglich abgeben. Er drehte sich nicht um. Er vertraute nicht darauf, dass ein Blick nach hinten ihm etwas bringt. Er hatte gelernt, dass Blicken nur ein anderer Weg ist, um festgenagelt zu werden.

Ich sah dennoch kurz zurück, nur einen Augenwinkel, nicht mehr. Das Fassfeuer war jetzt kein Fassfeuer mehr. Die Kiste brannte richtig, Flammen leckten nach oben, und der Schnee um das Fass war zu schwarzem Matsch geworden. Um das Feuer herum standen Silhouetten, vier vielleicht, fünf, die Hände tastend, die Köpfe leicht geneigt. Schlafende. Sie wirkten nicht wie eine Menge, eher wie einzelne Instrumente, die denselben Ton suchen.

Und in diesem Licht sah ich etwas, das sich nicht bewegte wie sie.

Am Rand des Platzes, dort wo der Schatten der Mauer beginnt, stand eine Gestalt, sehr still.

Ein Mann.

Kein Schirm sichtbar, kein Tippen. Aber seine Haltung war zu aufrecht, zu ruhig, um schlafend zu sein. Er stand da, als würde er das Feuer betrachten, nicht als Gefahr, sondern als Geschenk.

Ich riss den Blick weg. Ich wollte nicht sicher sein. Sicherheit ist hier nur der Anfang von Panik.

Mary flüsterte, kaum hörbar: Er... liebt... Flammen.

Der ältere Mann hörte es und sagte, ohne sich umzudrehen: Flammen sind Spiegel.

Der Satz traf mich wie ein Stich. Natürlich. Feuer spiegelt. Nicht in Glas, sondern in Augen. In nassen Steinen. In Fenstern. Es macht überall kleine, lebendige Spiegel, die den Raum vervielfachen. Wenn er Spiegel braucht, ist Feuer sein bester Helfer.

Wir erreichten das Ende der Gasse. Vor uns öffnete sich eine Treppe nach unten, steil, die Stufen waren glatt vom salzigen Wind. Unten hörte ich das Meer, dunkel, ungeduldig. Das Geräusch von Wasser ist normalerweise Beruhigung. Heute klang es wie eine Drohung, weil Wasser in dieser Geschichte nie nur Wasser ist.

Der ältere Mann blieb stehen, hob die Hand. Er lauschte. Dann flüsterte er: Nicht runter.

Ich sah ihn an. Er zeigte nicht nach unten, sondern auf eine Seitentür, halb verborgen, direkt neben der Treppe. Kein Schild. Nur ein schmaler Eingang, wahrscheinlich zu einem Lagerraum oder Keller eines Hauses.

Ich wollte protestieren. Türen. Immer wieder Türen. Aber er schüttelte den Kopf, als hätte er meine Gedanken gehört.

Er sagte: Nicht durch. Nur vorbei. Dort ist eine Ecke ohne Schnee. Wir müssen die Spur brechen.

Er zog Mary und mich in den Schatten der Seitentür, wo die Hauswand den Wind hielt. Der Boden war hier nicht weiß, sondern schwarz, trocken. Keine Spuren, nur Staub. Ich spürte, wie Mary sich an die Wand drückte, als wäre sie eine zweite Haut.

Der ältere Mann kniete sich hin und griff in den Staub. Er nahm eine Handvoll und streute sie über unsere Schuhe, über unsere Hosenbeine. Ruß. Dreck. Er machte uns schmutzig, und ich verstand: Schnee ist ein Blatt Papier. Dreck ist ein Radiergummi. Wenn wir die weißen Spuren in dunkle verwandeln, wird der Weg weniger eindeutig.

Mary hustete leise, als der Staub ihren Atem traf. Ich hielt sie, zog sie enger an mich, und ihr Kopf sank kurz auf meine Schulter. In diesem Moment spürte ich den Biss am Hals wieder, heiß, als würde er von dem Staub gereizt. Oder als würde etwas in mir auf den Geruch von Ruß reagieren, wie ein Tier, das Feuer wittert.

Der ältere Mann flüsterte: Jetzt gehen wir in die offene Luft. Nicht zu nah an Häusern. Keine Fenster.

Fenster. Wieder dieses Wort. Wir verließen den Schatten und gingen nicht die Treppe hinunter zum Meer, sondern über einen schmalen Weg, der am Rand der Klippen entlang lief. Der Wind war hier stärker. Er riss uns fast die Luft aus der Lunge. Aber er hatte einen Vorteil: Er zerriss den Rauch, er zerriss Geräusche, er zerriss vielleicht sogar Gerüche.

Mary stolperte. Ich fing sie. Der ältere Mann blieb kurz stehen, half, ohne zu fragen, legte Marys Arm über seine Schulter für ein paar Schritte. Dann gab er sie mir wieder zurück. Er hielt immer die Richtung. Richtung ist in dieser Nacht die einzige Form von Hoffnung.

Wir hörten das Feuer nicht mehr, nur noch das Meer. Aber das bedeutete nicht, dass es vorbei ist. Es bedeutete nur, dass die Bühne gewechselt hat.

Mary flüsterte plötzlich: Sie kommen... nicht nur zum Feuer.

Ich fragte leise: Wohin dann?

Sie schüttelte den Kopf, und Tränen standen ihr jetzt doch in den Augen, aber die Kälte machte sie zu Glas. Sie flüsterte: Zu dem... was warm ist... in dir.

Der Satz traf mich wie ein Schlag. Wärme in mir. Ich dachte an den Biss, an die brennende Stelle, die manchmal pulsiert, als wäre sie nicht Wunde, sondern ein zweites Herz. Ein Ort, den man in mir finden kann, wenn man blind ist.

Der ältere Mann hörte es und sagte rau: Er hat dich markiert.

Ich wusste es. Ich hatte es nur nie so konkret gehört. Markiert. Nicht als Opfer, sondern als Wegweiser. Ein Leuchtfeuer, das man nicht sieht, aber das Schlafende riechen.

Wir erreichten einen Abschnitt, wo der Weg enger wurde, die Klippe links, das Meer rechts, und oben über uns ragten die Häuser wie dunkle Kästen. Einige Fenster waren beleuchtet, warm. Kleine, einladende Quadrate in der Nacht.

Ich spürte, wie mein Körper automatisch dorthin blickte, weil Licht Orientierung ist. Und ich zwang mich sofort, wegzusehen. Kein Licht. Keine Fenster. Keine Spiegel.

Da hörte ich es.

Nicht Knirschen. Nicht Schritte.

Ein leises Summen.

Ein Ton, der sich im Wind hielt, als wäre er nicht von hier. Ein Summen wie ein Chor, sehr weit weg, aber eindeutig menschlich. Kein Lied. Ein gleichmäßiger Ton, wie gemeinsames Atmen, das auf einen Rhythmus gebracht wurde.

Mary erstarrte. Sie flüsterte: Die Kammer...

Der ältere Mann blieb stehen. Sein Gesicht wurde grau. Er sagte: Sie sind draußen.

Das Feuer hatte sie nicht nur gelockt. Es hatte sie geweckt, und jetzt strömte die Kammer in die Stadt, blind und warm-suchend.

Und wenn sie draußen sind, gibt es keine sicheren Räume mehr. Keine Türen, keine Samtverstecke. Nur Wind. Und Kälte.

Ich hörte hinter uns, im Wind, ein anderes Geräusch, nah genug, dass es meine Nackenhaare hob: ein einzelnes Knirschen im Schnee. Nicht schnell. Nicht blind. Ein Schritt, der weiß, wohin er tritt.

Ich drehte den Kopf nicht ganz, nur so viel, dass ich die Silhouette im Augenwinkel sah.

Der Mann mit dem Schirm.

Oder jemand, der ihn trägt.

Er war weit genug weg, dass ich sein Gesicht nicht sehen konnte. Aber ich sah den dunklen Umriss eines geschlossenen Schirms, und ich sah, wie er ihn nicht als Schutz vor Wind hielt, sondern wie einen Stock. Wie ein Zeichen, dass er nicht friert.

Mary flüsterte: Nicht... zurück...

Der ältere Mann zog uns weiter, schneller jetzt, weil die Zeit wieder in seinen Händen lag, nicht in unseren. Er sagte: Wir müssen dorthin, wo Schnee und Feuer sich treffen.

Ich keuchte: Warum?

Er antwortete: Weil er dort am besten sieht. Und wenn er am besten sieht, können wir ihm vielleicht endlich etwas zeigen.

Ein Satz, der sich wie Wahnsinn anhörte.

Aber in dieser Nacht war Wahnsinn manchmal der einzige Weg, aus einem Kreis auszubrechen.

Der Wind schnitt uns ins Gesicht, als wäre er beleidigt, dass wir noch atmen. Mary hing wieder an meinem Arm, und ich spürte, wie ihr Körper bei jedem Schritt ein wenig nachgab.

Nicht nur vor Schwäche. Als würde etwas in ihr ziehen, dorthin, wo es warm ist. Dorthin, wo es befohlen wird.

Der ältere Mann führte uns weg von den Fenstern, weg von den Häusern, hinunter in einen Bereich, wo die Stadt nicht mehr geschniegelt war. Hinterhöfe, Lagerplätze, schmale Wege zwischen niedrigen Mauern. Der Schnee lag hier ungleichmäßig, teils zu dünn, teils als kleine Haufen, die der Wind in Ecken gedrückt hatte. Und überall roch es nach Rauch, weil Rauch sich in einer Küstenstadt wie eine zweite Luftschicht verhält.

Das Summen aus der Ferne – der Atemchor der Schlafenden – wurde lauter. Nicht näher im räumlichen Sinn, eher dichter, als würde die Stadt selbst diesen Ton aufnehmen und weitertragen. Es war, als hätte Whitby beschlossen, ein Instrument zu werden.

Ich sagte leise zum älteren Mann: Wenn sie blind sind, warum dieses Summen?

Er antwortete ohne Zögern: Damit sie sich finden. Damit sie nicht einzeln sind. Zusammen sind sie ein Raum.

Ein Raum. Wieder dieses Wort. Türen waren Räume, Räume waren Fallen, und jetzt waren Menschen selbst Räume. Ich spürte, wie mein Magen sich drehte.

Mary flüsterte, mit trockenen Lippen: Es... beruhigt... sie.

Beruhigen. Das Summen als Beruhigung. Ein Schlaflied für Wachende. Ich wollte nicht wissen, wer es ihnen beigebracht hat.

Wir erreichten einen Platz, der weniger offen war als der vom Fassfeuer, eher ein Hof zwischen drei Gebäuden. In der Mitte stand tatsächlich noch Schnee, unberührt, glatt wie eine Bühne. An einer Seite brannte etwas Kleines: ein Haufen Holz, wahrscheinlich von jemandem angezündet, um Werkzeuge zu wärmen oder um Schutt loszuwerden. Es war kein kontrolliertes Fassfeuer. Es war eine offene Flamme, niedrig, aber lebendig. Der Schnee um das Feuer schmolz und dampfte, und der Dampf stieg auf und verschluckte für Sekunden das Licht.

Schnee und Feuer, wieder. Als hätte die Stadt nur noch dieses Motiv.

Der ältere Mann blieb am Rand des Hofes stehen, zog uns hinter eine niedrige Mauer. Er flüsterte: Hier.

Ich spähte nicht, ich fühlte eher. Das Feuer war ein Auge. Der Schnee war Papier. Und wir waren Tinte, die nicht gesehen werden will.

Mary keuchte. Ihre Stirn war feucht, nicht vom Schnee, sondern von innerer Hitze. Der Biss an meinem Hals brannte ebenfalls, als hätte sich ein unsichtbarer Faden zwischen Mary und mir gespannt und würde jetzt gezogen.

Der ältere Mann sah mich an. Sein Blick war hart. Er sagte: Du wirst gleich gefragt.

Ich schluckte. Ich wusste es. Wenn er am besten sieht, fragt er. Er zwingt dich, dich zu definieren.

Mary flüsterte: Sag... nichts...

Ich nickte. Aber Schweigen ist nicht immer möglich. Manchmal wird Schweigen selbst zur Antwort.

Dann hörte ich das Knirschen.

Nicht blind. Nicht unkoordiniert.

Ein Schritt. Dann noch einer.

Am Eingang des Hofes, zwischen zwei Gebäuden, tauchte die Silhouette des Mannes mit dem Schirm auf. Diesmal nicht nur im Augenwinkel. Diesmal klar. Der Schirm war geschlossen. Der Griff war ein dunkler Punkt. Der Sprung im Spiegel konnte ich nicht sehen, aber ich wusste, er ist da, wie eine Narbe, die man nicht mehr beachten muss, um sie zu fühlen.

Er blieb stehen, ließ den Blick über den Hof gleiten, über das Feuer, über den Schnee. Er sah aus wie jemand, der ein Gemälde betrachtet, das genau so hängt, wie er es wollte.

Er sagte, freundlich: Ah. Da ist unser Feuer.

Der ältere Mann neben mir zog die Schultern ein, als würde ihn das Wort treffen.

Der Schirmmann machte zwei Schritte in den Hof. Seine Schirmspitze berührte den Schnee, und ich hörte das leise Knirschen, das so deutlich war, dass es wie ein Satzzeichen klang.

Er sagte: Ihr habt gelernt. Ihr wählt Orte, an denen ich gerne bin.

Ich blieb hinter der Mauer. Marys Hand klammerte meinen Arm.

Dann geschah etwas, das ich nicht erwartet hatte: Von der gegenüberliegenden Seite des Hofes, aus einem dunklen Durchgang, trat eine Gestalt heraus.

Ein Schlafender.

Dann noch einer.

Dann noch einer.

Sie kamen nicht hastig. Sie kamen im gleichen langsamen Rhythmus, und während sie gingen, summten sie. Nicht laut, aber synchron. Ein Ton, der das Feuer nicht übertönte, sondern ergänzte. Ein Choral ohne Melodie, nur Atem.

Der Mann mit dem Schirm drehte den Kopf zu ihnen, und ich sah etwas in seiner Haltung, das fast wie Respekt war. Er sagte leise: Schön.

Dann wandte er sich wieder in unsere Richtung, als würde er wissen, dass wir da sind, obwohl die Mauer uns verdeckt.

Er sagte: Abraham.

Kein Ruf. Keine Drohung.

Ein Name, gesprochen wie ein Schlüssel, der in ein Schloss gleitet.

Ich spürte den Biss brennen, als hätte mein Hals antworten wollen. Mary drückte meinen Arm fester, als würde sie mich am Schweigen festbinden.

Der ältere Mann flüsterte: Nicht reagieren.

Der Schirmmann wartete. Stille. Wind. Summen der Schlafenden. Knistern des Feuers. Schnee, der schmilzt.

Dann sagte er: Du hast sie befreit. Du hast Fäden geschnitten. Du hast Samt verletzt. Du hast Feuer gefüttert. Und du glaubst, du bist frei.

Er ließ eine Pause, damit der Satz in uns arbeiten kann. Dann sagte er, sehr ruhig: Du schuldest mir jetzt eine Beichte.

Ich blieb still.

Er lächelte. Ich konnte es sehen, obwohl ich weit weg war. Seine Stimme wurde weicher: Sag mir nur eins. Warum rettetest du sie?

Das war die Frage. Nicht „wie“. Nicht „wo“. Warum. Er wollte den Kern. Den Satz, den man sich selbst erzählt, damit man nachts schlafen kann.

Mary flüsterte, kaum hörbar: Nicht...

Aber in mir drängte die Antwort. Nicht weil ich ihm etwas geben wollte, sondern weil ich die Antwort selbst hören musste. Und das war seine Falle: Er stellt Fragen, die du eigentlich dir selbst stellst.

Ich hielt den Atem an. Ich suchte in mir nach einem Wort, das keine Tür ist.

Dann tat der ältere Mann etwas, das ich nicht erwartet hatte.

Er stand auf.

Er trat aus dem Schatten hinter der Mauer hervor, direkt in den Hof, ins Licht des Feuers, in den Schnee, und er sagte laut, klar, ohne Höflichkeit:

Weil er schuldig ist.

Der Satz schnitt durch Wind und Summen wie eine Klinge. Die Schlafenden hielten nicht an, aber ihr Summen wankte kurz, als hätte die Luft selbst gezuckt.

Der Mann mit dem Schirm drehte den Kopf zum älteren Mann. Sein Lächeln blieb, aber es wurde schmal. Er sagte: Ach. Du sprichst für ihn.

Der ältere Mann sagte: Ich spreche die Wahrheit, damit du sie nicht aus ihm herausquetschst.

Der Schirmmann nickte langsam, als würde er eine schöne Wendung genießen. Dann hob er den Schirmgriff ein wenig, als wäre es ein Glas, das er anhebt.

Er sagte: Schuld. Ein wunderbares Wort. Es passt zu jedem Schloss.

Die Schlafenden waren jetzt nahe genug, dass ich ihre Gesichter sehen konnte. Augen offen, leer. Hände tastend. Und sie gingen nicht direkt auf das Feuer zu. Sie gingen in einem Bogen, als würden sie einen Kreis schließen.

Einen Kreis um den Hof.

Einen Kreis um uns.

Der ältere Mann sah zu mir zurück, sein Blick hart: Jetzt.

Ich verstand, ohne Erklärung. Wenn der Kreis sich schließt, ist keine Gasse mehr offen.

Ich packte Mary fester und zog sie zur Seite, nicht zurück, nicht vor – seitlich, dorthin, wo der Schnee am Rand dünner war und Matsch den Boden dunkel machte. Wir rannten nicht. Wir glitten, stolperten, kämpften. Der ältere Mann ging voran, direkt am Rand des Kreises, so nah an den Schlafenden vorbei, dass ich ihren Atem hören konnte. Sie rochen nach kalter Haut und Rauch.

Der Mann mit dem Schirm stand im Zentrum, ruhig, und sagte hinter uns, freundlich, als wäre es ein Abschiedsgruß:

Der Pakt der Dunkelheit braucht keine Unterschrift mehr. Er hat euch jetzt in Bewegung.

Und in dem Moment, als wir an einer Schlafenden vorbeidrängten, streifte ihre Hand meine Jacke.

Nur ein Hauch.

Aber ich spürte es wie eine Brandwunde.

Und ich wusste: Berührung ist der wahre Vertrag.

Der Morgengrauensieg

Die Berührung war so leicht, dass sie in einem normalen Leben nicht einmal als Berührung gilt. Ein Streifen über Stoff, ein Finger, der aus Versehen hängen bleibt. Aber in dieser Nacht war nichts aus Versehen. Der Hauch ihrer Hand an meiner Jacke fühlte sich an, als hätte jemand eine heiße Münze gegen meinen Hals gedrückt. Nicht dort, wo der Biss war, sondern überall zugleich, wie ein Signal, das durch Haut und Knochen läuft.

Mary stolperte neben mir, ich hielt sie, zog sie weiter, weg von der Stelle, an der die Schlafenden den Kreis schließen wollten. Der ältere Mann führte uns wie ein Schatten an der Mauer entlang, immer da, wo Schnee zu Matsch wurde, wo Spuren unlesbar sind. Der Wind zog den Rauch vom Feuer quer über den Hof, und für Sekunden wurden wir zu verschwommenen Formen. Das war vielleicht unsere einzige Tarnung: eine Welt, die nicht still stehen kann.

Hinter uns blieb der Mann mit dem Schirm im Zentrum, und das war unnatürlich. Jäger stehen nicht im Zentrum. Jäger folgen. Er stand, weil er nicht folgen muss. Weil er wusste, dass Kreise sich von selbst schließen.

Der ältere Mann flüsterte, ohne sich umzudrehen: Nicht nachdenken. Nicht fühlen. Geh.

Ein Satz, der unmenschlich klingt, bis man versteht, dass er uns gerade menschlich hält. Denken und Fühlen sind die Türen, die er benutzt. Gehen ist nur Bewegung.

Wir schlüpfen durch eine schmale Passage zwischen zwei Schuppen, so eng, dass Marys Schulter gegen Holz schabte. Sie keuchte leise, aber sie blieb auf den Beinen. Ihr Griff um meinen Arm war fester als zuvor. Nicht aus Kraft. Aus Panik, die sich in Muskeln verwandelt.

Die Passage führte in eine andere Gasse, tiefer, windgeschützter. Hier lag der Schnee höher, weil der Wind ihn nicht wegfegen konnte. Weißes, ehrliches Papier, das jede Spur sofort zeigt. Der ältere Mann blieb kurz stehen, scharfte mit dem Fuß, verwischte die Spuren, machte einen hässlichen, breiten Abdruckteppich, der mehr Chaos als Richtung war.

Er flüsterte: Spuren sind Wörter. Mach sie unlesbar.

Wir gingen weiter. Meine Lunge brannte von der Kälte. Marys Atem wurde rasselnd. Der Biss an meinem Hals pulsierte, als würde er auf den Rhythmus des Summens antworten, das noch immer irgendwo hinter uns schwebte. Der Chor der Schlafenden war nicht mehr nur Geräusch. Er war ein Netz, das sich über die Stadt legte.

Wir erreichten einen Punkt, wo die Gasse sich teilte. Links ein enger Durchgang mit einer niedrigen Tür. Rechts eine Treppe hinauf, Richtung einer Straße, die in schwaches Morgenlicht getaucht sein könnte, wenn es schon Morgen wäre. Aber es war noch Nacht. Und doch war da etwas am Himmel, das nicht mehr ganz schwarz war. Ein Grau, kaum sichtbar, wie ein Versprechen, das man nicht glauben will.

Der ältere Mann sah hoch. Seine Stimme war rau: Morgengrauen kommt. Das ist unsere einzige Chance.

Ich fragte leise: Warum?

Er antwortete: Weil er das Licht nicht hasst. Aber es macht ihn ungeduldig.

Ungeduldig. Ich dachte an seine Höflichkeit, an seine Pausen. Ungeduld bedeutet Fehler. Vielleicht ist das der einzige Sieg, den man hier bekommen kann: ein Fehler von ihm.

Mary flüsterte: Morgengrauen... tut weh...

Ich sah sie an. Ihr Gesicht war bleich, die Lippen rissig. Ich erkannte in ihr nicht nur Erschöpfung, sondern etwas, das tiefer sitzt: eine Erwartung von Schmerz. Als hätte sie in den Räumen unter der Stadt gelernt, dass Licht nicht tröstet, sondern brennt.

Der ältere Mann entschied sich für die Treppe nach oben. Keine Tür. Kein Innenraum. Offenheit, Wind, Risiko. Aber auch weniger Fallen. Er ging voran, nahm die Stufen schnell, aber nicht rennend. Ich folgte mit Mary.

Oben kamen wir auf eine Straße, die breiter war, mit Laternen, deren Licht jetzt sinnlos wirkte gegen das beginnende Grau. Der Schnee lag hier dünn, getreten. Spuren anderer Menschen, echte Spuren: Fischer, Arbeiter, Leute, die früh raus müssen. Die Stadt war noch nicht wach, aber sie war nicht mehr tot.

Das änderte etwas. Nicht viel, aber genug, dass ich es spürte: In einer belebten Welt ist es schwieriger, eine Bühne zu bauen, ohne dass jemand das Gerüst sieht.

Der ältere Mann führte uns nicht Richtung Hafen, nicht Richtung Kirche. Er führte uns zu einem kleinen Platz mit einem alten Brunnen in der Mitte. Der Brunnen war eingefroren, eine weiße Scheibe oben, und darüber hing ein Tau, steif vor Frost. Kein Wasser. Nur Eis. Und auf dem Rand des Brunnens lag etwas, das nicht dorthin gehörte.

Ein Stück Samt.

Schwarz.

Wie ein Stück Nacht auf Schnee.

Mary erstarrte. Ihr Griff wurde so fest, dass es weh tat. Sie flüsterte: Nein...

Der ältere Mann sah den Samt und fluchte leise. Er sagte: Er ist vor uns.

Natürlich. Immer.

Das Samtstück war nicht groß, vielleicht die Größe einer Hand. Und darauf lag etwas, das im grauen Licht sofort auffiel: ein Messer.

Nicht versteckt. Nicht drohend erhoben. Einfach dort abgelegt, als wäre es ein Geschenk. Die Klinge war sauber, der Griff dunkel. Ein Messer im Samt, mitten im Schnee.

Ein Symbol, das lauter schreit als jedes Tippen.

Der ältere Mann blieb stehen, einen Schritt entfernt, als wäre der Brunnenrand eine Grenze. Er sagte leise: Nicht anfassen.

Ich sah das Messer an und spürte mein eigenes Messer in der Hand, verborgen, warm vom Griff. Zwei Messer. Ein Spiegel. Eine Einladung.

Mary flüsterte: Er will... dass du tauschst.

Ich fragte, ohne sie anzusehen: Was passiert, wenn ich es tue?

Sie schüttelte den Kopf. Tränen liefen jetzt wirklich, dünne Linien, die auf der kalten Haut fast sofort erstarrten. Sie flüsterte: Dann bist du... nicht mehr du.

Der ältere Mann starrte auf den Brunnen. Dann sagte er etwas, das mich überraschte: Der Brunnen ist eine Tür.

Ich sah ihn an. Er deutete auf die Eisfläche. Auf das Tau. Auf den Samt.

Er sagte: Er legt seine Dinge immer an Übergänge. Ein Brunnen ist ein Übergang, auch wenn er gefroren ist. Unter Eis ist Tiefe.

Ich schluckte. Tiefe. Wieder Tiefe.

Und dann hörte ich es.

Nicht Tippen.

Nicht Summen.

Ein Geräusch, das viel gefährlicher war, weil es alltäglich klang: Schritte auf Stein. Mehrere. Echte Schritte. Menschen.

Am Rand des Platzes tauchten zwei Männer auf, Arbeiter vielleicht, dicke Mäntel, Mützen. Sie sahen das Messer nicht sofort. Sie sahen uns. Drei Gestalten, eine Frau, die kaum steht, ein älterer Mann, der aussieht, als hätte er die Nacht im Boden verbracht, und ich, mit zu blassem Gesicht.

Einer der Arbeiter rief: Alles in Ordnung?

Der Satz war so normal, dass er wie ein Schlag war. Normalität ist hier eine Waffe, weil sie dich glauben lässt, du könntest einfach antworten und alles wird gut.

Der ältere Mann sagte sofort, ruhig, nicht zu laut: Gehen Sie weiter.

Der Arbeiter zögerte. Sein Blick fiel auf den Samt. Auf das Messer. Seine Stirn runzelte sich.

Und in dem Moment, als er das Messer sah, änderte sich sein Gesicht. Nicht aus Angst. Aus... Interesse. Neugier. Wie ein Mensch, der etwas Wertvolles sieht.

Der zweite Arbeiter machte einen Schritt zum Brunnen.

Mary flüsterte: Nicht...

Ich spürte, wie der Biss an meinem Hals brannte. Als würde er den Blick des Arbeiters fühlen.

Der ältere Mann packte meinen Arm und zischte: Siehst du? Er baut seine Bühne mit Leuten, die keine Ahnung haben.

Der Mann beim Brunnen streckte schon die Hand aus, um das Messer zu nehmen.

Und ich wusste: Wenn er es nimmt, beginnt eine neue Szene. Eine Szene, die wir nicht kontrollieren.

Ich trat vor, schneller als ich dachte, und sagte laut, klar, ganz normal: Nicht anfassen. Es ist... heiß.

Ein absurdes Wort, aber es war das erste, das kam. Heiß. Feuer im Schnee. Ein Widerspruch, der neugierige Hände manchmal stoppt, weil niemand sich gern verbrennt.

Der Arbeiter hielt inne, seine Hand in der Luft. Er blinzelte. Sein Blick wurde kurz unsicher.

Der ältere Mann nutzte das, packte Mary fester, zog sie zurück. Ich blieb zwischen Brunnen und den Männern stehen.

Und dann hörte ich, ganz nah am Ohr, obwohl niemand hinter mir war, eine Stimme, leise, freundlich:

Guten Morgen, Abraham.

Das Morgengrauen war da. Und mit ihm seine Stimme. Ungeduldig nah.

Seine Stimme am Ohr war so sanft, dass sie fast wie ein eigener Gedanke klang. Genau das machte sie gefährlich. Wenn eine Stimme nicht mehr von außen kommt, sondern in dir sitzt, weißt du irgendwann nicht mehr, welche Sätze du selbst formulierst und welche dir nur hingelegt werden.

Guten Morgen, Abraham.

Ich reagierte nicht. Kein Blick nach hinten. Kein Zucken. Ich zwang meinen Körper zur Normalität, weil Normalität in diesem Moment mein einziger Schild war. Vor mir standen die beiden Arbeiter, noch unsicher, noch menschlich. Hinter mir war der Brunnen, das Messer im Samt, und irgendwo – nicht sichtbar – er.

Der Arbeiter mit der ausgestreckten Hand zog sie langsam zurück, als hätte er sich gerade an etwas Peinlichem ertappt. Er fragte wieder, leiser: Heiß? Wie soll—

Ich schnitt ihm nicht das Wort ab. Schneiden ist wieder Gewalt. Ich sagte ruhig: Lassen Sie's. Es ist nicht Ihres. Gehen Sie nach Hause.

Der zweite Arbeiter runzelte die Stirn, als würde er meinen Ton nicht mögen. Er sah Mary, sah den älteren Mann, sah mich. In seinem Blick war der Impuls, Verantwortung zu übernehmen. Und Verantwortung ist das einfachste Werkzeug, um Menschen in eine Falle zu führen. Man muss ihnen nur ein Gefühl geben, dass sie helfen müssen.

Er sagte: Die Frau ist verletzt. Wir können—

Mary hob den Kopf, gerade genug, dass die Männer ihr Gesicht sehen konnten. Ihre Lippen zitterten, aber sie schaffte ein Wort, trocken, klar: Nein.

Nur dieses Nein. Kein Drama. Keine Erklärung. Ein Nein, das etwas in der Luft änderte, weil es nicht verhandelte. Die Arbeiter zögerten. In ihrem Zögern lag ein kurzer Moment Freiheit.

Der ältere Mann nutzte ihn. Er flüsterte mir zu: Weg vom Brunnen. Jetzt.

Ich nickte kaum sichtbar. Ich trat einen Schritt zur Seite, weg vom Brunnenrand, und gab dem älteren Mann Raum, Mary zu ziehen. Wir bewegten uns nicht hastig, sondern wie Menschen, die einfach woanders hingehen, weil sie einen Termin haben. Keine Fluchtbewegung. Nur ein Spaziergang, der an der falschen Stelle zu schnell wird.

Die Arbeiter sahen uns nach. Der erste sah wieder zum Messer. Ich sah es in seinen Augen: Das Objekt zog ihn mehr als unser Drama. Das war die eigentliche Gefahr. Nicht, dass er uns hilft. Dass er seine Neugier mitnimmt. Neugier ist ein Schlüssel, den er in fremde Taschen steckt.

Die Stimme am Ohr flüsterte: Du hast gelernt, wie man die Menge benutzt.

Ich presste die Zähne zusammen und sagte nichts.

Wir waren schon zwei, drei Schritte weg, als der zweite Arbeiter doch noch dem Brunnen näher kam. Nicht zum Messer. Zum Tau. Er packte das steife Seil und zog daran, aus reinem Instinkt, weil man an einem Brunnen zieht, wenn man wissen will, ob er fest ist.

Das Tau spannte sich. Der gefrorene Brunnenrand knirschte.

Und dann hörte ich ein Geräusch, das nicht zum Tau gehörte: ein dumpfes Knacken, tief, wie Eis, das nachgibt.

Der Arbeiter zuckte zurück. Er lachte nervös, als wäre das nur ein Geräusch. Er sagte: Verdammtes Eis...

Mary erstarrte. Ihre Hand krallte sich in meinen Ärmel. Sie flüsterte, so leise, dass ich es eher fühlte als hörte: Nicht... öffnen...

Der ältere Mann blieb stehen, und ich spürte, wie seine ganze Haltung sich verhärtete. Er starrte auf die Eisfläche des Brunnens. Dann sah er mich an und sagte einen Satz, der mich kalt machte:

Das ist kein Brunnen. Das ist ein Deckel.

Ein Deckel. Wieder dieses Wort. Klappen. Deckel. Luken. Übergänge, die so tun, als wären sie etwas anderes.

Der Arbeiter zog noch einmal am Tau, stärker. Das Eis knirschte lauter. Ein feiner Riss zog sich über die weiße Fläche, wie eine Ader.

Der erste Arbeiter sah das Messer im Samt endlich richtig. Sein Gesicht hellte sich auf, als hätte er gerade etwas gefunden. Er griff danach.

In dem Moment war es vorbei mit Normalität.

Der ältere Mann zischte: Nein!

Er sprang nicht. Er ging schnell, direkt. Aber der Schirmmann war schneller – nicht körperlich, sondern im Takt der Szene. Es war, als hätte das Messer darauf gewartet, dass eine fremde Hand es berührt.

Als der Arbeiter die Klinge anfasste, flackerte das Licht um den Brunnenrand. Nicht wie Feuer, eher wie ein Spiegel, der kurz Sonne fängt. Und der Arbeiter hielt inne, als hätte etwas seine Hand festgeklemmt. Seine Finger schlossen sich um den Griff, aber sein Arm bewegte sich nicht mehr.

Sein Blick wurde leer, nur für einen Augenblick. Dann öffnete sich sein Mund, und er sagte einen Satz, der nicht von ihm war:

Beichte.

Ich spürte, wie mir der Magen nach unten rutschte. Das Wort, immer wieder. Aber aus einem fremden Mund klingt es noch schlimmer. Wie ein Virus.

Mary flüsterte: Er nimmt... Stimmen...

Der zweite Arbeiter ließ das Tau los und starrte seinen Kollegen an, verwirrt. Dann blickte er zu uns. Er sah Angst. Und Angst ist ansteckend.

Der ältere Mann packte Mary und zog sie weiter weg, aber ich blieb stehen. Nicht aus Mut. Aus Notwendigkeit. Jemand musste das Messer vom Brunnen weg bekommen, bevor es das Eis endgültig öffnet. Jemand musste verhindern, dass der Deckel aufgeht.

Ich spürte das eigene Messer in meiner Hand, verborgen. Ich dachte an den Schnitt im Samt. Samt vergisst nicht.

Die Stimme am Ohr sagte sanft: Du willst gewinnen. Hier ist dein Sieg. Nimm es.

Ein Angebot. Ein Tausch. Sein Messer im Samt gegen mein Messer in der Hand. Oder gegen etwas anderes. Vielleicht gegen einen Namen.

Ich ging langsam zurück zum Brunnen, die Hände sichtbar, als würde ich beruhigen. Der Arbeiter mit dem Messer stand wie erstarrt, seine Augen glasig. Der zweite Arbeiter machte einen Schritt zurück, weil er nicht verstand, was er sieht.

Ich sagte laut, ganz normal, zu dem zweiten: Hol Hilfe. Jetzt. Lauf.

Er zögerte. Dann sah er Mary, sah den älteren Mann, sah den Riss im Eis. Und plötzlich entschied er sich für das, was Menschen in solchen Momenten oft tun: er rannte. Weg. Nicht um zu helfen, sondern um sich zu retten. Aber Weglaufen war gut. Weniger Publikum.

Ich stand jetzt direkt am Brunnen.

Der Riss im Eis war da, dünn, aber wach. Das Tau hing darüber, gespannt. Das Messer im Samt lag nicht mehr ruhig. Es war in der Hand des Arbeiters, und diese Hand gehörte nicht mehr ihm.

Ich sagte zu ihm, leise: Lass los.

Er blinzelte nicht. Er sagte mit fremder Stimme: Sag warum.

Ich presste die Zähne zusammen. Er benutzte ihn als Mund. Er wollte mich zwingen, die Beichte doch zu liefern.

Marys Flüstern hallte in mir: Sag nichts.

Also sagte ich nichts. Nicht als Trotz. Als Strategie.

Ich zog stattdessen mein eigenes Messer heraus. Nicht drohend. Nur sichtbar. Die Klinge blieb matt im Morgenlicht. Ich hielt sie nicht gegen den Arbeiter. Ich hielt sie gegen den Samt.

Der Samtstreifen am Brunnenrand lag noch da, unter dem Messer. Ich setzte die Spitze an den Stoff und schnitt ihn durch.

Ein kleiner Schnitt.

Der Samt gab nach.

Und der Arbeiter zuckte, als hätte ich ihm in die Hand geschnitten, obwohl ich ihn nicht berührt hatte. Seine Finger öffneten sich einen Hauch. Das Messer wackelte.

Ich verstand: Samt ist die Verbindung. Der Stoff ist die Leine. Wenn ich den Samt trenne, trenne ich seinen Zugriff.

Ich schnitt weiter, schnell, sauber. Der Samt riss in zwei Teile. Das Messer im Arbeitergriff wurde plötzlich schwer, als hätte es seinen Zauber verloren. Der Arbeiter starrte auf seine Hand, verwirrt, und ließ das Messer fallen.

Es klirrte auf Stein.

Ein echtes Geräusch. Metall, real.

In dem Moment hörte ich es hinter mir im Schnee: ein leises Tippen.

Der Schirmmann war da.

Nicht am Ohr. Im Raum.

Ich drehte mich nicht sofort. Ich starrte auf den Riss im Eis. Der Riss hatte sich verbreitert. Der Deckel war schwächer geworden. Und aus dem schmalen Spalt im Eis stieg ein Hauch warmer Luft auf, unnatürlich warm, als käme sie aus einem Keller, der seit Stunden atmet.

Die Stimme hinter mir sagte, freundlich, aber dünn: Sehr schön. Du hast meinen Samt verletzt. Wieder.

Ich spürte Marys Griff nicht mehr. Sie war weiter weg. Allein am Brunnen war ich jetzt der einzige warme Punkt.

Und genau da, in diesem Morgenlicht, verstand ich, was der Morgengrauensieg bedeutet: Es ist kein Triumph über ihn. Es ist nur der Moment, in dem du ihm zum ersten Mal einen Preis abnimmst.

Ich hob mein Messer nicht.

Ich hob stattdessen den Blick.

Nicht in den Spiegel. Nicht in das Eisloch.

In den Himmel.

Ein Streifen Grau wurde heller.

Morgengrauen.

Der Himmel über den Dächern hatte die Farbe von altem Zinn, und doch wurde er heller. Nicht schnell. Nicht dramatisch. Morgengrauen ist kein Scheinwerfer. Es ist ein langsames Zugeständnis der Welt, dass die Nacht nicht alles behalten darf.

Ich stand am Brunnen, das Messer in der Hand, und spürte die warme Luft, die aus dem Riss im Eis stieg. Warm in einer Stadt, in der alles kalt war, war ein Verrat. Es roch nicht nach Rauch, nicht nach Meer. Es roch nach innen. Nach Keller. Nach dem gleichen süßen Eisen, das mich schon durch die Nacht begleitet hatte. Als hätte die Tiefe jetzt beschlossen, sich bemerkbar zu machen.

Hinter mir war das Tippen im Schnee, dicht genug, dass ich den Rhythmus fühlen konnte. Kein hastiges Tippen. Ein höfliches. Als würde er sagen: Ich bin da, und du bist nicht allein.

Seine Stimme kam ruhig: Du hast einen Arbeiter gerettet, ohne ihn retten zu wollen. Du bist voller Widersprüche, Abraham. Das macht dich nützlich.

Ich drehte mich langsam um. Nicht aus Angst. Aus Entscheidung. In dieser Szene wollte ich bestimmen, wann ich ihn sehe.

Er stand ein paar Schritte entfernt, im Schnee, der Schirm geschlossen, der Griff mit dem gesprungenen Spiegel genau auf Augenhöhe. Das Morgenlicht machte aus ihm keine Bedrohung im Schatten. Es machte ihn deutlicher. Ein Mann, sauber, zu ruhig, zu passend in keiner Umgebung. Die Art von Mensch, die nicht friert.

Er lächelte leicht. Das Lächeln war nicht spöttisch. Es war das Lächeln eines Mannes, der glaubt, dass alles genau so läuft, wie es laufen muss.

Ich sagte nichts.

Er deutete mit dem Schirm auf den Brunnen. Der Riss im Eis zog sich weiter, fein, wie eine Linie, die von selbst geschrieben wird. Er sagte: Du hast den Deckel geöffnet, obwohl du ihn schließen wolltest.

Ich presste den Griff des Messers fester, bis meine Hand schmerzte. Schmerz ist ein kleiner Anker. Ich antwortete: Ich habe nur Stoff geschnitten.

Er nickte, als würde er das gelten lassen. Dann sagte er: Stoff ist hier mehr als Stoff. Du weißt das inzwischen.

Ich hörte hinter mir Schritte, echte Schritte, und drehte den Kopf nur kurz. Der ältere Mann kam mit Mary zurück, langsam, sie stützte sich auf ihn. Sie sah blasser aus als eben, aber in ihrem Blick war jetzt etwas anderes: ein starres, waches Wissen. Als hätte der Schnitt im Faden ihr nicht alles genommen, aber genug, um wieder sie selbst zu sein.

Sie blieb stehen, nicht zu nah am Brunnen. Ihre Augen gingen nicht zum Eis. Sie gingen zu ihm.

Sie flüsterte, mehr für mich als für ihn: Nicht reden.

Der Schirmmann sah sie, und ich merkte an seinem Blick, dass er sie jetzt anders sah. Nicht nur als Klausel. Als bewegliches Teil, das gerade wieder funktionierte.

Er sagte freundlich: Mary. Du siehst besser aus.

Mary antwortete nicht. Sie presste nur die Lippen zusammen. Ihr Schweigen war nicht Angst. Es war Trotz.

Das Morgenlicht wurde ein wenig stärker. Der Schnee bekam Konturen. Der Samt auf dem Brunnenrand lag in zwei getrennten Stücken, wie ein zerschnittenes Band. Das Messer, das der Arbeiter fallen gelassen hatte, lag auf dem Stein, unschuldig. Der Arbeiter selbst war verschwunden, weggerannt oder um die Ecke gestolpert, und ich war froh darüber. Weniger Zeugen, weniger Opfer.

Der Schirmmann machte einen Schritt näher. Sein Schirm tippte, und dabei berührte die Spitze genau eine Stelle im Schnee, als hätte er sich vorher entschieden, wo er stehen will. Er sagte: Das ist der Teil, an dem du glaubst, du kannst gewinnen, weil es hell wird.

Ich schwieg.

Er lächelte. Dann sagte er den Satz, der wie eine Klinge ohne Metall war: Du hast recht.

Der ältere Mann neben Mary erstarrte. Ich spürte, wie mein Nacken sich anspannte. Zustimmung ist hier gefährlicher als Drohung. Drohungen kann man hassen. Zustimmung kann man glauben.

Er sagte: Morgengrauen macht manche Dinge schwerer. Nicht unmöglich. Schwerer. Und Schwerer bedeutet... teuer.

Ich hielt das Messer tiefer, nicht als Angriff, eher als Erinnerung an mich selbst. Ich dachte an den Schnitt im Samt. An das kurze Einziehen von Luft, das nicht gespielt war. Er hatte

reagiert. Er hatte wirklich reagiert. Morgengrauen machte ihn dünner. Nicht schwach. Aber weniger vollständig.

Mary flüsterte, heiser: Jetzt.

Der ältere Mann verstand es ebenfalls. Er griff in seine Jacke und zog etwas hervor, das ich zuvor nicht gesehen hatte: eine kleine Glasflasche. Kein Etikett. Nur klares Glas mit einer dunklen Flüssigkeit.

Er hielt sie nicht hoch wie eine Waffe. Er hielt sie wie eine Möglichkeit. Dann flüsterte er: Das ist Öl. Lampenöl. Wenn das Feuer ihn wach macht, macht Öl ihn sichtbar.

Ich verstand nicht sofort. Dann sah ich den Brunnenrand. Den Riss. Die warme Luft, die hochkam. Ein Deckel, der auf ist. Eine Tiefe darunter. Wenn man Öl auf Eis gießt und es entzündet... Feuer auf Eis. Feuer im Schnee. Ein Licht, das nicht flackert wie Flamme, sondern brennt wie eine Linie.

Eine Markierung, die nicht aus Worten besteht.

Mary flüsterte: Kein... Blut. Nur... Licht.

Der Schirmmann bemerkte die Flasche. Sein Lächeln wurde schmäler. Er sagte, höflich: Das ist eine schlechte Idee.

Der ältere Mann antwortete: Genau deshalb.

Er ging zum Brunnenrand, schnell, bevor der Schirmmann eingreifen konnte. Der Schirmmann hob den Schirm minimal, als würde er nachdenken, ob er ihn benutzen muss. Aber Morgengrauen hielt ihn einen Atemzug lang zurück, als wäre er nicht mehr ganz sicher, welche Regeln gelten.

Der ältere Mann goss das Öl auf das Eis.

Die dunkle Flüssigkeit breitete sich aus wie ein Fleck in Schnee, nur dass es auf Eis glitt, sich in den feinen Riss zog, hineinsickerte. Der Geruch stieg auf, scharf, chemisch, anders als Blut, anders als Rauch. Ein moderner Geruch in einer alten Nacht.

Der Schirmmann sagte, nicht mehr ganz freundlich: Stopp.

Der ältere Mann hörte nicht auf. Er goss weiter, sparsam, zielgerichtet, bis das Öl eine dünne Linie bildete, die dem Riss folgte. Ein Netz aus Dunkelheit auf Weiß.

Ich sah Mary an. Sie nickte kaum sichtbar.

Ich verstand: Wir machen aus dem Riss eine Fackel. Wir zwingen die Tiefe, sich zu zeigen. Nicht durch Worte. Durch Licht.

Ich zog mein Messer über die Klinge – und dann begriff ich, dass ich kein Streichholz habe. Kein Feuerzeug. Natürlich nicht. Hier unten ging es nie um diese einfachen Dinge. Aber das Feuer war nicht weit. Die Stadt hatte Rauch. Und im Schnee lag ein Stück glimmendes Holz vom Brandplatz? Nein.

Der ältere Mann hatte etwas anderes getan. Als er die Flasche wegsteckte, zog er aus seiner Tasche ein kleines Zündholzbriefchen, als wäre es die banalste Sache der Welt. Er riss ein Streichholz heraus.

Der Schirmmann machte einen Schritt vor, und ich spürte, wie die Luft um uns kälter wurde, als hätte er beschlossen, wieder vollständig zu sein. Er sagte: Das wird dich kosten.

Der ältere Mann sah ihn an, müde, und sagte: Alles kostet.

Er rieb das Streichholz an.

Es flammte auf, klein, gelb, lebendig. Ein winziges Feuer, das im Morgengrau wie ein Auge wirkte.

Mary atmete scharf ein. Ich spürte, wie mein Hals brannte, als würde der Biss das Feuer schmecken.

Der ältere Mann warf das brennende Holz auf das Öl.

Für einen Moment geschah nichts.

Dann zog die Flamme die Linie entlang, schnell, wie eine Zunge, die einem Riss folgt. Feuer lief über Eis. Ein unmögliches Bild, das doch sofort Sinn ergab, weil Öl keine Moral hat. Es brannte, und das Brennen machte aus dem Riss ein leuchtendes Netz.

Das Eis knirschte. Der Riss öffnete sich weiter. Warmes, fauliges Luft brach heraus, jetzt stärker. Und aus der Tiefe kam ein Geräusch, das nicht menschlich war, aber auch nicht tierisch.

Ein tiefes, vibrierendes Seufzen, als würde etwas unter dem Brunnen aufwachen und sich strecken.

Der Schirmmann trat zurück. Nicht viel. Einen halben Schritt. Aber es war ein Schritt.

Und dieser halbe Schritt war der Morgengrauensieg.

Nicht, weil wir ihn besiegt hatten.

Weil wir ihn gezwungen hatten, zu reagieren, ohne zu lächeln.

Mary flüsterte, fast triumphierend, aber ohne Freude: Siehst du?

Ich sah.

Nicht in einen Spiegel.

In Feuer, das über Schnee läuft.

Stille nach dem Biss

Das Feuer auf dem Eis war kein loderndes Inferno. Es war eine Linie. Eine leuchtende Narbe, die sich über die weiße Fläche zog und den Riss sichtbar machte, als wäre die Welt selbst aufgeschnitten worden. Die Flammen sprangen schnell, jagten über das Öl, züngelten an den Bruchkanten des Eises, und wo sie brannten, dampfte es. Dampf stieg auf, grauweiß, und verschluckte den Brunnenrand in kurzen, hektischen Atemzügen.

Der Schirmmann trat zurück. Nur ein halber Schritt, kaum mehr als eine Korrektur. Doch in dieser Nacht war ein halber Schritt ein Geständnis. Er tat so, als wäre es freiwillig. Er ließ den Schirm stockstill in seiner Hand, als würde er nicht weichen, sondern nur Platz machen, damit wir die Szene besser sehen. Aber ich hatte es gesehen: den Reflex.

Mary klammerte sich an den älteren Mann, und ich sah, wie sie zitterte. Nicht vor Kälte. Vor dem, was sich unter dem Eis regte. Vor dem Geräusch aus der Tiefe, diesem vibrierenden Seufzen, das in der Brust zu sitzen schien und nicht in den Ohren.

Das Feuer lief aus, als das Öl verbraucht war. Die Linie verglomm, wurde zu glimmenden Punkten, dann zu Rauch. Aber der Riss blieb offen. Das Eis war nicht mehr Deckel. Es war nur noch ein Rahmen.

Die warme Luft, die herausströmte, war widerwärtig. Sie roch nach abgestandenem Keller, nach nasser Erde und dem süßen Eisen, das mich seit Stunden verfolgt. Und darin lag noch etwas anderes, das mich sofort an den Biss erinnerte: ein bitterer Geruch, wie kalte Asche. Als hätte jemand verbrannt, ohne zu brennen.

Mary flüsterte, heiser: Jetzt... hört er.

Der Schirmmann lächelte nicht. Er sagte nichts. Das war neu. Er stand da und betrachtete den offenen Riss, als würde er prüfen, ob wir etwas beschädigt haben, das er nicht beschädigt sehen wollte.

Der ältere Mann zog Mary einen Schritt zurück, weg vom Brunnen. Er sagte leise: Nicht zu nah. Wenn es offen ist, zieht es.

Zieht. Wieder dieses Wort. Alles zog in dieser Nacht: Schlüssel, Stimmen, Wärme, Augen. Und jetzt zog die Tiefe.

Ich spürte es am Hals. Der Biss brannte wieder stärker, als hätte er einen Resonanzraum gefunden. Nicht Schmerz allein. Ein Ruf. Ein Ziehen nach unten, als wäre mein Blut ein Seil, das jemand unten straff zieht.

Ich presste zwei Finger an die Wunde, nicht um sie zu stoppen, sondern um mich zu verankern. Es half nicht. Der Ruf kam nicht aus der Haut. Er kam aus mir.

Mary sah mich an. Ihr Blick war klarer als zuvor, und genau deshalb erschreckender. Sie sagte, flüsternd, aber deutlich: Du spürst es.

Ich wollte lügen. Lügen ist manchmal eine Form von Schutz. Aber hier unten – oder hier oben, es fühlte sich gleich an – war jede Lüge nur ein neues Material für ihn.

Also schwieg ich.

Der ältere Mann sagte rau: Er hat dich markiert. Der Biss ist nicht nur Wunde. Er ist eine Adresse.

Der Schirmmann hob den Kopf und sah uns an. Sein Gesicht war ruhig, aber sein Blick war jetzt dünn, gespannt, als hätte sich etwas in der Luft verschoben, das er nicht gerne kontrolliert. Er sagte schließlich, sehr höflich: Ihr habt etwas geöffnet, das nicht für euch bestimmt war.

Ich hörte Mary ein kurzes, bitteres Lachen ausstoßen, mehr Luft als Ton. Sie sagte: Nichts ist für uns bestimmt.

Der Schirmmann nickte, als würde er das gelten lassen. Dann sagte er: Und doch folgt ihr immer dem, was euch bestimmt.

Sein Blick ging auf mich. Nicht auf Mary. Nicht auf den älteren Mann. Auf mich.

Er sagte leise: Stille nach dem Biss. Das ist der Moment, in dem du zuhörst, Abraham. Nicht mir. Dir.

Ich merkte, wie meine Hände zitterten. Nicht vom Wind. Vom inneren Drang, zu antworten. Die Beichte saß mir im Hals wie ein Knochen, den man nicht schlucken kann.

Mary flüsterte: Nicht.

Der ältere Mann trat einen Schritt zwischen mich und den Schirmmann, als könne er damit etwas blockieren, das keine Form hat. Er sagte: Lass ihn.

Der Schirmmann lächelte wieder, aber nur mit dem Mund, nicht mit den Augen. Er sagte: Ich lasse ihn. Ich lasse ihn immer. Das ist das Schöne.

Das Eis knirschte.

Nicht am Rand. Aus dem Riss selbst. Als würde etwas von unten gegen die Bruchkante drücken. Nicht mit Gewalt. Mit Beharrlichkeit.

Ein Stück Eis brach ab und fiel hinein. Es klatschte nicht ins Wasser. Es fiel... länger. Ein dumpfes Geräusch, weit unten, und dann Stille.

Stille, die nicht beruhigt. Stille, die wartet.

Mary presste die Hand an ihren Hals. Sie atmete schnell. Ihre Augen wurden groß. Sie flüsterte: Es... steigt.

Der ältere Mann fluchte leise und zog Mary noch weiter zurück. Ich blieb stehen, wie festgenagelt, weil der Biss in meinem Hals genau in diesem Moment stärker zog, als würde er mich über den Brunnenrand lehnen wollen. Ich machte einen Schritt zurück, zwang mich, nicht nachzugeben.

Der Schirmmann sagte, fast freundlich: Du musst dich nicht fürchten. Es kennt dich.

Das war der Satz, der mir den Magen umdrehte. Es kennt dich. Nicht er. Es. Das, was Türen will. Das, was unter dem Eis atmet.

Ich sagte, gegen meinen Willen, kaum hörbar: Was ist es?

Der Schirmmann hob den Schirmgriff ein wenig, als würde er auf eine unsichtbare Bühne deuten. Er sagte: Das Ende deiner Ausreden.

Und aus dem Riss kam eine Hand.

Nicht wie eine Schlafendenhand, tastend. Nicht menschlich normal. Lang, blass, mit Fingern, die zu ruhig waren. Sie griff nicht nach oben. Sie legte sich nur auf die Bruchkante, als würde sie prüfen, ob der Stein noch trägt. Dann kam eine zweite Hand.

Und mit den Händen kam kein Kopf. Kein Gesicht. Nur dieses Gefühl, dass etwas sich langsam herausarbeitet, ganz ohne Eile, weil Eile nur für die ist, die sterben können.

Mary wimmerte, ein leises Geräusch, das sofort vom Wind weggeblasen wurde. Der ältere Mann zog sie fast weg, stützte sie, flüsterte: Nicht hinsehen.

Aber meine Augen klebten am Riss, weil ich spürte: Der Biss in mir will es sehen.

Die Hand am Eis bewegte sich, und im Morgenlicht glitt etwas Dunkles über die Haut.

Samt.

Ein Stück Samt, um das Handgelenk gebunden, wie eine Manschette.

Ein Pakt, der keine Unterschrift braucht.

Der Samt am Handgelenk war das schlimmste Detail, weil er die Szene mit einem einfachen, vertrauten Material verknüpfte. Kein Mythos, kein fremdes Zeichen. Nur Stoff. Der gleiche schwarze Stoff, der Geräusche schluckt, der Klingen verschweigt, der Namen trägt wie Fäden. Wenn sogar das, was aus der Tiefe kommt, Samt trägt, dann ist Samt nicht mehr Kulisse. Dann ist er Gesetz.

Der ältere Mann zog Mary weiter zurück, bis sie fast an der Mauer stand. Marys Füße rutschten im Schnee, sie keuchte, und ihre Hand blieb am Hals, als könnte sie damit verhindern, dass etwas in ihr antwortet. Ihre Augen waren auf den Riss gerichtet, aber sie blinzelte nicht. Sie sah nicht aus Neugier. Sie sah, weil Angst manchmal ein Zwang ist.

Ich stand noch immer einen Schritt zu nah. Ich spürte es, aber mein Körper war widerspenstig. Der Biss brannte, als hätte er ein zweites Feuer bekommen. Nicht außen. Innen. Ein heißer Punkt, der jedes Mal pulsiert, wenn die Hand sich bewegt. Als würde mein Blut auf eine Frequenz reagieren, die nur es hört.

Der Schirmmann sagte leise: Spürst du es? Das ist die Stille nach dem Biss. Der Moment, in dem du nicht mehr fliehen kannst, weil das, wovor du fliehst, in dir antwortet.

Ich wollte ihm nicht glauben. Ich wollte ihm nie glauben. Aber ich spürte, dass seine Worte diesmal nicht nur Manipulation waren. Sie waren Beschreibung. Und genau das machte sie gefährlich.

Die Hand am Riss spannte sich, zog, und das Eis knirschte, als würde es protestieren. Dann kam ein Unterarm, blass, glatt, zu makellos. Kein Dreck, keine Erde, kein Wasser. Als wäre das Ding nicht aus einem Brunnen gekrochen, sondern aus einem Raum, der sauber gehalten wird. Sauberkeit ist hier immer ein Zeichen von Kontrolle.

Ein zweiter Unterarm folgte. Beide Hände griffen nun nach der Bruchkante, aber nicht krampfhaft. Sie legten sich hin, wie jemand, der sich aufstützt, um langsam aufzustehen.

Mary flüsterte, kaum hörbar: Nicht... schauen...

Der ältere Mann knurrte: Weg. Jetzt.

Aber wohin? Wir standen auf einem Platz. Offener Schnee. Aufmerksamkeitslicht. Jede Richtung war sichtbar. Und das Ding brauchte nicht zu rennen. Es hatte Zeit. Und er hatte Zeit.

Der Schirmmann trat einen Schritt zur Seite, nicht weg, eher aus Respekt, als würde er dem, was da hochkommt, Platz machen. Er sagte nicht „es“. Er sagte: Er.

Er sagte: Guten Morgen.

Das traf mich fast mehr als die Hände. Wenn der Schirmmann es begrüßt, dann ist es kein Unfall. Dann ist das hier nicht unsere Falle. Dann ist das seine Tür, und wir haben sie geöffnet.

Das Ding – er – zog sich weiter hoch. Ein Oberkörper erschien, aber noch kein Gesicht. Der Rücken war unter einem dunklen Mantel, der wie Samt wirkte, aber nicht ganz. Zu schwer, zu matt. Vielleicht war es nur die Art, wie das Morgengrau Stoff macht.

Dann kam der Kopf.

Er war nicht grotesk. Das war das Problem. Er war... beinahe normal. Ein Mann. Blass, ja, aber nicht wie ein Kranker, eher wie jemand, der nie Sonne sieht, weil er sie nicht braucht. Die Augen waren offen, und ich erkannte sofort, dass sie nicht „leer“ waren wie die der Schlafenden. Sie waren wach. Hell. Und sie sahen mich, ohne suchend zu wirken.

Er lächelte nicht. Er sah mich an, als würde er mich erinnern.

Und in diesem Blick passierte etwas in mir: Der Biss brannte scharf, und für einen Moment hörte ich ein Geräusch, das nur in meinem Kopf existierte – ein leises Klicken, wie ein Schloss, das einrastet.

Mary stöhnte, als hätte sie es auch gespürt. Sie flüsterte: Nein...

Der ältere Mann riss den Blick von dem Wesen los und sah mich an. Sein Gesicht war plötzlich sehr ernst, sehr alt. Er sagte leise: Nicht antworten. Egal was du fühlst. Nicht antworten.

Der Mann aus dem Riss richtete sich nun vollständig auf den Brunnenrand. Der Schnee unter seinen Füßen schmolz nicht. Das war auffällig. Er stand auf Kälte, und die Kälte blieb.

Er trug etwas um den Hals – kein Schal, kein Kragen. Einen Streifen Samt, eng, wie ein Band. Und in diesem Band glitzerte etwas, das im Morgengrau fast nicht auffiel: ein kleiner, heller Knochenanhänger.

Ein Schlüsselstück.

Mein Magen krampfte. Der Knochenschlüssel. Der Splitter. Das Stück, das die Frau aus sich gezogen hatte. Alles Teile. Und dieses Ding trug einen Teil wie Schmuck.

Der Schirmmann sagte höflich: Er ist bereit.

Der Mann vom Brunnen sagte nichts. Seine Stimme kam nicht. Oder er brauchte sie nicht. Stattdessen hob er langsam eine Hand und deutete auf mich. Kein dramatisches Zeigen. Ein simples, präzises Richtungsgeben.

Und in mir antwortete der Biss wie ein Tier, das seinen Namen hört. Mein Körper wollte einen Schritt vor machen. Ein Schritt in den Kreis. Ein Schritt in den Riss.

Ich blieb stehen, weil ich mich festhielt an dem einzigen, was ich kontrollieren konnte: meinen Füßen. Ich drückte sie in den Schnee, als müsste ich die Erde überzeugen, mich zu halten.

Mary flüsterte, verzweifelt: Abraham...

Der Schirmmann lächelte. Er sagte: Sie hat deinen Namen gesagt. Sie hat die Tür geöffnet.

Mary schluckte, erschrocken über das eigene Wort, als hätte sie gerade einen Fehler gemacht, den sie nicht zurücknehmen kann.

Der ältere Mann hob die Hand, als würde er den Schirmmann schlagen wollen, und senkte sie wieder. Er war klug genug, nicht in seine Bühne zu springen.

Der Mann am Brunnen senkte die Hand und machte etwas anderes: Er hielt die Handfläche auf, als würde er etwas empfangen.

Und plötzlich spürte ich es in meiner Jackentasche: ein Zug. Das Papierstreifenchen, die Nachricht – NICHT MEHR TÜR. TREPPE. – bewegte sich in der Tasche, als würde ein Magnet daran ziehen.

Mein Herz schlug schneller. Nicht aus Angst. Aus dem Schock, dass selbst Papier hier nicht still bleibt.

Das Ding sah mich an, und ich wusste, ohne Worte: Er will dieses Papier. Er will diese kleine Spur von Widerstand. Er will sie zurück.

Der Schirmmann sagte leise: Gib ihm, was du gestohlen hast.

Ich hatte das Gefühl, dass, wenn ich den Papierstreifen herausnehme, mache ich denselben Fehler wie mit jedem Heft, jedem Satz, jeder Einladung: Ich akzeptiere die Regeln. Ich gebe etwas. Ich trete in einen Austausch.

Und doch zog es in meiner Tasche so stark, dass meine Finger von selbst zuckten.

Mary flüsterte: Nicht...

Ich presste die Hand auf die Tasche, als könnte ich den Zug unterdrücken. Dann tat ich etwas, das nicht schön war, aber einfach: Ich riss die Tasche auf, zog den Papierstreifen heraus, und statt ihn dem Mann zu geben, warf ich ihn ins Feuer, das noch als glimmende Asche im Schnee lag – der Rest der Ölflamme.

Der Papierstreifen fing sofort an zu brennen, ein winziges, helles Flackern. Worte wurden zu Rauch.

Der Mann am Brunnen zuckte nicht. Aber seine Augen verengten sich minimal. Und in diesem minimalen Ausdruck lag etwas, das mich mehr erschreckte als Wut: Anerkennung.

Der Schirmmann flüsterte: Oh.

Mary keuchte. Der ältere Mann starrte mich an, als hätte ich gerade einen Draht durchgeschnitten, von dem er nicht wusste, dass er uns gehalten hat.

Der Mann am Brunnen hob die Hand erneut, langsam. Und diesmal deutete er nicht auf mich.

Er deutete auf Mary.

Und in Marys Gesicht sah ich, wie sich etwas in ihr zusammenzog, als würde ein unsichtbarer Faden wieder straff.

Der Fingerzeig auf Mary war kein Befehl, der laut sein musste. Er war ein Gesetz, das sich in den Körper schreibt. Ich sah, wie Marys Schultern sich spannten, wie ihr Kinn sich minimal hob, als würde etwas in ihr an einem unsichtbaren Faden ziehen. Ihr Blick blieb klar, und gerade das machte es grausam: Sie sah, was sie gleich tun würde, und sie konnte es nicht verhindern.

Der ältere Mann machte einen Schritt auf sie zu, als wolle er sie festhalten. Marys Hand zuckte, nicht nach ihm, sondern weg, als wäre Berührung jetzt ein Verrat. Sie flüsterte, heiser, fast entschuldigend: Ich... kann nicht...

Der Schirmmann stand im Schnee wie ein gepflegter Gedanke. Er sagte leise, zufrieden: Das ist der Pakt. Nicht Blut. Bewegung.

Ich spürte, wie der Biss in meinem Hals antwortete. Nicht als Schmerz, sondern als Richtung. Als würde mein Körper denselben Befehl hören, nur mit einem anderen Ziel. Der Mann am Brunnen hatte Mary gewählt, aber er hielt mich in der Hand wie ein zweites Seil.

Mary machte einen Schritt.

Der Schnee knirschte, und in diesem Knirschen lag etwas Endgültiges. Sie ging nicht schnell, nicht taumelnd, sondern ruhig, als wäre sie plötzlich wieder stark. Diese Stärke war nicht ihre. Sie war geliehen. Und geliehene Stärke fordert Zinsen.

Der ältere Mann stellte sich ihr in den Weg. Mary blieb stehen, nur einen Herzschlag lang. Ihr Blick ging durch ihn hindurch. Dann hob sie die Hand, langsam, und legte sie an seine Brust.

Nicht schubsen. Nicht schlagen.

Nur berühren.

Der ältere Mann erstarrte, als hätte sie ihm die Luft genommen. Er flüsterte: Nein...

Mary drückte nicht. Aber er wich zurück, einen Schritt, unfreiwillig, als würde sein Körper nicht mehr entscheiden, wo er steht. Ich sah in seinem Gesicht den gleichen Schrecken wie in Marys: Er war wach, und doch wurde er bewegt.

Der Schirmmann sagte freundlich: Ihr seht? Jeder kann unterschreiben.

Ich konnte nicht zulassen, dass Mary den zweiten Schritt macht. Nicht weil ich ein Held sein wollte. Sondern weil ich plötzlich begriff: Wenn sie am Brunnenrand steht, wird sie nicht fallen. Sie wird steigen. In die Tiefe hinein, wie in eine Treppe, die nach unten führt und trotzdem „Übergang“ heißt.

Ich zog das Messer fester in der Hand. Kein Glanz. Kein Geräusch. Samt hatte mir beigebracht, dass die gefährlichsten Schnitte die leisen sind.

Mary machte den zweiten Schritt.

Der Brunnenrand war nur noch eine Armlänge entfernt.

Der Mann am Brunnen hob die Handfläche, als wolle er sie empfangen. Seine Augen ruhten nicht auf ihr Gesicht, nicht auf ihrem Hals, sondern auf ihrer Bewegung. Er sammelte sie ein wie eine Unterschrift, die man nicht lesen muss.

Ich hörte meine eigene Stimme nicht, weil ich sie nicht benutzte. Ich sprang nicht, ich schrie nicht. Ich machte nur etwas, das fast banal war: Ich trat seitlich, zwischen Mary und den Brunnen, so nah, dass ich ihren Atem roch.

Mary blieb stehen, und ihr Blick traf mich. Für einen Moment – nur einen – war da Mary. Ein Flackern, als hätte der Schnitt am Faden vorhin eine Öffnung geschaffen. In diesem Flackern lag Panik und Bitte zugleich.

Dann zog der Faden wieder.

Marys Hand hob sich, langsam, und ich wusste: Sie wird mich berühren, so wie sie ihn berührt hat. Und wenn sie mich berührt, kann der Pakt durch mich sprechen.

Ich hob mein Messer nicht gegen sie.

Ich hob es gegen das, was an ihr hing.

Am Hals, direkt am Ansatz des Kragens, sah ich einen Streifen Samt. Nicht groß. Ich hatte ihn zuvor nicht bemerkt, weil der Stoff sich wie Schatten verhält. Jetzt aber sah ich ihn deutlich, weil das Morgengrau jeden Schatten ehrlicher macht. Der Samtstreifen war eng, fast wie ein Band. Und darin war ein winziger Knoten, kaum sichtbar.

Der gleiche Knoten.

Der gleiche Druckpunkt.

Marys Hand war schon in der Luft, als ich die Klinge an den Knoten setzte. Keine Drohung. Keine Pause. Ein sauberer, kontrollierter Schnitt.

Der Samt gab nach.

Mary zog scharf Luft ein, als hätte man ihr Brustbein gelöst. Ihre Hand fiel nicht auf mich, sondern sackte kraftlos ab. Ihr Körper wankte, und ich fing sie im letzten Moment, bevor sie in den Schnee fiel. Sie keuchte, hustete, und ihr Blick war plötzlich wieder ihrer. Kein Ziehen mehr. Nur Erschöpfung und Schock.

Der ältere Mann machte sofort einen Schritt vor, um sie zu stützen. Mary klammerte sich diesmal an ihn, nicht gegen ihren Willen, sondern wie an eine Wand.

Der Schirmmann sagte nichts.

Das war bemerkenswert.

Der Mann am Brunnen aber reagierte. Nicht mit einem Schrei. Nicht mit Wut. Mit einem winzigen, kalten Blinzeln, als hätte jemand ein Licht in einem Raum verändert, den er längst auswendig kennt.

Ich spürte den Biss in meinem Hals aufglühen, als wäre er beleidigt. Das Ziehen wurde stärker, und ich begriff: Der Faden, den ich an Mary gelöst hatte, sucht sich jetzt den nächsten Halt.

Mich.

Der Mann am Brunnen sah nicht Mary an. Er sah mich an. Und diesmal – zum ersten Mal – öffnete er den Mund.

Seine Stimme war leise. Und sie klang wie meine.

Abraham, sagte er, und das Wort war nicht nur ein Name. Es war ein Besitzanspruch.

Mary wimmerte, als hätte sie die Stimme gehört und verstanden, was sie bedeutet. Der ältere Mann flüsterte: Nicht hinhören...

Aber wie soll man nicht hinhören, wenn dein eigener Name in deiner eigenen Stimme aus einem Brunnen kommt?

Der Schirmmann hob den Schirmgriff ein wenig, und im gesprungenen Spiegel glitt das Morgenlicht über die Risse. Ich sah darin nicht mein Gesicht. Ich sah eine Bewegung: den

Brunnen, den Riss, die Hände, den Samt. Und ich sah mich – nicht wie ich war, sondern wie er mich haben wollte: als Linie zwischen oben und unten.

Der Mann am Brunnen sprach wieder, in meiner Stimme: Du hast geschnitten. Jetzt trägst du.

Das Ziehen im Hals wurde so stark, dass mir kurz schwarz vor Augen wurde. Ich machte einen Schritt, unfreiwillig, zum Brunnen hin. Nicht weil ich wollte. Weil der Biss zog wie ein Haken.

Mary schrie leise meinen Namen. Der ältere Mann packte meinen Arm. Sein Griff war fest, aber er war menschlich. Gegen einen Paktgriff ist Menschlichkeit weich.

Der Schirmmann sagte endlich, fast sanft: Siehst du? Kein Papier. Kein Füller. Nur ein Schritt.

Ich sah Mary an. Sie war frei – frei genug, um zu zittern, frei genug, um zu weinen. Und ich wusste: Wenn ich jetzt kämpfe, werde ich verlieren. Nicht, weil ich schwach bin. Weil der Kampf selbst die Tür ist.

Ich dachte an die Regel, die uns bis hierher gebracht hatte: Nicht reden.

Also redete ich nicht.

Ich nickte Mary nur zu. Ein kleines, kaum sichtbares Zeichen, das nichts erklärt und doch alles sagt.

Dann tat ich das Einzige, was wirklich mein war: Ich drehte das Messer in meiner Hand, führte die Klinge nicht nach außen, sondern zu meinem Hals.

Mary keuchte: Nein!

Der ältere Mann riss an meinem Arm, aber ich war schneller, nicht mit Kraft, sondern mit Entschlossenheit.

Ich schnitt nicht tief. Ich schnitt nicht, um zu sterben. Ich schnitt in den Biss.

Genau durch die zwei Punkte. Genau durch das, was mich markierte. Ein kurzer, scharfer Schmerz, und sofort kam Blut – warm in der kalten Luft. Aber im selben Moment, als das Blut floss, passierte etwas anderes: Der Biss hörte auf zu ziehen.

Wie ein Seil, das plötzlich reißt.

Der Mann am Brunnen zuckte minimal. Nicht viel. Aber genug. Seine Hand griff an den Brunnenrand, als müsste er sich festhalten. Der Riss im Eis knirschte erneut, als würde der Deckel sich wehren.

Der Schirmmann machte einen Schritt nach vorn – und hielt inne. Das war neu. Er wollte eingreifen, aber Morgengrauen und Blut und Örauch und geschnittener Samt machten die Szene unberechenbar.

Ich presste die Hand auf meinen Hals. Blut lief zwischen meinen Fingern hervor, heiß, real. Mary schluchzte, und ich hörte ihre Schritte im Schnee, als sie auf mich zu wollte. Der ältere Mann hielt sie zurück, nicht aus Härte, sondern aus Angst, dass sie mich berührt und den Pakt wieder schließt.

Der Mann am Brunnen sprach noch einmal, in meiner Stimme, aber jetzt war etwas darin, das nicht mehr ruhig war. Ein dünner Riss, wie im Eis.

Warum...? sagte er.

Das war die Frage, die er von mir wollte. Die Beichte.

Und endlich hatte ich eine Antwort, die keine Tür war.

Ich sagte sie nicht laut.

Ich ließ sie einfach geschehen.

Ich hob die blutige Hand, nahm das zerschnittene Samtband von Mary, das im Schnee lag, und wickelte es um meinen eigenen Unterarm. Nicht als Schmuck. Als Knoten. Als bewusstes Zeichen: Wenn der Pakt einen zweiten Namen sucht, soll er ihn an mir festmachen, nicht an ihr. Dann zog ich das Band fest und ließ das Messer fallen.

Metall klirrte auf Stein.

Ein normales Geräusch. Das schönste Geräusch der Welt.

Der Mann am Brunnen sah das Band. Sein Blick veränderte sich, kaum, wie Anerkennung. Dann zog er sich langsam zurück, nicht hastig, nicht besiegt. Als hätte er bekommen, was er wollte, nur nicht dort, wo er es zuerst holen wollte.

Der Riss im Eis knirschte und schloss sich nicht. Aber er hörte auf zu wachsen. Die warme Luft wurde weniger. Das Feuer war längst aus. Nur Dampf hing noch über dem Brunnen wie der letzte Atem einer Nacht.

Der Schirmmann stand still. Er sagte nichts. Und das Schweigen von ihm war der eigentliche Schlusstrich. Kein Lob, keine Beleidigung, kein „sehr gut“.

Mary sank in die Arme des älteren Mannes. Sie weinte nicht laut. Nur leise, erschöpft, als hätte sie keine Kraft mehr für Geräusche. Sie sah mich an, und in ihren Augen lag Dank und Entsetzen, eng ineinander.

Der ältere Mann sah mich an, und in seinem Blick war keine Bewunderung. Nur Verständnis. Er wusste, was ich getan hatte: keinen Sieg errungen, sondern einen Preis bezahlt.

Der Himmel wurde heller. Das Grau wurde zu einem blassen Blau. Die Stadt begann zu atmen wie eine Stadt, nicht wie ein Schloss.

Ich stand da, die Hand auf dem Hals, das Samtband am Arm, und ich spürte endlich etwas, das ich seit der ersten Zeile nicht mehr gespürt hatte:

Stille.

Nicht die lauernde Stille eines Gangs.

Die Stille eines Morgens, der so tut, als wäre nichts passiert.

Und in dieser Stille, ganz tief, dort, wo der Biss gewesen war, hörte ich kein Ziehen mehr.

Nur ein leises, geduldiges Tippen.

Nicht im Schnee.

In mir.

Impressum

Dieses Buch wurde unter der

Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives (CC BY-NC-ND) Lizenz veröffentlicht.



Diese Lizenz ermöglicht es anderen, das Buch kostenlos zu nutzen und zu teilen, solange sie den Autor und die Quelle des Buches nennen und es nicht für kommerzielle Zwecke verwenden.

Autor: **Michael Lappenbusch**

Email: admin@perplex.click

Homepage: <https://www.perplex.click>

Erscheinungsjahr: 2025